3 1761 07040098 1

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diegesellschaftd00frey

Die Gesellschaft der Missionare von Afrika

Weiße Väter

in ihrem 50jährigen Bestehen

(Oktober 1868 bis Oktober 1918)

Dargestellt von

P. Dr. Theodor Frey

Provinzial der Deutschen Provinz

Allen Freunden und Wohltätern der Gesellschaft in Dankbarkeit gewidmet

Trier 1918

Verlag des Missionshauses der Weißen Väter

U. L. Frau von den Sklaven.

Die Gesellschaft der Missionare von Afrika

Weiße Väter

in ihrem 50jährigen Bestehen

(Oktober 1868 bis Oktober 1918)

Dargestellt von

P. Dr. Theodor Frey

Provinzial der Deutschen Provinz

Allen Freunden und Wohltätern der Gesellschaft in Dankbarkeit gewidmet

Trier 1918

Verlag des Missionshauses der Weißen Väter

Imprimatur.

Treveris, die 25. m. Septembris 1918.

Vicarius in spir. generalis
Tilmann.

BV
2010
F7

Vorwort.

Kriegszeit ist zwar keine günstige Zeit für Jubelfeste und Festschriften, da ja naturgemäß das ganze Sinnen und Trachten aller Volkskreise auf das eine große Ziel hingelenkt ist, den Weltkrieg zu einem baldigen günstigen Abschluß zu bringen. Wenn wir es trotzdem wagen in die Öffentlichkeit zu treten bei der 50. Wiederkehr des Tages, an dem sich drüben im schwarzen Erdteil einige großmütige Herzen zusammengefunden, um sich ganz dem nachmaligen Kardinal Lavigerie für das Apostolat in Afrika zur Verfüg ng zu stellen, so ist es nur, um einer heiligen Dankespflicht zu genügen. Wir wollen dadurch zunächst eine Pflicht des Dankes gegen Gott erfüllen, dessen gütige Vorsehung das am 19. Oktober 1868 in den afrikanischen Boden eingesenkte Samenkorn einer neuen Missionsgesellschaft mit dem belebenden Tau Seiner Gnade befruchtet und zu so schöner Entwicklung und Blüte gebracht hat. Seine allmächtige Hand hat alles gnädig so gefügt und die Menschen und die Ereignisse so gelenkt und geleitet; und wenn die Genossenschaft — die einzige, die bis jetzt auf dem Missionsfelde selbst entstand — gewürdigt wurde, in diesen 50 Jahren etwas zur Bekehrung und Hebung des dunkeln Erdteils beizutragen, so ist das alles Sein Werk, und Ihm allein gebührt dafür Ehre und Ruhm. Wir fühlen uns aber auch zu großem Danke verpflichtet gegen alle die edlen Seelen, die uns durch das Apostolat des Gebetes und des Almosens zur Seite standen. Diese zahlreichen opferwilligen Mitarbeiter ermöglichten es erst den Glaubensboten, den Absichten der göttlichen Vorsehung zu entsprechen und das Licht des wahren Glaubens und die Segnungen des Christentums hinauszutragen zu den freiheitsliebenden Söhnen der Wüste und zu den rauhen Bewohnern des Atlasgebirges, zu den wilden Stämmen des Sudan und zu den schwarzen Kindern des innersten Afrika. Dank ihrer großmütigen Unterstützung finden wir jetzt Mitglieder der Kongregation im heißen Sande der Sahara und an den Gestaden der großen innerafrikanischen Seen, bei den fanatischen Anhängern der Religion des Propheten und den bedauernswerten Opfern des Fetischismus.

Es war am 19. Oktober 1868, als zu Ben Aknun bei Algier sieben Novizen ihre apostolische Ausbildung begannen. Wie der Stifter, Kardinal Lavigerie, später bei verschiedenen Gelegenheiten hervorhob, hatten an der

Erziehung der ersten Zöglinge hervorragenden Anteil und standen so gewissermaßen an der Wiege der Genossenschaft ein Sohn des hl. Vinzenz von Paul, des Apostels der Nächstenliebe, ein Sohn des hl. Ignatius, des Apostels des Glaubens, und ein Sohn des Ehrwürdigen Olier, des Apostels der priesterlichen Heiligkeit. Alle drei sollten den Erstlingen des entstehenden Werkes etwas von dem ihnen eigentümlichen Geiste mitteilen. Der schöpferische, großzügige Geist des Stifters, sein glühender Seeleneifer und seine alles umfassende Liebe schufen aus dieser Mischung das besondere Gepräge der Genossenschaft und den besonderen Geist, der die junge Apostelschar beseelen sollte. — Heute nach 50 Jahren zählt die Genossenschaft ungefähr 680 Patres und 260 Brüder.

Vor 50 Jahren beschränkte sich das Apostolat auf den Unterricht bei einigen dem Hungertode entrissenen arabischen Waisenkindern heute scharen sich um die Glaubensboten der Kongregation in 11 verschiedenen Missionsgebieten 255 923 Christen und 135 352 ernste Taufbewerber; in 2302 Schulen werden 91 819 Kinder unterrichtet. Das alles hat nur erreicht werden können durch die eifrige Unterstützung der treuen Helfer und Helferinnen in der Heimat, die weder Mühen noch Opfer gescheut haben, um bei dem göttlichsten aller göttlichen Werke mitzuwirken. Deshalb erlauben wir uns, allen edlen Gönnern, Freunden und Wohltätern unseres Missionswerkes als kleines Zeichen unseres innigsten Dankes diese bescheidene Schrift zu überreichen. Sie soll in knappen Zügen einen kurzen Überblick über die innere und äußere Entwicklung, über den besonderen Geist und das Missionsverfahren, über die Freuden und Leiden der Genossenschaft bieten.

Trier, den 15. August 1918.

P. Theodor Frey, M. A.

Erster Teil.

Die Genossenschaft in ihrem Entstehen und in ihrer Entwicklung.

1. Erste Versuche des Apostolates in Algerien.

Als am 5. Juli 1830 Algier, die Hauptstadt eines der nordafrikanischen Seeräuberstaaten, von Frankreichs siegreichen Truppen erobert wurde, knüpfte man in Europa an dieses wichtige Ereignis die verschiedenartigsten Hoffnungen. Die einen sahen in dem Sturz der stolzen Feste die langersehnte Beseitigung des Handel und Verkehr im Mittelmeerbecken lahmlegenden Seeräuberunwesens, die Unterdrückung des Handels mit christlichen Sklaven, die Aufhebung des entehrenden Tributes, den die europäischen Mächte zum Schutze ihrer Schiffe und Küsten hatten zahlen müssen. Aber für manche Geister, die die neue Lage mehr mit den Augen des Glaubens betrachteten und ihren Blick über diese an und für sich erfreulichen Wirkungen und Vorteile mehr materieller Art erhoben, eröffnete diese weltgeschichtliche Begebenheit nicht nur für Algerien, sondern für den ganzen Norden des schwarzen Erdteiles die tröstlichsten Aussichten. Sie sahen bereits im Geiste die Fahne des Kreuzes wieder aufgepflanzt auf diesem Boden, der in früheren Zeiten zum Teil für das Christentum gewonnen, aber seit Jahrhunderten die Beute der fanatischen Anhänger des Islam geworden war. Man hoffte, daß endlich die Gebete der Heiligen und Martyrer Afrikas erhört worden seien. Die Tatsache, daß am Tage nach der Einnahme der Stadt auf ihrem höchsten Punkte ein Kreuz errichtet wurde, gewissermaßen zum Zeichen, daß der Gekreuzigte von diesem armen Land wieder Besitz nahm, schien diesen kühnen Hoffnungen einige Berechtigung zu geben. Aber man sollte nur zu bald einsehen, daß man sich getäuscht hatte. Wenige Tage nach der Einnahme Algiers wurde Karl X., König von Frankreich, durch eine Revolution vom Throne gestürzt. Die neuen Machthaber schienen nicht zu verstehen, daß nur das Christentum wahre Zivilisation bringen kann, und daß infolgedessen der christlichen Religion in der neuen Kolonie ein hervorragender Platz ein-

geräumt werden müsse. Im Gegenteil, man schob mit Absicht die Religion beiseite und befriedigte so weder die Sieger noch die Besiegten. Soldaten und Kolonisten vermißten inmitten ihrer schwierigen Lage die tröstliche Hilfe der Religion, und die Kranken und Sterbenden verlangten vergebens nach einem Priester. Selbst die Anhänger des Propheten nahmen Ärgernis an diesem Mangel an jeglicher Religionsbetätigung und verachteten die Eroberer. Als man endlich zwei Jahre nach der Eroberung sich anschickte, in Algier eine christliche Kirche zu bauen, antwortete ein Maure, den ein Beamter fragte, wie sich die muselmännische Bevölkerung zu diesem Plane stellen würde: „Beeilet euch sie zu errichten, denn erst dann werden wir glauben, daß ihr einen Gott verehrt, und daß man eurem Worte Glauben schenken darf."

Um wenigstens den Schein zu wahren, errichtete die Regierung im Jahre 1838 im Einverständnis mit dem hl. Stuhl einen Bischofssitz in Algier. Die Lage des neuen Bischofs Dupuch war nicht gerade beneidenswert. Er hatte fünf arme Priester mit einer in eine Kirche umgewandelten Moschee und zwei ganz armseligen Kapellen; und das für ein Gebiet, das fast so groß war wie ganz Frankreich, wo 25000 Kolonisten, 60000 Soldaten und 4 Millionen Eingeborene wohnten. Auf die letzten hatte es der seeleneifrige Bischof ganz besonders abgesehen, wie man aus seinem ersten Hirtenschreiben ersehen kann. „Es ist unsere strenge Pflicht", hieß es unter anderem, „sie möglichst bald in unserer heiligen Religion zu unterrichten. Wir sehnen uns danach, unter den Eingeborenen zu wohnen, sie an unser Vaterherz zu drücken und ihnen zahlreiche Beweise unserer zärtlichen Liebe zu geben."

Aber die Regierungskreise wollten davon nichts wissen. Manche behaupteten, die Muselmänner seien unbekehrbar, andere fürchteten den Fanatismus der Eingeborenen zu erregen und die Verträge zu verletzen, wieder andere endlich meinten, mit der Bekehrung zum Christentum würde die Eigenart des Landes und seiner Bewohner verschwinden.

So versagte man dem Oberhirten die durchaus notwendigen Unterstützungen, um christliche Kirchen zu bauen; man verbot ihm und seinen Priestern, mit den Eingeborenen über religiöse Gegenstände zu sprechen, während man dem Islam in jeder Weise entgegenkam und eine Reihe neuer Moscheen erbaute. Ja, man ging sogar soweit, zu verlangen, daß aus Rücksicht auf die religiösen Empfindungen der Eingeborenen die Kruzifixe aus den von Schwestern geleiteten Spitälern entfernt wurden.

Unter dem Nachfolger von Bischof Dupuch, Msgr. Pavy (1846) wurden die Verhältnisse nicht besser. Die Bekehrung der Eingeborenen zum Christentume war auch eine seiner ersten Hirtensorgen. Im kleinen und großen Seminar wurden Lehrstunden für das Arabische eingelegt; er empfahl das Studium dieser Sprache seinem Klerus aufs angelegentlichste. Die Regierung verhielt sich noch immer ablehnend, man stellte sogar einen Wach-

posten an der Türe der Kathedrale auf, um die Eingeborenen am Eintreten zu hindern. Trotz aller Schwierigkeiten dachte der Bischof im Ernste daran, die Mission bei den Eingeborenen zu beginnen. Zu diesem Zwecke sandte er am 23. September 1850 folgendes Schreiben an den französischen Kriegsminister: „Sie werden mir erlauben, Ihnen ohne lange Umschweife eine Frage von der größten Bedeutung vorzulegen. Bis jetzt habe ich nichts Unmittelbares zum Wohle der arabischen Bevölkerung der Kolonie unternommen, die Klugheit schien mir diese Zurückhaltung aufzuerlegen. Aber die Klugheit hat ihre Grenzen, und die Rechte Gottes verlangen von mir eine Hingebung an dieses Werk, die um so lebendiger und kräftiger sein muß, je länger sie in meinem Herzen zurückgehalten worden ist. Als Bischof empfinde ich es als meine Gewissenspflicht, nach Möglichkeit an dem wichtigen Werke der Bekehrung der Araber zu arbeiten."

Zu diesem Zwecke machte der Bischof den Vorschlag, in der Provinz Konstantine einigen Priestern aus der Gesellschaft Jesu mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln das Apostolat unter den Eingeborenen anzuvertrauen. Er wurde nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Manche sonst Gutgesinnte stützten sich, um ihre ablehnende Haltung zu rechtfertigen, zu Unrecht auf die betrübende Tatsache, daß in den Städten, wo der katholische Kultus zugelassen war, doch keine Bekehrungen vorkamen. Man vergaß dabei in Betracht zu ziehen, welche Fesseln man hier der christlichen Religion angelegt hatte, und daß gerade in den Städten die zugezogenen Christen nicht das beste Beispiel gaben, so daß die Vornehmen von Mila dem Generalvikar von Konstantine mit Recht sagen konnten: „Weshalb willst du, daß wir Christen werden? Wenn es nur ist, um denen ähnlich zu werden, die wir hier sehen, so bleiben wir besser Muselmänner." Unterdessen hatte der Bischof dem Leiter des Priesterseminars zu Kuba bei Algier, dem Lazaristenpater Girard, aufgetragen, einige arabische Waisenkinder zu sammeln und sie im christlichen Geiste heranzuziehen. Aber die Regierung wandte sich auch gegen diesen bescheidenen Versuch, und nach kurzer Zeit mußte das Werk wieder aufgegeben werden, ohne daß man dabei nennenswerte Erfolge erzielt hätte.

Trotz dieses Mißerfolges entmutigte sich der seeleneifrige Bischof nicht, der in seinen Bemühungen von P. Girard aufs kräftigste unterstützt wurde. Das Jahr 1855 endlich schien für die Zukunft der Mission bei den Eingeborenen zu neuen Hoffnungen zu berechtigen. Vier Seminaristen, die sich durch besonderen Eifer beim Studium des Arabischen ausgezeichnet hatten, entschlossen sich, ihre Kräfte der Mission unter den Arabern zu weihen. Sie wohnten zusammen allein in einem Hause und begaben sich nur für die Vorlesungen ins große Seminar. Einer nannte die Vereinigung das Zönakulum, Name, der ihr auch verblieb. Gebet, Studium und Besuche in den Hütten armer Eingeborener füllten ihr Tagewerk aus. Drei blieben

diesem Leben ein Jahr lang treu und wurden im Mai 1856 zu Priestern geweiht, nachdem sie einige Tage vorher vor einer Statue Unserer Lieben Frau von den Missionen das Versprechen abgelegt hatten, sich dem Bekehrungswerke unter den Arabern widmen zu wollen, unter der Bedingung allerdings, daß sich diesem Vorhaben nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Der hl. Vater Pius IX. spendete dem Unternehmen huldvoll seinen väterlichen Segen, und zwei Mitglieder des Zönakulums begaben sich nach Laghuat, um die Mission unter den Arabern zu beginnen. Vier neue Mitglieder traten in das Noviziat ein. Die Sache schien sich gut entwickeln zu wollen. Man schöpfte bereits neue Hoffnung für das endliche Gelingen des großen apostolischen Planes, als plötzlich der Sturm losbrach. Einige höhere Beamte, die um jeden Preis die Bekehrung der Eingeborenen verhindern wollten, klagten den Bischof an, er lasse seine Priester in Laghuat Propaganda treiben, und sie verlangten mit Nachdruck die Auflösung des Zönakulums. Um größeres Unheil zu verhüten, mußte man nachgeben.

So war auch dieser Versuch, der soviel versprochen hatte, durch die Engherzigkeit der Verwaltung gescheitert. Alle hochherzigen Bemühungen des edlen Bischofs waren vergebens, und bei seinem Tode (1866) war die Christianisierung Nordafrikas kaum einen kleinen Schritt vorwärts gekommen. Die Stunde des eigentlichen Apostolates unter den Eingeborenen schien in weite Ferne gerückt. Da berief die Vorsehung auf den Bischofsstuhl von Algier einen Mann, der Geschick und Tatkraft genug besaß, um gegen alle staatliche Bevormundung und Engherzigkeit mit Erfolg anzukämpfen. Dieses Werkzeug der Vorsehung war der junge, erst 42jährige Bischof von Nancy, Msgr. Lavigerie.

2. Fügung und Führung im Leben des Stifters.

Karl Martial Allemand Lavigerie war am 31. Oktober 1825 zu Bayonne in Südfrankreich geboren. Schon als Kind fühlte er in sich den Beruf, Priester zu werden. Nach glanzenden Gymnasialstudien trat er im Oktober 1843 in das große Seminar der Sulpizianer zu Issy bei Paris ein. Dort war es, wie er selbst im Jahre 1891 als Kardinal einem jungen Seminaristen schrieb, wo zum ersten Male das Bild des Missionsberufes in seinem Innern aufstieg, als ein ehrwürdiger Missionsbischof aus China den Alumnen von seinen Prüfungen, Mühen, Arbeiten und Hoffnungen erzählte.

Am 2. Juni 1849 wurde er in Paris zum Priester geweiht. Der Aufenthalt in Paris war für seine wissenschaftliche Ausbildung von der größten Bedeutung. Nach der Priesterweihe widmete er sich noch weiter den höheren Studien und erwarb sich mit Auszeichnung die verschiedenen akademischen Grade. Bereits im Jahre 1854 wurde er als Professor der Kirchengeschichte an die Sorbonne berufen. Aber der Wirkungskreis an der Sorbonne war zu eng für den weitumfassenden Geist und die Tatkraft des jungen Professors. Die Vorsehung führte ihn stufenweise seinem eigentlichen Berufe zu.

Nach dem Vertrage von Paris 1856, der die Gewissensfreiheit im ottomanischen Reiche proklamierte, hatte sich in Frankreich eine Vereinigung gebildet, um die schismatischen orientalischen Kirchen mit der römischen Kirche zu vereinigen. Zu diesem Zwecke wurde das „Werk für die Schulen im Orient" gegründet, an dessen Spitze man nun einen talentvollen, seeleneifrigen Priester stellen wollte. Man dachte an den jungen Professor Lavigerie. P. Ravignan, sein Beichtvater, machte ihm Mitteilung von dem Plane. „Wenn Sie glauben, daß es der Wille Gottes ist, dann bin ich bereit, die Sache anzunehmen", erwiderte Lavigerie einfach. Und er nahm an.

So hatte er denn neben seiner Professur ein wahrhaft apostolisches Werk, das seinem Eifer anvertraut war. Während der nächsten drei Jahre durchzog er nun ganz Frankreich, um für diesen neuen Kreuzzug Teilnahme zu wecken und die nötigen Mittel aufzubringen. Infolge seiner unermüdlichen Tätigkeit, die vor keinen Enttäuschungen zurückschreckte, stiegen die Einnahmen des Werkes im Jahre 1859 auf 60 000 Franken. Da brach eine Katastrophe herein, die ihn in unmittelbare Verbindung mit dem Orient und dem Islam bringen sollte. Durch die Verhandlungen der Türkei mit den christlichen Mächten des Abendlandes, besonders nach dem Krimkriege, war der Fanatismus der Türken, vor allem in Syrien, in bedenklicher Weise geweckt worden; überdies wurde er von Mekka aus planmäßig geschürt.

Im Anfang des Jahres 1860 stürzten sich die Drusen und Metualis wie blutdürstige, wilde Tiere auf die Christen des Libanon. Städte und Dörfer wurden verwüstet und die Bewohner ohne Erbarmen niedergemetzelt, selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont. Über 20000 fanden so einen gräßlichen Tod, eine noch größere Anzahl irrte in Not und Elend im Gebirge umher, jeden Augenblick von demselben Schicksal bedroht. Ganz Europa geriet über diese entsetzlichen Greuel in Aufregung. Schnelle Hilfe tat not, wenn Hunger und Kälte nicht die armen Unglücklichen dahinraffen sollten, die mit Mühe dem Fanatismus der Drusen entgangen waren. Man beschloß, zwei Expeditionen auszusenden: eine militärische für die Sicherheit der Christen und die Bestrafung der Urheber der Metzeleien, eine Expedition der Liebe zur Unterstützung der armen Opfer.

Trotzdem Professor Lavigerie um diese Zeit sehr erholungsbedürftig war, stellte er sich doch sofort an die Spitze dieses Kreuzzuges der Liebe. Dank seiner rastlosen Tätigkeit waren bereits im August über eine Million Franken eingegangen. Der Verwaltungsrat des Werkes für die Schulen im Orient beschloß, einen Vertreter nach Syrien zu senden, um an Ort und Stelle das Geld in der richtigen Weise zu verteilen. Für diesen Vertrauensposten wurde Lavigerie ausersehen. Bereits im Oktober langte er auf dem neuen Schauplatz seiner Tätigkeit an. Wie der barmherzige Samaritan durchzog er die verwüsteten Gegenden, überall helfend, tröstend, Not und Elend lindernd. In Damaskus traf er mit dem aus Algerien verbannten Emir Abd-el-Kader zusammen, der sich der verfolgten Christen tatkräftig angenommen hatte. Er ahnte damals noch nicht, daß er einige Jahre später in Algerien der Hüter der ehemaligen Untertanen des Emir sein würde. Nach dreimonatlicher aufreibender Tätigkeit war seine Mission beendigt, er hatte über zwei Millionen Franken

verteilt und kehrte nun über Rom nach Frankreich zurück. In dieser Zeit hatte er seinen wahren Beruf als Apostel und Missionar erkannt, und er ließ sich nur mit Mühe dazu bewegen, sein Professur mit dem ehrenvollen Posten eines Auditore der Rota in Rom zu vertauschen, wo man seine hohen Geistesanlagen immer mehr schätzen lernte. Als Konsultor der Kongregation der Propaganda für die orientalischen Riten hatte er Gelegenheit, zum Wohle der orientalischen Kirche als Apostel tätig zu sein.

Am 5. März 1863 wurde er zum Bischof von Nancy ernannt. Er war damals erst 37 Jahre alt. Sein klarer, durchdringender Verstand, seine außerordentliche Tatkraft und sein lebendiger Glaubenseifer befähigten ihn ganz besonders zu diesem hohen und verantwortungsvollen Amte. In sein Bischofswappen nahm er den Pelikan auf, der seine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, zum Wahlspruch wählte er das einzige, aber so tiefe Wort: Caritas — Liebe.

Nur etwas mehr als drei Jahre sollte er seine Energie und seinen apostolischen Eifer dieser wichtigen Diözese widmen, dann wurde er nach Algier berufen, das 1866 zur Würde eines Erzbistums erhoben worden war mit den beiden Suffraganbistümern Oran und Konstantine.

Am 15. Mai 1867 hielt Erzbischof Lavigerie seinen feierlichen Einzug in seine neue Diözese, wo ihn ganz besondere Schwierigkeiten erwarteten. Er machte sich sofort an die Arbeit als eifriger Hirte, der es mit seinem Hirtenamte ernst nimmt. Von Anfang an richtete er sein Augenmerk nicht bloß auf den Klerus und das christliche Volk, sondern auch auf die Anhänger des Propheten. Sein großes apostolisches Herz umfing sie alle in gemeinsamer Liebe.

3. Hungersnot in Algerien.

Während der Erzbischof sich nun abmühte, einen Weg zu finden, auf dem er seinem Ziele, der Bekehrung der Eingeborenen, näherkommen konnte, wurde ihm von der Vorsehung die Bahn geöffnet durch eine schreckliche Katastrophe, die jeden Widerstand über den Haufen warf. Die Stunde der Erlösung nahte, wenn auch im Sturm, in Trübsal und Elend.

Im Jahre 1867 wütete in Algerien die Cholera, sie forderte besonders unter den Eingeborenen viele Opfer. Ueber 60 000 wurden in kurzer Zeit dahingerafft. Aber das war erst der Anfang der Prüfungen, die über das arme Land hereinbrechen sollten. Die Heuschrecken, die schon im Jahre 1866 große Verwüstungen angerichtet hatten, kamen im Jahre 1867 in ungeheuern Mengen. Dichten Wolken gleich, die den Himmel bedeckten und die Sonne verfinsterten, stürzten sie sich auf die Felder, die sie stellenweise mehrere Zentimeter hoch bedeckten. In wenigen Tagen war alles, was grün war, verzehrt, die Getreide- und Weinernte war vollständig vernichtet, sogar die Rinde der Bäume wurde nicht verschont. Zudem herrschte den ganzen Sommer hindurch eine außergewöhnliche Trockenheit. Alles vertrocknete und verdorrte. Das Land sah aus wie eine Wüste. Endlich

gegen November kamen sündflutartige Regengüsse, die alles überschwemmten und das gute Erdreich mitrissen. Auf den Bergen fiel sehr früh Schnee und zwar in solchen Mengen, daß die Häuser und Dörfer davon bedeckt waren.

Die europäischen Ansiedler litten unsäglich unter diesen Plagen, aber sie hatten wenigstens einige Vorräte, während die Eingeborenen infolge ihrer natürlichen Sorglosigkeit jeder Hilfe entblößt waren. Es blieb ihnen nur die Wahl zwischen der Flucht aus ihren Dörfern und dem sicheren Hungertode. Es war ein gräßliches Schauspiel, das sich den Blicken der Augenzeugen darbot. Der Hunger, zu dem sich bald die Pest gesellte, raffte in wenigen Monaten ein Fünftel der Eingeborenen hinweg. Durch die Not gedrungen, suchten die Mutigsten und die am wenigsten Entkräfteten Hilfe in den Städten. Ganze Scharen von Unglücklichen, die ihr letztes Kleidungsstück gegen ein Stück Brot umgetauscht hatten, schleppten sich mühsam den Toren der Städte zu, indem sie den Rand der Wege und Straßen buchstäblich mit Toten besäten. Auf dem Lande wurden sogar verendete Tiere wieder ausgegraben und verzehrt. Die Kolonisten waren oft gezwungen, mit der Flinte in der Hand ihr Vieh gegen die Hungernden zu schützen. Auf Schritt und Tritt traf man diese wandelnden Skelette an, die, um nur ihren Hunger zu stillen, vor keiner Grausamkeit und keinem Verbrechen zurückschreckten. Väter und Mütter töteten sogar ihre eigenen Kinder, um sie zu verzehren. Jedes menschliche Gefühl schien erstickt zu sein.

Erzbischof Lavigerie war tief erschüttert über dieses entsetzliche Elend. Von allen Seiten der Diözese übermittelten ihm die Geistlichen herzzerreißende Berichte. Der Pfarrer von Marengo schrieb ihm: „Meine Pfarrei ist förmlich belagert von Scharen von Bettlern, die buchstäblich nur noch Haut und Knochen haben und von Disteln und Wurzeln leben. Ich habe öfters gesehen, wie ein Trupp Frauen und Männer mit Stöcken die Rinder aus den Gräben trieben, um sich auf das spärliche Grün, das dort wuchs, zu stürzen." Der Pfarrer von Mahelma berichtete unter anderen Schauerszenen, wie er die unglücklichen Araber sich auf einen mit Dünger beladenen Wagen werfen sah, um sich einige mit Schmutz bedeckte Blätter Gemüse anzueignen und sie gierig zu verschlingen. Man fand Frauen tot am Wege liegen mit ihren toten kleinen Kindern in den Armen. Schakale, Hyänen und andere wilde Tiere nährten sich von den Leichen, die man nicht mehr alle begraben konnte.

Die Regierung bemühte sich, diese Greuel zu verheimlichen, sie fühlte sich mehr oder weniger mitschuldig, weil sie die Eingeborenen aus falschverstandener Toleranz in ihrer Sorglosigkeit hatte dahinleben lassen. Aber auf die Dauer erfuhr man doch den wahren Sachverhalt. Die französische Kammer bewilligte 400 000 Franken. Doch was war das für so viel Jammer und Elend! Man suchte den Erwachsenen Arbeit zu verschaffen, aber was sollte aus den armen Kindern werden?

Eines Tages begegnete Msgr. Lavigerie einem kleinen, zehnjährigen Bettler, der von Hunger und Fieber ganz erschöpft war.

„Woher kommst du, mein Kind?" fragte ihn der Erzbischof.

„Von den Bergen, weit, weit her."

„Wo sind deine Eltern?"

„Mein Vater ist gestorben und meine Mutter ist in ihrem Gurbi (Hütte)."

„Und weshalb hast du sie verlassen?"

„Sie sagte mir: ›Ich habe kein Brot mehr, gehe fort in die Dörfer der Christen‹, und ich bin gekommen."

„Was hast du unterwegs gemacht?"

„Während des Tages nährte ich mich von den Kräutern, die ich fand, und während der Nacht versteckte ich mich in irgend einem Loch, damit mich die Araber nicht bemerken sollten, denn man hatte mir gesagt, daß sie die Kinder schlachten, um sie zu essen."

„Wohin gehst du nun?"

„Ich weiß es nicht."

„Willst du zu einem arabischen Marabut gehen?"

„Nein! Denn als ich zu ihnen ging, jagten sie mich weg, und wenn ich mich nicht rasch genug entfernte, hetzten sie die Hunde auf mich."

„Willst du bei mir bleiben?"

„Ja, ganz gern."

„Nun gut, komme in mein Haus, du sollst mein Kind sein und Karl heißen wie ich."

Dieses Erlebnis war für den Erzbischof eine Offenbarung. Diese armen Kinder brauchten einen Vater, er wollte ihnen Vater sein. Während die Regierungsorgane noch zögerten und überlegten, indessen die Kinder scharenweise vom Tode dahingerafft wurden, ging der Erzbischof mutig ans Werk. Er sammelte die unglücklichen Wesen und vertraute sie einigen Schwestern an. Dann begab er sich nach Frankreich, um die christliche Nächstenliebe für dieses Werk der Barmherzigkeit zu begeistern. In einem rührenden Aufruf wandte er sich an die Öffentlichkeit für seine Kinder, deren Zahl mit jedem Tage zunahm.

Die Schwestern widmeten sich ihren Pflegebefohlenen mit unglaublichem Heldenmut. Scharenweise brachte man ihnen die verlassenen Geschöpfe, die abgemagert in einige schmutzige Lumpen gehüllt, mit Ungeziefer und allen möglichen Hautkrankheiten bedeckt waren. Viele starben unterwegs. Bereits im Februar 1868 waren 800 in einem Hause zu Ben Aknun untergebracht, und ihre Zahl wuchs noch immer.

Klerus und Volk wetteiferten mit ihrem Oberhirten, um die Waisen zu ernähren und zu kleiden. Der Erzbischof ging selbst mit dem guten Beispiel voran. Alles nur irgendwie Entbehrliche gab er für seine Kinder her bis auf seine violetten Kleider. Ja, er verzichtete sogar auf seinen

Wagen, um den armen Wesen helfen zu können. Man beschäftigte die Älteren und Kräftigsten auf dem Felde, um sie zu stärken und zu ernster Arbeit zu erziehen. In den ersten Tagen des Jahres 1868 brach der Typhus unter ihnen aus. In den Monaten Februar und März starben manchmal zehn bis zwanzig an einem Tage. Auch unter dem opfermutigen Pflegepersonal hielt der Tod reiche Ernte. Innerhalb weniger Tage starben fünf Schwestern des hl. Vinzenz von Paul, eine Schwester vom Guten Hirten, eine der Christlichen Lehre und ein Bruder aus der Gesellschaft Jesu. Von allen Seiten brachte man immer noch neue Pfleglinge, so daß die Zahl auf 1753 anwuchs.

An manchen Stellen betrachtete man das Werk mit großem Mißtrauen, besonders die amtlichen Kreise bezeigten ihm wenig Teilnahme, viele waren ihm sogar feindlich gesinnt. Sobald das Frühjahr kommt, meinten manche, werden die kleinen Vögel wieder davonfliegen, das wilde Blut wird sich dann schon regen, und man wird bald einsehen, daß alle Mühe und alles Geld verschwendet war. Der Erzbischof hielt übrigens kein Kind gegen seinen Willen zurück. Er empfahl den Schwestern, die die Kinder besorgten, das Haus immer offen zu lassen. Kein Zwang sollte die Kleinen zurückhalten. Das Ergebnis war, daß trotz vollständiger Freiheit nur einige wenige, gänzlich verdorbene Kinder sich zurückzogen.

Aber was ganz besonders auffiel, war die vollständige Umwandlung der Unglücklichen, die im Zustande völliger Verwahrlosung angekommen waren. Jedes edlere Gefühl schien in ihnen erstickt zu sein, Ehrbarkeit und Sittsamkeit waren ihnen unbekannt, die meisten waren bereits von Grund aus verdorben und den schändlichsten Lastern ergeben. Nach und nach verbesserte sich mit dem Äußern auch das Innere, sie lernten die Achtung vor sich und vor dem Nächsten. Die vorteilhafte Veränderung war offenkundig, allerdings wurde sie nur erreicht unter unsäglichen Opfern von seiten derjenigen, die mit dieser aufreibenden Aufgabe betraut waren.

Die Kinder sollten zur Arbeit erzogen werden, um später selbst ihren Lebensunterhalt verdienen zu können und so brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. Der Plan des Erzbischofs ging noch weiter.

Trotz der immer offener zu Tage tretenden Feindseligkeit der Regierungskreise, die ihm Seelenfängerei vorwarfen, die sie um jeden Preis verhindern zu müssen glaubten, damit ja nicht der Fanatismus des Islam geweckt würde, schrieb er mit apostolischem Freimut in einem Offenen Briefe am 6. April 1868: „Wenn die christliche Nächstenliebe uns weiter unterstützt, wenn man uns die Kinder nicht wegnimmt, dann werden wir in einigen Jahren eine blühende Pflanzschule von tüchtigen Arbeitern und Handwerkern, und um es offen zu sagen, christliche Araber haben. Diese Kinder, unwissend in jeder, auch in religiöser Beziehung, haben gar keine Vorurteile gegen uns, und ich zweifle nicht daran, daß sie, durch unser

Wort und Beispiel belehrt, eines Tages von selbst verlangen, getauft zu werden. Das wird der Beginn der Erneuerung dieses Volkes sein und der Anfang einer wirklichen Verschmelzung mit unserem Volke, die man nun schon so lange erstrebt, ohne sie zu finden, weil man sie mit dem Koran sucht. Aber mit dem Koran sind wir in tausend Jahren noch »Christenhunde«, und ist es ein verdienstliches Werk, uns umzubringen und ins Meer zu werfen."

Dieser Brief war die Bekanntmachung des Apostolates unter den Muselmännern trotz aller Machenschaften der Beamtenwelt. Der Erzbischof wußte wohl, daß er seinen opferwilligen Klerus und die Kolonisten auf seiner Seite hatte. Die so lang ersehnte Entscheidungsstunde war gekommen. Die göttliche Vorsehung, die nur prüft, um zu segnen, und die aus dem Unglück immer wieder das Gute herauswachsen läßt, wollte auch bei diesem entsetzlichen Schicksalsschlage ihr wohltätiges Walten wieder im hellsten Lichte erstrahlen lassen. Aus diesen Kämpfen und Schwierigkeiten ergaben sich nämlich zwei günstige Folgen: der Anfang einer, wenn auch leider nur verhältnismäßig geringen Freiheit des Apostolates und die Gründung der Genossenschaft der Missionare von Afrika, die später Weiße Väter genannt wurden.

4. Anfänge der Genossenschaft.

Wie bereits früher wenigstens kurz ausgeführt wurde, hatten schon die Vorgänger von Msgr. Lavigerie mit allen möglichen Mitteln versucht, die Eingeborenen mit den Lehren des Christentums bekannt zu machen und ihnen die Wohltaten christlicher Kultur zu bringen. Einige bescheidene Anfänge des unmittelbaren Apostolates bei den Arabern hatten sofort das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Regierung erregt, so daß man, um größeres Unheil zu verhüten, die so lang ersehnte öffentliche Ausübung des Apostolates immer wieder hinausschieben mußte. Aber das Feuer glimmte unter der Asche fort. Der Klerus wurde durch seine eifrigen Oberhirten immer wieder auf dieses Arbeitsfeld hingewiesen. Bereits in den Bistumsverordnungen des Jahres 1849 war ein besonderer Abschnitt, der lautete: „Die Priester unserer Diözese dürfen die Bekehrung der Eingeborenen nicht aus dem Auge verlieren, und sie dürfen nichts außer acht lassen, um den ersehnten Augenblick ihrer Bekehrung zu beschleunigen. Zu diesem Zwecke müssen sie sich mit dem Studium der arabischen Sprache beschäftigen, den Koran, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen studieren, um imstande zu sein, ihnen bei Gelegenheit das Falsche und Unsittliche in ihrem Glauben zu zeigen."

Schon im Jahre 1857 hatte P. Dukat aus der Gesellschaft Jesu einen vergeblichen Versuch der Arabermission gemacht. Bischof Lavigerie vertauschte seinen Sitz von Nancy mit dem von Algier nur in der offen

ausgesprochenen Absicht, das Bekehrungswerk bei den Anhängern des Islam zu beginnen. Als die Regierung von dieser Absicht Kenntnis erhielt, wurde ihr die Ernennung leid, und Napoleon III. schlug ihm als Ersatz einen der ersten Bischofssitze in Frankreich vor. Msgr. Lavigerie weigerte sich aber, zurückzutreten: „Man war frei, mich für den Sitz von Algier zu ernennen, nachdem man mich aber ernannt hat, will und muß ich dahin gehen," entgegnete er. In seinem Abschiedsschreiben an den Klerus von Nancy hob er mit Nachdruck hervor, daß er niemals sein Bistum verlassen hätte, um einen anderen Sitz in Frankreich anzunehmen, daß es sich aber in Algerien darum handle, ein ganzes Volk dem Christentum zuzuführen. Ja, sein Blick ging damals schon weiter, wie man aus einem Briefe derselben Zeit an einige Bischöfe Frankreichs ersehen kann. „Algerien", sagt er darin, „ist nur das Eingangstor zu einem ungeheuren Erdteil, auf dem über 200 Millionen armer Menschen wohnen, das nun durch die Vorsehung geöffnet wird. Dorthin muß man vor allem das Apostolat lenken. Dort braucht man weder die Politik der araberfreundlichen Amtsstuben noch den gewalttätigen Widerstand der Freidenker zu fürchten. Dort hängt alles von der Gnade Gottes und von dem Seeleneifer der Missionare ab."

Um der Verwirklichung seiner Pläne immer näher zu kommen, richtete er am 31. Oktober 1867 an seinen Klerus ein Rundschreiben, in dem er besonders auf die Bedeutung der Beziehungen mit den Eingeborenen hinwies, und da diese Beziehungen nur möglich und fruchtbringend sein konnten, wenn der Klerus die arabische Sprache beherrschte, teilte er seinen Priestern den Entschluß mit, in Zukunft keinen Priester mehr zu weihen, der das Arabische nicht vollständig verstehe und imstande sei, sich einigermaßen geläufig darin auszudrücken.

Die göttliche Vorsehung hatte dem Erzbischof, wie wir bereits gesehen haben, eine große Zahl Kinder von Arabern anvertraut; es war dies schon in gewissem Sinne ein Anfang des Bekehrungswerkes bei den Eingeborenen. Aber wer sollte dieses Werk übernehmen, wer diese Kinder zu brauchbaren Menschen und Christen erziehen? Verschiedene Orden hatten bis jetzt die ungeheure Arbeitslast auf sich genommen; aber auf die Dauer konnten sie den Anforderungen nicht mehr genügen. Dann lag dieses Apostolat mehr oder weniger außerhalb des Zweckes dieser Orden, und sie waren durch eine Menge anderer Werke christlicher Nächstenliebe schon mehr als genug in Anspruch genommen.

Schon früher wurde angedeutet, daß es nicht an Versuchen gefehlt hatte, Apostel heranzubilden. Die Seele dieser Bestrebungen war der Lazaristenpater Girard, der Superior des Priesterseminars der Diözese Algier. Er war um diese Zeit bereits ein Greis von 75 Jahren mit langem, weißem Barte. Es war an einem Dezemberabend des Jahres 1867, als P. Girard in einem Vortrage seinen Seminaristen mit ganz besonderem

Feuer von dem Apostolate bei den Eingeborenen sprach. In heiliger Begeisterung rief er am Schlusse seines Vortrages aus: „Meine Herren, wer weiß, ob nicht hier in diesem Saale unter meinen Zuhörern einer, zwei oder vielleicht auch drei sich befinden, die sich für die Mission bei diesen armen Verirrten aufopfern werden!" An demselben Abend trafen sich drei Seminaristen in der Erholung durch Zufall, oder besser gesagt, durch eine besondere Fügung Gottes..

„Nun, was halten Sie von der heutigen Konferenz?", fragte der Älteste. „Und Sie?" versetzten die beiden anderen. Gedrängt, so auf seine eigene Frage zu antworten, entgegnete er: „Ich glaube, daß ich wohl einer von den dreien sein könnte." „Ich auch", sagte der zweite, „und ich ebenso", fügte der dritte bei. Erstaunt ob ihrer Einmütigkeit, sprachen sie bereits davon, zum Superior zu gehen und ihm ihr Vorhaben mitzuteilen, als der Älteste bemerkte: „Man darf nichts übereilen, bitten wir zuerst Gott um Erleuchtung." Sie kamen überein, eine neuntägige Andacht zu halten und während derselben nicht weiter über diesen Gegenstand zu sprechen, sondern alles einzig und allein dem Willen Gottes anheimzustellen. Nach Beendigung der Novene war ihr Entschluß, sich der Bekehrung der Muselmänner zu widmen, fester als zuvor. Der Gedanke war gereift unter dem Lichte und dem Feuer des hl. Geistes. Nun sprachen sie dem Superior von ihrem Plane. Dieser ließ seine Freude nicht zu sehr hervortreten, um sie zu prüfen. „Beten Sie viel", sagte er. — „Aber wir haben ja schon eine neuntägige Andacht gehalten." — „Nun gut, machen Sie noch eine, dann kommen Sie wieder zu mir!" Die zweite Novene hatte dasselbe Ergebnis wie die erste. Jetzt versprach P. Girard, dem Erzbischof die Sache mitzuteilen.

Man wird sich nicht leicht einen Begriff machen können von der Freude, die dieser empfand, als er hörte, daß sich drei Seminaristen anboten, ihm bei der Verwirklichung seiner Pläne behilflich zu sein. Die Vorsehung schien ihm die langersehnten Mitarbeiter für das Apostolat bei den Arabern zu senden. Er bestimmte, daß ihm am 29. Januar 1868 die drei zukünftigen Glaubensboten vorgestellt würden.

Früh am Morgen dieses Tages begaben sich die drei Seminaristen nach der Wallfahrtskirche U. L. Frau von Afrika, die in der Nähe der Stadt Algier das Meer beherrscht, um dort die hl. Kommunion zu empfangen. Sie waren tief durchdrungen von der Bedeutung des Schrittes, den sie vorhatten, deshalb wollten sie sich dem Meister der Apostel und der Königin der Martyrer weihen, bevor sie sich ihrem Bischof als Apostel anboten. Sie traten vor den Oberhirten mit einem gewissen bangen Gefühle, das aber bald vor der väterlichen, liebevollen Güte verschwand, mit der sie empfangen wurden. Sie erzählten ihm die Geschichte ihres Berufes, in der deutlich das Walten der Vorsehung zu erblicken war. Er nahm das Opfer ihrer Person an. Nachdem er ihnen noch eindringlich die Prüfungen

Kardinal Lavigerie.

und Leiden der Zukunft vor Augen geführt hatte, gab er ihnen seinen Segen und entließ sie mit den feierlichen Worten: „Gehet, lehret alle Völker!"

P. Girard hielt es für das beste, die drei Kandidaten einstweilen noch im Priesterseminar ihre Vorbereitung auf das Priestertum fortsetzen zu lassen, ohne daß die anderen Alumnen etwas von der Sache wußten. Sie verloren aber dabei ihr erhabenes Ziel nicht aus den Augen und verlegten sich mit Eifer auf das Studium der arabischen Sprache. Ihr Taschengeld legten sie in eine Kasse. Auf Spaziergängen fanden sie sich zusammen, um gemeinsam einige apostolische Gebete zu verrichten, die Hütten der Eingeborenen zu besuchen, sich so im Verkehr mit ihnen in der Sprache zu üben, ihre Kranken zu pflegen und ihnen sonst nach Kräften Gutes zu tun.

Gegen Ende der Herbstferien berief der Erzbischof die drei Seminaristen nach St. Eugen, wo sie sich einiger arabischer Waisenkinder, die im Garten der bischöflichen Residenz beschäftigt waren, annehmen sollten.

Am 3. Oktober empfing einer von ihnen in der Wallfahrtskirche U. L. Frau von Afrika die hl. Priesterweihe.

Die Zeit der eigentlichen religiösen Ausbildung schien nun gekommen zu sein, und man mußte daran denken, ein Noviziat einzurichten. Auf den Höhen von El Biar, nur einige Minuten von dem Waisenhause von Ben Aknun entfernt, wurde ein bescheidenes Haus gemietet, das der Sitz des ersten Noviziates und damit die Wiege der neuen Kongregation sein sollte.

Am 19. Oktober 1868 wurde das Noviziat mit sieben Novizen eröffnet. Der Erzbischof hatte sich an die Gesellschaft Jesu gewandt, um einen Novizenmeister zu erhalten. Man stellte ihm P. Vincent zur Verfügung, der bereits im Waisenhause der Araberkinder tätig gewesen war. Als sich dieser die nötigen Anweisungen und den bischöflichen Segen zu dem schwierigen Unternehmen holte, sagte ihm der Erzbischof: „Gehen Sie, Herr Pater, möge der Segen Gottes Sie begleiten. Bilden Sie wahre Apostel heran. Befolgen Sie genau die Methode, die in Ihren Noviziaten angewandt wird, mit dem einzigen Unterschiede, daß Sie dem Studium ein wenig mehr Zeit einräumen. Geben Sie mir Heilige, ich will Heilige haben!"

Als Gehilfen in der Leitung des Hauses erhielt der Novizenmeister Herrn Gillet, einen Sulpizianer, der die Novizen in der Theologie unterwies. Neben den gewöhnlichen Übungen des Noviziates sollten nämlich die zukünftigen Missionare ihre theologischen Studien weiter führen und sich im Umgang mit den Waisenkindern in der arabischen Sprache vervollkommnen. Sie erhielten außerdem von einem tüchtigen Arzt Vorlesungen über Gesundheitslehre. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Novizen in keiner Weise verwöhnt wurden. Die größte Armut herrschte überall. Man suchte sich möglichst der Lebensweise der Eingeborenen anzubequemen.

Der Superior hatte vom Erzbischof den Auftrag erhalten, für das neue Unternehmen den Plan einer Regel auszuarbeiten. Einige Novizen, die in dem Entwurfe nicht den Geist fanden, den sie als Ziel vor Augen hatten, zogen sich zurück; sofort traten andere an ihre Stelle.

Der Gründer mußte auch daran denken, seinen Missionaren ein besonderes religiöses Kleid zu geben. Seinem Grundsatz gemäß, daß bei einem Apostel der Araber der Leib, d. h. das Äußere, ganz arabisch, die Seele aber vollständig christlich sein müsse, wählte er das Kleid der Eingeborenen, das die Missionare heute noch tragen, und das ihnen den Namen „Weiße Väter" verschafft hat. Die erste Einkleidung sollte am 8. Dezember stattfinden, wurde aber auf den 2. Februar 1869 verschoben. Die Feier fand ohne öffentliches Gepränge im engen Familienkreise in der Wallfahrtskirche U. L. Frau von Afrika statt, um nicht ohne Grund die Empfindlichkeit gewisser Kreise zu reizen.

An demselben Tage wurden die vorläufigen Regeln der neuen Genossenschaft verkündet, die den Namen „Gesellschaft der Missionare des ehrwürdigen Geronymo"[1] tragen sollte.

Vor Ende des Jahres trat ein Wechsel in der Leitung des Noviziates ein: P. Vincent wurde durch P. Creusat ersetzt, der selbst seit mehreren Jahren als Pfarrer von Fort-Napoleon in Kabylien sich mit apostolischem Eifer der Bekehrung der Eingeborenen gewidmet hatte. Er sprach arabisch und kabylisch und schien auch sonst der geeignete Mann zu sein, um zukünftige Glaubensboten heranzubilden.

Da die Zahl der Novizen noch immer sehr klein war, wandte sich der Erzbischof an die Leiter der Priesterseminare in Frankreich, um sie einzuladen, ihm Berufe zuzusenden. Mit eindringlichen Worten schilderte er ihnen die Verhältnisse und wies besonders auf eine Tatsache hin, die zeigt, mit welchem Scharfblick er den Ernst der ganzen Lage erkannte. Er schrieb: „Das christliche Europa schenkt dem erschreckenden Fortschritte des Islam nicht die nötige Aufmerksamkeit. Seit Anfang des Jahrhunderts haben in den Grenzgebieten der Sahara und im Sudan gegen 50 Millionen Menschen den Mohammedanismus angenommen. Es ist dies die Frucht des Vordringens der kriegerischen Araberstämme in die von Negern bewohnten Gebiete. Sie erobern immer mehr Land, so daß der Islam, der in Europa mit dem Thron des Sultans zusammenzustürzen droht, in Afrika an den Toren unserer Kolonie Fortschritte macht."

Um dem Islam entgegenzuarbeiten, hatte der hl. Vater Pius IX. die apostolische Delegatur der Sahara und des Sudan errichtet und den Erzbischof von Algier damit beauftragt, diese neue Mission zu

[1] Geronymo war ein zum Christentum bekehrter Araber, der im Jahre 1569 zu Algier unter entsetzlichen Martern für seinen Glauben sein Leben hingab. Sein Seligsprechungsprozeß ist seit einiger Zeit in Rom eingeleitet.

gründen und zu leiten. Aber für diesen schwierigen Kampf gegen die Lehre des Propheten brauchte er Gehilfen.

„Ich brauche Männer", ruft er in seinem Schreiben aus, „Männer, die von apostolischem Geiste beseelt sind und mit Mut, Glauben und Selbstverleugnung ausgestattet, Männer, die sich den Arbeitern der ersten Stunde anschließen wollen. Allerdings kann ich ihnen nichts versprechen als Armut, Leiden und Schwierigkeiten jeder Art, die nun einmal mit dem Vordringen in unbekannte Länder verbunden sind, — und vielleicht am Schlusse den Tod als Martyrer. . . . Aber soll ich es Ihnen gestehen, das ist es gerade, was mir die Zuversicht gibt, daß mein Notruf nicht vergebens sein wird. Der göttliche Heiland sagte nichts anderes, als was ich in seinem Namen wiederhole: In mundo pressuram habebitis (Jo. 16 33) Ihr werdet in der Welt Bedrängnis haben; und die Apostel sind ihm doch nachgefolgt."

Das Ergebnis des Briefes war, daß bei der folgenden Einkleidung am 2. Februar 1870 in St. Eugen sieben Novizen das Kleid erhielten. Msgr. Lavigerie befand sich um diese Zeit in Rom beim vatikanischen Konzil. Nach seiner Rückkehr verkehrte er viel mit den Novizen und benützte jede Gelegenheit, um ihnen seine väterliche Liebe zu beweisen.

5. Ernste Schwierigkeiten.

Man hegte die schönsten Hoffnungen für die Zukunft und erwartete raschen Zuwachs, als am 19. Juli 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach und das ganze Werk in Frage stellte.

Der Erzbischof, der seinem Vaterland mit warmer Liebe und Begeisterung ergeben war, litt sehr unter den Niederlagen, die Schlag auf Schlag gemeldet wurden. Er verteilte die kleine Schar der jungen Apostel in verschiedene Anstalten. Die einen sollten in Maison-Carrée das dort errichtete Waisenhaus leiten, andere wurden als Lehrer und Aufseher im kleinen Seminar für die begabteren Eingeborenenkinder angestellt. In Algier, wo nach dem Sturz des Kaiserreiches Unruhen ausgebrochen waren, konnte er sich nur selten zeigen, da der Pöbel die Straße beherrschte.

Infolge des Krieges blieben die so notwendigen Unterstützungen des Mutterlandes aus. Er sah sich deshalb genötigt, die Schulbrüder, die bisher verschiedene Abteilungen der Waisenkinder geleitet hatten, zu entlassen und die ganze drückende Last der Arbeit seinen Missionaren aufzulegen. Aber auch für den Unterhalt seiner Missionare und der Waisenkinder konnten die nötigen Mittel nicht mehr aufgebracht werden. Die Lage war äußerst ernst. Das ganze kaum begonnene Werk schien dem Untergang geweiht. Der Erzbischof, der sonst noch viele schwere Sorgen zu tragen hatte, schien den Mut zu verlieren. Er sah keinen Ausweg mehr aus der verzweifelten Lage.

Anfangs Oktober erschien er unvermutet in Maison-Carrée und ließ den Obern, P. Charmetant, rufen. „Mein Sohn", sagte er ihm in trockenem Tone, hinter dem er seine innere Bewegung und seinen Schmerz zu verbergen suchte, „teilen Sie Ihren Mitbrüdern mit, daß ich ihnen die Freiheit wieder gebe, und sie in ihre Heimat zurückkehren können. Ich werde morgen ihre Antwort holen." Er fügte bei, daß er kein Geld mehr habe, und daß er auch nicht voraussehen könne, woher in Zukunft Unterstützungen kommen sollten.

Tags darauf erkundigte er sich bei dem Pater nach der Antwort der Missionare. Alle wollten bleiben und ausharren.

„Arme Toren", rief er aus „was soll aus ihnen werden!" Ein schrecklicher Kampf tobte in seinem Innern und zerriß ihm das Herz. Endlich bezwang er sich mit Gewalt und sagte mit Entschiedenheit: „Die Sache muß ein Ende nehmen sowohl mit den Missionaren wie mit den Kindern." „Aber", versetzte der Pater, „die Missionare wollen ja bleiben, und was soll man mit den Waisenkindern machen? Was soll aus den armen Kleinen, die wir getauft haben, werden inmitten einer muselmännischen Umgebung?"

Dieser Einwurf bewegte ihn tief, und er entgegnete: „Nun gut, unter die bereits Getauften will ich einige Felder verteilen, aber die andern schicken Sie weg!" — „Wegschicken, wohin?" antwortete der Pater. „Ja wohin, wohin, ich weiß es nicht, aber ich werde nur die Christen behalten, das ist mein letztes Wort", versetzte der Erzbischof.

„Wir werden sie niemals verstoßen", erwiderte der Missionar mit Festigkeit. Auf diese Worte hin umarmte ihn der Oberhirte und drückte ihn gerührt an sein Herz. „Nun wohl, so bleiben Sie denn, es ist Ihre Sache, ich lehne jede Verantwortung für die etwaigen Folgen ab. Machen Sie, was Sie wollen, ich muß abreisen."

Wichtige Ereignisse riefen ihn nach Konstantine und von dort nach Frankreich. Er ließ seine Missionare ohne Geld in der größten Not zurück. Er konnte nichts geben, weil er selbst nichts mehr besaß. — Für das Werk kamen nun *schwere Tage*. Arbeiten, Sorgen, Entbehrungen jeder Art waren das Los der kleinen Schar. Wären diese Männer nicht von wahrhaft apostolischem Geiste beseelt gewesen, sie hätten dieses Leben nicht aushalten können. Die göttliche Vorsehung wollte gleich von Anfang an die neue Genossenschaft mit dem Zeichen des Kreuzes zeichnen, damit sie zunächst im Geiste Jesu Christi des Gekreuzigten sich festige und sich dann von dieser festen Grundlage aus über den schwarzen Erdteil ausbreite.

Man kann nur mit Rührung und Bewunderung vor solchem Heldenmut die Tagebücher jener Zeit der Prüfung durchlesen. Die *Wohnungsverhältnisse* sowohl der Missionare als der ihrer Obhut anvertrauten Waisen waren äußerst ärmlich. Das jetzige Mutterhaus wurde zwar im Jahre 1870 begonnen, aber erst 1873 vollendet.

Bischof Livinhac, Generaloberer der Weißen Väter.

Sehr oft fehlte es an der nötigen Nahrung für Missionare und Kinder. Fleisch gab es nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten. Man hatte nämlich vom Erzbischof nur Erlaubnis, kranke Tiere zu schlachten, die andern mußten verkauft werden. Es kam sogar öfters vor, daß bereits verendete Tiere, Schafe, Schweine und sogar Esel in die Küche wanderten. Ein Missionar schreibt, das Fleisch, das ihm am besten geschmeckt habe, sei das Fleisch der Ratten gewesen, die man in den nahen Steinbrüchen erlegte. Eines Tages fanden die Kinder bei einem Spaziergang am Meeresstrande einen ganzen Haufen Sardinen, die Fischer dort hatten liegen lassen. Der kostbare Schatz wurde sorgfältig geborgen, gesalzen und brachte für längere Zeit eine willkommene Abwechselung in die eintönige Speisekarte.

Mit der Kleidung stand es nicht viel besser. Hören wir, was ein Missionar in seinem Tagebuche schreibt: „Inmitten der Waisen hatte die Wäsche, die wir aus der Heimat mitgebracht hatten, bald Verwendung gefunden. Fehlte einem Kinde ein Hemd, so gab man ihm eines, hatte es kein Taschentuch mehr, so gab man ihm das eigene. Auf diese Weise kamen wir bald soweit, daß wir keine Koffer und Schränke mehr brauchten, wir besaßen eben nichts mehr. Ich verkaufte meine Taschenuhr, verteilte meine kleinen Habseligkeiten und gab sogar einem Kinde mein Erstkommunionbuch, das einzige Andenken von meiner lieben Mutter. Wie man sieht, waren wir wirklich übel daran, aber trotz alledem waren wir fröhlich und guter Dinge; niemand dachte daran sich zu beklagen." Für sich ertrugen die Missionare mit Geduld gern jede Entbehrung, aber die Not der ihnen anvertrauten Kinder ging ihnen tief zu Herzen.

Dabei hatten sie eine schwere Arbeit zu leisten. Es galt die Besitzung von Maison-Carrée urbar und ertragsfähig zu machen. Das Dorf Maison-Carrée (arabisch Bordj-el-Harrasch) liegt in der reizenden Bucht von Algier ungefähr 12 Kilometer von der Stadt entfernt. Der Name kommt von einem viereckigen arabischen Festungswerke, in dem die Eingeborenen bei der Eroberung den Franzosen zähen Widerstand geleistet hatten. Erzbischof Lavigerie hatte dort in der Nähe des Meeres öde Strecken Landes erworben. Missionare und Zöglinge arbeiteten mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Zunächst mußte das Gestrüpp und das Unkraut entfernt werden, dann wurden Wege, Gärten und Weinberge angelegt.

Unterdessen suchte der Erzbischof Hilfe in Frankreich. In seinen Briefen ermahnte er die Missionare immer wieder zur größten Sparsamkeit. Ende März gelang es ihm dank seiner Kaltblütigkeit, mit dem letzten Zuge aus dem von den deutschen Truppen eingeschlossenen Paris zu entkommen. Um dieselbe Zeit hatte sich in Algerien Mokhrani, der Basch-Agha von Medjana, mit den Kabylen gegen die französische Herrschaft erhoben. Der Erzbischof fürchtete für seine Werke in Afrika und kehrte schleunigst nach Algier zurück, wo er dem Vize-Admiral de Gueydon bei

der Unterwerfung des Aufstandes wertvolle Dienste leistete. Er verfehlte nicht, die Lehren, die sich aus dieser gefährlichen Erhebung ergaben, allen denen vor Augen zu führen, die durch Begünstigung des Islam den Fanatismus genährt und gestärkt hatten. Man hatte für die Anhänger des Propheten Schulen und Moscheen gebaut und die Wallfahrt nach Mekka auf jede Art erleichtert, während den katholischen Priestern die Verkündigung des Evangeliums und sogar den Krankenschwestern die Ausübung der christlichen Nächstenliebe verboten war. Mit apostolischem Freimut verlangte er endlich Freiheit für das Christentum, von dem allein eine beruhigende Wirkung auf die Eingeborenen zu erwarten sei.

Im September 1871 zählte das junge Unternehmen noch neun Mitglieder. Um neue Berufe zu gewinnen, sandte der Erzbischof einen dringenden Aufruf an die Priester und Seminaristen des Mutterlandes. Er betonte besonders, daß die Genossenschaft nichts mit der Erzdiözese Algier gemein habe, daß infolgedessen die Missionare nicht in der Pfarrseelsorge Verwendung finden dürften.

Der warme Hilferuf schloß mit den Worten: „Es wird von denen, die sich dem Werke widmen wollen, weder Gold noch Silber verlangt, nur eine feste Tugend, der Wille, sich dem Seelenheil der Eingeborenen zu weihen, der Mut und die Kraft, das materielle Elend und die Leiden zu ertragen, die mit einem solchen Leben unzertrennlich verbunden sind." — Einer der jungen Missionare, der bereits Priester war, besuchte die Priesterseminare Frankreichs, um Berufe zu wecken und Mitarbeiter für das junge Werk zu gewinnen.

6. Tröstliche Weiterentwicklung. Billigung durch ein Provinzialkonzil.

Inzwischen waren wieder ruhigere Zeiten gekommen, und man mußte daran denken, ein neues (das dritte) Noviziat zu eröffnen und zugleich ein Scholastikat einzurichten, damit die früheren Novizen ihre theologischen Studien beenden könnten. Am 18. Oktober 1871 wurden beide Anstalten in Maison-Carrée, im jetzigen Mutterhause, eröffnet; das Noviziat zählte anfangs nur sieben Zöglinge, das Scholastikat sogar nur vier. Da P. Creusat trotz seiner hervorragenden Fähigkeiten nicht der geeignete Mann für die Leitung der beiden Kommunitäten zu sein schien, wurde er vom Erzbischof wieder in die Seelsorge nach Kabylien gesandt und erhielt als Nachfolger P. Terrasse, ebenfalls aus der Gesellschaft Jesu. P. Terrasse war der Mann der Vorsehung, der der Genossenschaft ein wahrhaft apostolisches Gepräge zu geben verstand. Er war seinen Zöglingen in väterlicher Liebe zugetan, und es gelang ihm auch gleich von Anfang an, ihr Vertrauen zu gewinnen. Er arbeitete mit ihnen, litt mit ihnen, tröstete sie in ihren Schwierigkeiten. Er suchte das, was ihm in der Regel zu streng

schien, nach Kräften zu mildern und vermittelte zwischen den angehenden Missionaren und dem Erzbischofe, der ihnen manchmal zuviel zumutete und an ihren Opfergeist zu hohe Anforderungen stellte. Die Zahl der Novizen wuchs zusehends; bald waren es über zwanzig, darunter elf Missionsbrüder.

Bei der feierlichen Einkleidung am 21. Januar 1872 sagte der Erzbischof in seiner Ansprache an die Novizen unter anderm: „Das weiße Kleid, das ihr heute anziehet, wird vielleicht für einige von euch dereinst mit Blut gefärbt werden." Diese Worte sollten sich für drei Novizen des Jahres verwirklichen.

Unter den Novizen befanden sich auch zwei Priester. Als einer von ihnen dem Erzbischof seinen Ausweis unterbreitete, um die Erlaubnis zu erhalten, die hl. Messe zu lesen, unterschrieb dieser anstatt mit der gebräuchlichen Formel mit den Worten: Visum pro martyrio (genehmigt für das Martyrium). „Sind Sie damit einverstanden?" fragte er den Novizen. „Ich bin nur dazu gekommen", erwiderte schlicht der junge Priester.

Damit die Novizen Gelegenheit hätten, sich im Gebrauche der arabischen Sprache zu üben, wurde bestimmt, daß sie den arabischen Waisenkindern den Katechismusunterricht erteilen sollten. Um die jungen Missionare immer mehr mit seinem apostolischen Geiste zu erfüllen, kam der Oberhirte selbst oft ins Noviziat und hielt ihnen zündende Ansprachen. Im August des Jahres 1872 begab er sich nach Rom, um dem hl. Vater die Regeln der neuen Genossenschaft zur Gutheißung vorzulegen. Die zwei ältesten Missionare begleiteten ihn und zwar in ihrem weißen Araberkleide. Pius IX. nahm sie mit väterlicher Güte auf, ließ sich von ihnen Bericht erstatten, machte sie auf die schweren Opfer aufmerksam, die sie auf dem schwierigen Arbeitsfelde erwarteten, ermutigte sie und entließ sie mit dem apostolischen Segen.

Der 1. Oktober des Jahres 1872 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der jungen Kongregation; an diesem Tage nämlich weihten sich 12 Novizen durch einen feierlichen Eid dem Werke der Glaubensverbreitung im unglücklichen Afrika, 7 waren bereits Priester, die 5 anderen hatten erst die Tonsur oder die niederen Weihen erhalten.

Im Frühjahr des Jahres 1873 wurde den Missionaren das Heiligtum Unserer Lieben Frau von Afrika anvertraut. Es ist dies ein malerisch in der Nähe der Stadt Algier gelegener Wallfahrtsort. Die Glaubensboten hatten sich von Anfang an unter den besonderen Schutz der Allerseligsten Jungfrau unter dem Titel U. L. Fr. von Afrika gestellt; man kann sich deshalb denken, mit welcher Freude und Genugtuung sie diesen Ehrendienst übernahmen.

Unterdessen kündigten sich immer mehr neue Novizen an, so daß man das Noviziatsgebäude vergrößern mußte. Am 12. Juli dieses Jahres wurde auch der Grundstein zur Kapelle gelegt. Im September verlegte man das

Scholastikat in die Nähe des Heiligtums U. L. Fr. von Afrika, das Noviziat verblieb in Maison-Carrée. Beide Anstalten standen auch weiterhin unter der bewährten Leitung der Patres der Gesellschaft Jesu, aber es wurden ihnen einige junge Missionare zur Seite gestellt, die später das Werk leiten sollten.

Im Mai 1873 hatte unter dem Vorsitze des Erzbischofs ein Provinzialkonzil stattgefunden; am 19. September richtete er von Europa aus, wohin er sich zur Erholung hatte begeben müssen, ein Hirtenschreiben an seine Missionare, in dem er ihnen Mitteilung machte von den Beschlüssen des Konzils und den Regeln die bischöfliche Anerkennung verlieh. Einige Auszüge aus diesem Schreiben werden ein klares Bild geben von den Beziehungen des Stifters zu seinen Missionaren und von dem Geiste, den er ihnen einzupflanzen suchte.

Meine lieben Söhne!

Endlich sehe ich mich in der Lage, euch den Wortlaut des Beschlusses unseres Provinzial-Konzils mitzuteilen, der eure Genossenschaft lobt und ermutigt. Ich freue mich doppelt über diese Mitteilung. In der Tat sind es nicht bloß die Bischöfe des ersten Konzils der wiedererstandenen Kirche Afrikas, die euch beglückwünschen und euer Werk loben, eine höhere Bedeutung und eine größere Anerkennung erhält dieser an und für sich schon so feierliche Schritt durch die Zustimmung, die der hl. Stuhl den Beschlüssen der Versammlung gegeben hat. Aber wenn diese Gunst auch außergewöhnlich ist, so muß ich doch gestehen, daß der Segen Gottes, der auf eurer jungen Genossenschaft ruhte, euch schon darauf vorbereitet hat. Möget ihr sie vergelten mit einer grenzenlosen Hingebung an seine Ehre. Suchet besonders mit Demut anzuerkennen, daß ihr nur unnütze Knechte seid, und daß Er allein alles gemacht hat. Es sind dies die Gedanken, die mich selbst erfüllen, denn ich kann mich nicht genug wundern darüber, daß mich Gott trotz meiner Schwachheit auserwählt hat, bei einem so großen und schwierigen Werke mitzuhelfen. Noch vor wenigen Jahren bestand eure Genossenschaft nicht, ja sie schien sogar unter den obwaltenden Umständen unmöglich. Wie konnte man daran denken, aus dieser Kolonie den Mittelpunkt einer Missionsgesellschaft zu machen, die bis ins Innerste Afrikas vordringen soll, während man in Algerien selbst das Apostolat nicht ausüben darf! Aber Gott wollte es. — Vor sechs Jahren waret ihr kaum drei oder vier, die sich mit apostolischem Eifer der Opfer der Hungersnot annahmen, heute zählt ihr über hundert Patres und Brüder. Wo könnte man einen deutlicheren Beweis für den besonderen Segen des Himmels finden? — Ich hoffe also, daß Gott euch dazu bestimmt hat, die Werkzeuge seiner Erbarmungen zu sein für so viele arme Seelen, die noch in der Finsternis der schändlichsten Barbarei versunken sind. Ich hoffe, daß das Licht der Wahrheit aufgehen wird über diesem Lande, das einst verflucht war, und daß die Kinder Chams, die solange die Wirkungen des göttlichen Zornes verspürt haben, nunmehr mit eurer Hilfe die Wirkungen seiner Barmherzigkeit fühlen werden.

Was mich in dieser Hoffnung noch bestärkt, das ist der Geist der Selbstverleugnung und des Opfermutes, der zu meiner großen Freude euch beseelt.

Was euch an diesem Werke angezogen und in so großer Anzahl hierhergeführt hat, ist gerade das, was euch eher hätte zurückhalten können: nämlich die Schwierigkeiten, die Mühen, die Gefahren und Leiden, die es mit sich bringt. Es gibt keine Mission auf der ganzen Welt, wo man mehr zu leiden hätte unter Armut, Hunger und Durst und unter der Grausamkeit der Eingeborenen.

Aber um sich zu heiligen und befähigt zu werden, die andern zu heiligen, genügt ein heldenmütiger Akt oder eine heldenmütige Gesinnung nicht, denn auch damit kann man fallen und so gar sehr tief fallen. Der hl. Paulus befürchtete dies sogar für sich: „damit ich nicht, nachdem ich andern gepredigt habe, selbst verworfen werde." (1. Kor. 9. 27.) Mit wieviel mehr Grund müssen wir dies für uns befürchten! Um heilig zu werden, muß man ein wahres Tugendleben führen, das Leben aber setzt sich zusammen aus einer Reihe von Handlungen und Augenblicken, die alle für diesen hohen Zweck ihre Bedeutung haben. Aus diesem Grunde gibt es in allen apostolischen Gesellschaften neben dem Geiste, der alles beseelt, noch ganz bestimmte Regeln, die alles voraussehen und ordnen. Praktische Regeln der Klugheit und Weisheit, die zum Zweck haben vor Gefahren zu schützen, die Macht des Guten durch Zusammenfassung der Anstrengungen zu vermehren, mit einem Worte: den Erfolg des Kampfes für jeden Soldaten und für das ganze Heer zu sichern, indem man im voraus den Schlachtplan entwirft. Solche Regeln sind für euch entworfen worden, und ihr befolget sie seit einigen Jahren versuchsweise. Die Erfahrung scheint hinreichend zu beweisen, daß die Bischöfliche Behörde sie endgültig gutheißen kann, bis später der hl. Stuhl sie feierlicher anerkennen und bestätigen wird." — Der Text der Regel war nur in einigen wenigen Punkten von dem früheren verschieden. Das Schreiben des Stifters schloß mit folgenden Worten: „Und nun, meine lieben Söhne, ziehet mit neuem Mut hinaus zum Kampf, ihr seid nun gewappnet und gesegnet. Suchet zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch dazu gegeben werden!"

7. Die zwei ersten Generalkapitel der Genossenschaft. 1874. 1875.

Die erste Stufe der kirchlichen Anerkennung war also erreicht, die neuen Regeln waren von der Bischöflichen Behörde gutgeheißen. Der Stifter war nun darauf bedacht, dem Werke eine immer festere Grundlage zu geben und es im Innern immer mehr auszubauen, damit es auf eigenen Füßen stehen könne, wenn er selbst nicht mehr da wäre, um es zu leiten und zu stützen. Heftige rheumatische Gichtanfälle ließen ihn ein frühes Ende befürchten. Deshalb berief er für Oktober 1874 ein Generalkapitel, dessen Hauptaufgabe die Wahl eines Generaloberen und seiner Berater sein sollte. Für sich selbst lehnte er von vornherein das Amt des Generaloberen ab, behielt sich aber in Anbetracht der großen Jugend der meisten Missionare vor, ihr erster Vater und Vormund zu bleiben, um für die Erhaltung des richtigen Geistes sorgen und etwaige Fehler und Mißbräuche abstellen zu können. Der erwählte Obere sollte deshalb einstweilen

nur den Titel eines Generalvikars der Genossenschaft führen, erst nach dem Tode des Stifters sollte er den Titel eines Generalobern annehmen.

Am 12. Oktober versammelten sich die 17 Mitglieder des Kapitels unter dem Vorsitz des Erzbischofs. Man hätte gern den Pater Terrasse S. J., den verdienten Superior des Noviziates, zum Obern ernannt, aber der General der Gesellschaft Jesu und der bescheidene Ordensmann selbst widersetzten sich diesem Vorhaben. Nach den Anweisungen des Stifters wählte das Kapitel drei Assistenten, die Patres Deguerry, Charbonnier und Livinhac, unter denen er selbst dann den Pater Deguerry als Generalvikar bezeichnete. Nach Ernennung eines Generalprokurators und eines Generalsekretärs beriet man über wichtige Fragen des inneren Ausbaues der Kongregation. Am 25. Oktober schloß der Erzbischof das Kapitel mit einer zu Herzen gehenden Ansprache, deren Schluß lautete:

„Meine lieben Söhne, ich fange jetzt an euch allein gehen zu lassen. Bisher habe ich euch gewissermaßen als meine bevorzugten, l eben Kinder auf meinen Armen getragen, in Zukunft müßt ihr euch selbst le ten. Indessen werde ich euch nicht ganz im Stich lassen, ich werde immer euer Vater und erst r Superior bleiben in meiner Eigenschaft als Bevollmächtigter des hl. Apostolischen Stuhles. Ich werde auch weiterhin zärtlich über euch wachen, um zu verhindern, daß ihr über die Hindernisse des Weges st lpert und vielleicht in den Abgrund stürzet. Ihr werdet keinen so großen Anteil mehr haben an meinen Amtsh ndlungen, aber einen um so größeren an meinem Herzen. Ich habe mein Leben hingegeben für euer Missionswerk; ich werde euch auch in Zukunft wie mei e K nder lieben. — Gott bfohl n! Betet für mich! Der Allmächtige gebe euch seinen Segen!"

Gleichsam als Abschluß dieser für die Zukunft der Genossenschaft so bedeutungsvollen Versammlung wurde die Kirche des Mutterhauses im Beisein der Spitzen der staatlichen Behörden feierlich eingeweiht. Der Erzbischof benützte die Gelegenheit, um in einer großzügig angelegten Rede vor aller Öffentlichkeit kundzugeben, daß seine Missionare jetzt eine selbständige Kongregation bildeten. Er gab einen Überblick über ihre bisherigen Leistungen und wies besonders darauf hin, daß ihr Eifer und ihr heiliger Ehrgeiz sich nicht auf Algerien beschränken dürften, sondern sich auf ganz Afrika ausdehnen sollten.

In einem Rundschreiben an die Missionare vom 11. November desselben Jahres bestimmte der Erzbischof in eindringlichen Worten Afrika zum Arbeitsfeld der Kongregation. „Der erste Punkt", sagte er unter anderem, „den ich euch vor allem ans Herz legen möchte, ist, daß ihr niemals den der Genossenschaft eigentümlichen Geist aus den Augen verlieret. Sie hat nämlich einen ganz besonderen Zweck, von dem sie nicht abgehen darf, ohne ihre Daseinsberechtigung zu verlieren. Sie ist für die Ungläubigen Afrikas bestimmt. Sie soll nichts unternehmen, was nicht diesem Zwecke dient. Sie hat aber nicht bloß dieses ganz bestimmte Ziel, sondern

sie muß es auch mit besonderen Mitteln zu erreichen suchen, die ihrem Wirken ein eigenes Gepräge geben. Diese bestehen vor allem darin, sich nach Möglichkeit im äußeren Leben den Eingeborenen zu nähern, zunächst in der Sprache, dann aber auch in der Nahrung und Kleidung, nach dem Beispiel des Apostels Paulus, der sagen konnte: „Ich bin allen alles geworden." (1. Kor. 9. 22.)

Unterdessen hatten sich die Aussichten für eine apostolische Tätigkeit der Glaubensboten in Algerien selbst wieder verschlechtert. Der Erzbischof suchte den Gouverneur für seine Pläne zu gewinnen, aber dieser hatte nicht den Mut, den der Stärkung des Christentums feindlichen Bestrebungen gewisser Kreise entschieden entgegenzutreten. Er hatte zwar der feierlichen Einweihung der Kirche des Mutterhauses beigewohnt, aber um ja nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als ob er die Bemühungen des Erzbischofs für die Ausbreitung des Christentums billige, begab er sich einige Tage nachher in Algier in die große Moschee und versicherte dort dem Muphti und den Marabuts, daß Frankreich jede religiöse Überzeugung achte, daß der Islam deshalb seines Wohlwollens versichert sein und in jeder Beziehung auf ihn zählen könne. Die Bestrebungen des Erzbischofs wurden in den Zeitungen der Kolonie verdächtigt, ja sogar in der französischen Kammer griff man ihn an. Man hatte es besonders darauf abgesehen, ihm die arabischen Waisenkinder, die er mit seinen Missionaren unter so großen Opfern dem Hungertod entrissen und vor dem Elend bewahrt hatte, wieder wegzunehmen. Sie waren ja bereits etwas herangewachsen; da brauchte man die Dienste der Kirche und der christlichen Liebe nicht mehr.

Um diese Zeit flossen auch die Gaben zur Unterstützung des jungen Missionswerkes immer spärlicher, so daß man sich gezwungen sah, einige Patres auszusenden, um die Katholiken Europas und sogar Kanadas über das Werk zu unterrichten und die christliche Mildtätigkeit anzuregen. Unter unglaublichen Schwierigkeiten brachten die Glaubensboten soviel zusammen, daß sie die bestehenden Anstalten unterhalten und sogar weiter entwickeln konnten. Um mit den Wohltätern besser in dauernder Verbindung bleiben zu können und dem Werke neue Hilfsquellen zu erschließen, wurde in Paris eine Prokura gegründet, ja man dachte sogar einige Zeit daran, die Zentralverwaltung der Genossenschaft nach Paris zu verlegen, was aber nicht ausgeführt wurde, da gewichtige Gründe dagegen sprachen.

Das Jahr 1875 brachte eine wichtige Änderung in den Erziehungsanstalten der jungen Kongregation. Das Noviziat und das Scholastikat waren bis jetzt von Priestern der Gesellschaft Jesu geleitet worden. Sie hatten es verstanden, den zukünftigen Aposteln echt apostolischen Eifer für die größere Ehre Gottes und das Heil der unsterblichen Seelen einzupflanzen. Die Stunde schien nun gekommen, wo das Werk sich ganz

auf eigene Füße stellen konnte. Nur mit Bedauern sahen die Missionare ihre bisherigen Erzieher und Berater scheiden. Besonders der Novizenmeister Pater Terrasse hinterließ eine empfindliche Lücke. Der Abschied im September war für beide Teile äußerst schmerzlich. Die Missionare waren nun auf sich allein angewiesen.

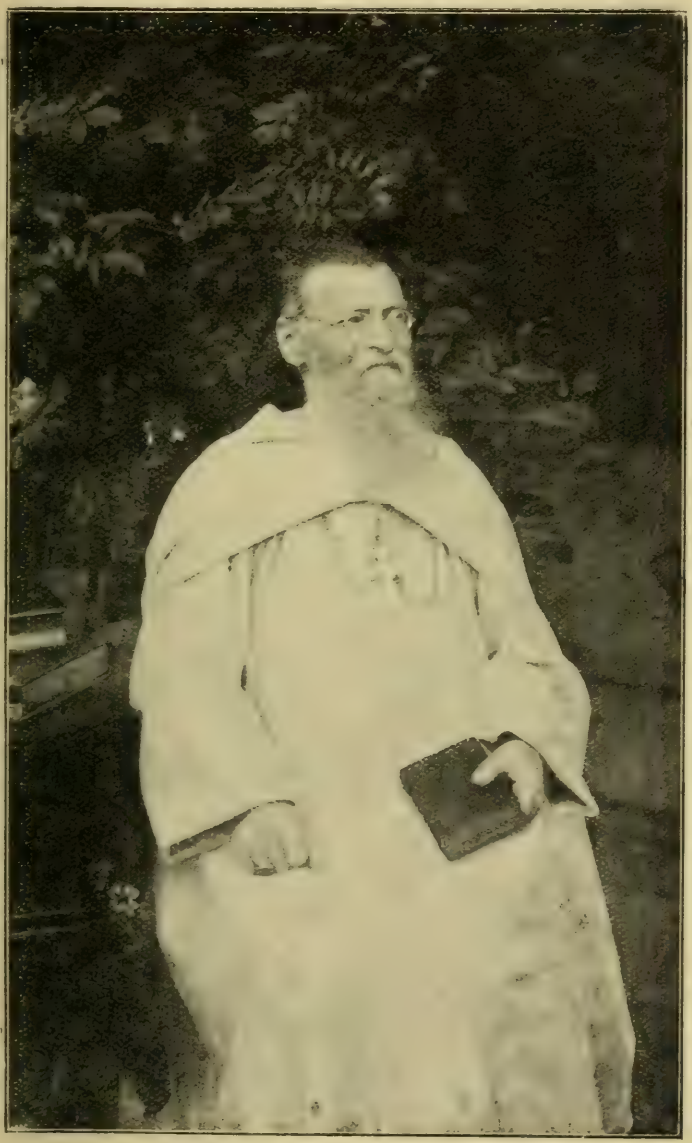
Im Oktober dieses Jahres 1875 fand das zweite Generalkapitel statt. Da im Laufe des Jahres die beiden Assistenten öfters verhindert waren, an den Beratungen mit dem Generalvikar teilzunehmen, wurde die Zahl der Assistenten auf vier erhöht. Gegen Ende des Jahres sprachen die Zeitungen viel davon, daß der Stifter Erzbischof von Lyon werden sollte; sofort erklärte er aber in einem öffentlichen Briefe alle diese Gerüchte für falsch und betonte, daß er in Afrika bleiben wolle; hatte er doch gerade in dieser Zeit den kühnen Plan gefaßt, weiter ins Innere vorzudringen. Als apostolischer Delegat für die Sahara und den Sudan hielt er den Zeitpunkt für günstig, um in das Herz dieser weiten Länder vorzustoßen. Sein weiteres Ziel war das geheimnisvolle Timbuktu. Wenn er auch nicht hoffen konnte, bis dorthin zu gelangen, so wollte er doch wenigstens seinen Söhnen den Weg weisen für die Zukunft.

8. Ermordung von drei Missionaren in der Sahara (1876). Neue Schwierigkeiten.

Im Jahre 1875 hatten einige Tuareg[1] einen Raubzug in die Umgegend von Metlili (Sahara) unternommen. Fünf von ihnen wurden gefangen genommen und in der Stadt eingekerkert, wo sich die Glaubensboten ihrer liebevoll annahmen. Aus Erkenntlichkeit boten sich die Söhne der Wüste dem Erzbischofe an, die christlichen Marabuts in ihre Heimat zu geleiten, sollten sie sie auch auf ihren Schultern dorthin tragen müssen. Durch diese Versprechungen bewogen, erwirkte der Erzbischof die Befreiung der Gefangenen, da er hoffte, mit ihrer Hilfe die Ausbreitung des Christentums bei den Völkern der Sahara und des Sudan beginnen zu können. Er bestimmte für dieses gefahrvolle Unternehmen die Patres Paulmier, Bouchand und Menoret. Den andern Missionaren kündigte er die Abreise mit den einfachen Worten an: „Drei von den Unsrigen sind in diesem Augenblick bei den Tuareg auf dem Wege nach Timbuktu, fest entschlossen, sich in der Hauptstadt des Sudan niederzulassen oder dort aus Liebe zum Kreuze ihr Leben zu opfern.“ Diese heldenmütige Aufgabe sollte leider nur zu bald bis zum Ende durchgeführt werden.

Als die Einwohner von Metlili von dem Plane erfuhren, suchten sie mit allen Mitteln die Missionare davon abzubringen. Ein junger Schamba, dem die Glaubensboten Gutes erwiesen hatten, bot sich trotz des flehentlichen

[1] Berberischer Volksstamm in der mittlern und westlichen Sahara.



Biſchof Hirth, Ap. Vikar von Kivu

Bischof Sweens, Ap. Vikar von Nyanza.

Abmahnens seiner Familie als Begleiter an. Am 15. Januar 1876 verließ die Karawane Metlili. Woche um Woche verstrich, ohne daß Nachrichten eintrafen. Der Erzbischof fing an, sich Sorge zu machen. Gegen Mitte März hörte man bei den Nomaden ein unbestimmtes Gerücht vom Tod der Missionare. Nach und nach nahmen die Gerüchte greifbarere Gestalt an. Endlich am 13. April, am Gründonnerstag erhielt der Erzbischof vom Oberbefehlshaber der Truppen von Laghuat die telegraphische Mitteilung, daß die Patres unterwegs überfallen und ermordet worden seien. Diese traurige Nachricht war für sein Vaterherz ein schwerer Schlag. Erst am Ostermontag versammelte er alle Missionare des Mutterhauses in der Kapelle, teilte ihnen dort die Kunde vom glorreichen Tode ihrer drei Mitbrüder mit und fügte dann bei: „Da die Kirche nicht wünscht, daß man für Martyrer das De Profundis bete, so laßt uns den Hymnus der Danksagung singen!" Der Stifter stimmte dann das Te Deum an, das die Missionare mit Begeisterung zu Ende sangen. Alle meldeten sich nachher, um hinauszuziehen und ihre gefallenen Mitbrüder zu ersetzen.

Sofort wurden Schritte unternommen, um Näheres über das grausige Ende zu erfahren und die kostbaren Überreste der Glaubensboten zu bergen. Erst im Jahre 1879 gelang es Pater Richard von Rhadames aus zuverlässige Erkundigungen einzuziehen. Er begab sich nach Uargla, wo er erfuhr, daß einige Schambas genauen Bescheid wußten, daß sie aber die Überreste der Ermordeten nur gegen ein hohes Lösegeld ausliefern wollten. Mit vieler Mühe brachte der Pater durch die Mildtätigkeit guter Freunde 1500 Franken zusammen. Erst als die Eingeborenen das Geld sahen, führten sie die Abgesandten des Paters an den Ort des Verbrechens. Welch entsetzlicher Anblick bot sich da ihren Augen dar! Im Sande lagen wirr durcheinander einige halbverbrannte Bücher, ein zerbrochener Altarstein, zwei erbrochene Kisten, verbrannte Gebeine, zwei angebrannte Schädel, die aber noch ziemlich unversehrt waren; das war alles. — Man hatte sich nicht damit begnügt, die Missionare niederzumetzeln, man wollte sie sogar vollständig durch das Feuer vernichten.

Das waren die ersten blutigen Opfer, die die junge Genossenschaft dem afrikanischen Missionswerke brachte. Mit ungestümem Heldenmute waren sie zur Eroberung von neuen Gebieten für die Betätigung ihres apostolischen Eifers ausgezogen, aber erst nach mehreren Jahren sollten ihre Mitbrüder durch ihr herrliches Beispiel ermutigt in Timbuktu, der Hauptstadt des Sudan, einziehen.

Unterdessen hatte sich in Frankreich gegen den Erzbischof und seine Missionare ein neuer Sturm erhoben. Von allen Seiten wurde gegen die Bestrebungen zur Verchristlichung Algeriens gearbeitet. Am 30. November 1876 strich die französische Kammer die jährlichen Zuschüsse zur Verwaltung der Diözese und die Summe von 75 000 Franken, die die

Missionare bisher als Unterstützung für die arabischen Waisenkinder erhalten hatten. Es war ein schwerer Schlag, der den Erzbischof tief ins Herz traf und für seine schon geschwächte Gesundheit das Schlimmste befürchten ließ. Man wird es deshalb begreiflich finden, wenn er am 1. Januar 1877 durch Vermittlung des Kardinals Franchi folgenden Brief an Pius IX. gelangen ließ:

„Heiliger Vater! Mein schlechter Gesundheitszustand versetzt mich in eine Lage, die von Tag zu Tag schwieriger wird, und die mich zwingt, Ew. Heiligkeit zu bitten, meine Hirtensorgen zu erleichtern. Neben der Diözese Algier, deren Last ich seit zehn Jahren trage, hat Ew. Heiligkeit mir mit dem Amte eines apostolischen Delegaten die weitausgedehnte Mission zu übertragen geruht, die im Süden der Berberstaaten und bis ins Innerste Afrikas hinein gegründet werden soll. Solange mir Gott die nötige Kraft gab, konnte ich ohne zu große Nachteile beiden Ämtern genügen, aber seitdem die Krankheit meine frühere Gesundheit untergraben hat, fühle ich mich nicht mehr imstande, beide richtig zu versehen, und sehe mich deshalb genötigt, auf eines zu verzichten. — Nachdem ich lange vor dem Herrn überlegt, Heiliger Vater, glaube ich eher das Erzbistum Algier als die Leitung der Mission in Ihre Vaterhand zurücklegen zu müssen. Die Mission ist noch in ihren Anfängen und deshalb schwach, sie kann die Hand, die sie bisher gestützt und geleitet hat, nicht entbehren. Ich bitte deshalb Ew. Heiligkeit um die Erlaubnis, auf meinen erzbischöflichen Stuhl und die Ehren, die damit verbunden sind, verzichten zu dürfen, um mich an die Spitze meiner Missionare zu stellen."

An demselben Tage teilte er den Missionaren seinen Entschluß mit, wenn es der Papst erlaube, ihr Kleid und ihre Regel anzunehmen.

Indes bereits am 16. Februar schrieb ihm Kardinal Franchi, daß der hl. Vater zwar sehr erfreut gewesen sei über sein Vorhaben, sich ganz dem Missionswerk zu widmen, daß er aber den Erzbischof bitte, unter den jetzigen Umständen beide Lasten weiter zu tragen. — Als gehorsamer Sohn der Kirche unterwarf sich der Oberhirte dem Wunsche des hl. Vaters.

Es handelte sich nun vor allem darum, neue Hilfsquellen zu erschließen, um das begonnene Werk vor dem Untergange zu retten. Zu diesem Zwecke mußten wieder einige Missionare den Bettelstab ergreifen und unter Entbehrungen und Enttäuschungen aller Art das tägliche Brot zusammen zu bringen suchen. Die göttliche Vorsehung segnete ihre Bemühungen. Durch Vorträge in verschiedenen Erziehungsanstalten wurden auch neue Berufe geweckt, so daß die Genossenschaft zur Zeit des dritten Generalkapitels im Jahre 1877 bereits 125 Mitglieder zählte, die in 16 verschiedenen Anstalten — allerdings nur in Algerien — tätig waren. Aber gerade um diese Zeit sollte sich ihr Arbeitsfeld weit ausdehnen bis nach Jerusalem und bis in die neuentdeckten Gebiete Äquatorialafrikas.

9. St. Anna in Jerusalem. Mission in Innerafrika. 1878.

Im Jahre 1857, nach dem Krimkriege, hatte der Sultan von Konstantinopel zum Danke für die geleisteten wertvollen Dienste der französischen Regierung in Jerusalem das Heiligtum von St. Anna geschenkt. Nach zwanzigjähriger Arbeit war die Kirche endlich einigermaßen wiederhergestellt, es handelte sich jetzt darum, sie einem Orden anzuvertrauen. Nach langwierigen Verhandlungen mit dem lateinischen Patriarchen von Jerusalem und mehreren Orden wandte sich die französische Regierung an Erzbischof Lavigerie und bot ihm das Heiligtum für seine Missionare an. So sehr diesem das Angebot auch zusagte, so hatte er doch gewichtige Bedenken dagegen. Die Zahl der Missionare war noch gering, dann war nach den Regeln das Arbeitsfeld der Kongregation auf Afrika beschränkt, ferner war zu befürchten, daß das neue Unternehmen zuviel Geld verschlingen werde. Andererseits sprach der Gedanke für die Annahme, daß an dieser heiligen Stätte die Wiege der Allerseligsten Jungfrau gestanden hatte, und Maria war ja die besondere Patronin der kleinen Genossenschaft. Er entschied sich also schließlich doch für die Annahme, nachdem sich auch die Missionare für den Plan ausgesprochen hatten. Von der Bedeutung dieser Niederlassung für die orientalische Kirche wird später die Rede sein.

Viel wichtiger und folgenschwerer für die innere und äußere Entwicklung der Genossenschaft war die Übernahme der Missionen im Seengebiete Innerafrikas. — Die europäischen Mächte hatten zur damaligen Zeit ihre Herrschaft oder wenigstens ihren Einfluß so ziemlich auf die ganze weite Küste des schwarzen Erdteils ausgedehnt. Die Glaubensboten verschiedener Orden hatten *diese Küsten* besetzt, um ihren unglücklichen Bewohnern die Segnungen des Christentums zu bringen. So finden wir die Söhne des hl. Franziskus in Tunesien, Tripolitanien, Ägypten und den Gallaländern; die Lazaristen in Abessynien; die Väter vom hl. Geiste in Sansibar, im Kongo, in Senegambien und im Senegal; die Missionare von Lyon in Guinea, am Kap und in Dahome; die Missionare von Verona in Oberägypten; die Patres der Gesellschaft Jesu auf Madagaskar und am Sambesi; die Oblaten in Natal. Der Klerus von Irland und England arbeitete in der Kapkolonie, der von Portugal in Benguela, der spanische in Marokko und der französische in Algerien. — Die Küsten waren also dem europäischen Einflusse und der Liebesbetätigung des Christentums geöffnet, aber *das Innere* war bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts fast ganz verschlossen geblieben. Einzelne Forschungsreisende hatten schon früher versucht, in die geheimnisvollen Gebiete einzudringen und den Schleier etwas zu lüften. Die meisten hatten diesen kühnen Versuch mit dem Leben bezahlt. Erst seit wenigen Jahren war es einigen unerschrockenen Forschern gelungen, ein wenig Licht in dieses Dunkel zu bringen. Männer wie Burton,

Cameron, Speke, Nachtigall, Schweinfurt und andere mehr haben in dieser Beziehung bahnbrechend gewirkt, besonders aber Livingstone und Stanley haben sich dabei mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Indes bis um diese Zeit waren die Unternehmungen zu sehr zersplittert. Jedes Volk, jede Vereinigung von Gelehrten handelte nach eigenem Gutdünken. Es fehlte ein einheitlicher Plan, und deshalb wurde viel Zeit, Kraft und Geld unnütz vergeudet. Da faßte im Jahre 1876 Leopold II., König von Belgien, angeregt durch die Veröffentlichungen von Livingstone und Stanley, den Plan, eine internationale wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, die alle diese Kräfte ordnen und einheitlich leiten sollte. Diese Gesellschaft trat zu Brüssel zusammen und es gelang ihr, bei den verschiedenen Kulturstaaten Interesse zu wecken für den neuen großartigen Kreuzzug gegen die afrikanische Barbarei.

Aber diese Bewegung verfolgte nur allgemeine Zwecke der Wissenschaft und des Handels. Die Gesellschaft, die Anhänger aller religiösen Bekenntnisse in ihren Reihen zählte, erklärte ausdrücklich, sich mit Religion nicht zu befassen. Es war nun Sache der katholischen Kirche, die günstige Gelegenheit auszunützen und in die neuerschlossenen Gebiete Glaubensboten auszusenden, wenn man sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, für die unsterblichen Seelen dieser armen Naturvölker weniger Eifer zu zeigen, als man auf der anderen Seite für den materiellen Fortschritt bewies.

Bereits im Juli des Jahres 1877 lenkte Erzbischof Lavigerie die Aufmerksamkeit des hl. Stuhles auf diese günstige Missionsgelegenheit hin. Pius IX. erfaßte sofort die Wichtigkeit der Aufgabe und ließ noch in demselben Jahre durch Kardinal Franchi, den Präfekten der Propaganda, die verschiedenen, in Afrika wirkenden Orden um ihre Meinung befragen. Alle ohne Ausnahme sprachen sich für die Notwendigkeit aus, in den dem europäischen Einflusse zu erschließenden Gebieten neue Missionen zu gründen.

Als man im Mutterhause von Maison-Carrée von diesen Plänen Kunde erhielt, wurde in den ersten Tagen des Jahres 1878 folgende Bittschrift der Missionare durch zwei aus ihnen dem hl. Vater unterbreitet:

„Heiliger Vater! Zu den Füßen Ew. Heiligkeit bitten die unterzeichneten Missionspriester um den väterlichen Segen. Sie stellen sich ganz Ew. Heiligkeit zur Verfügung: ihre Herzen, ihre Arbeiten, ihre Leiden, ja ihr Leben, wenn es sein muß, für die Missionen Äquatorialafrikas. Sie sind bereit, dieses neue Feld zu bearbeiten, das die Natur zwar abschrecken kann, wo aber mit Unterstützung der göttlichen Gnade eine um so reichere Ernte heranreifen wird. — Wir haben alle nur einen Wunsch, auf ein Zeichen Ew. Heiligkeit hinauszugehen und uns aufzuopfern für das Seelenheil dieser armen unglücklichen Völker, ihnen die Worte des Lebens zu bringen, die sie noch nicht vernommen haben. Wir sind bereit, in ihrem Dienste zu sterben in der festen Überzeugung, daß die, welche aus Liebe zum Heiland alles Irdische verlassen, das hundertfache schon hienieden an Tröstungen und Gnaden erhalten werden und endlich das ewige

Leben. In diesen Gesinnungen bitten wir Ew. Heiligkeit, das vollständige Opfer unseres Willens, unserer Person und unseres Lebens für das Heil der armen Heiden Äquatorialafrikas gnehmigen zu wollen."

Die beiden Missionare überreichten zugleich in Rom eine Denkschrift ihres Stifters, der auf fünfzig Seiten in seiner klaren überzeugenden Sprache einen großzügigen Feldzugsplan für die Christianisierung dieser Gebiete entwickelte. Am 15. Februar teilte Kardinal Franchi dem Erzbischof mit, daß im Konsistorium vom 4. des Monats die Kardinäle die Gründung der Missionen in Mittelafrika beschlossen hätten, und daß man seinen Söhnen die Bekehrung der Gebiete um den Tanganika- und Viktoria-See übertrage. In diesem Konsistorium hatte Pius IX. den Vorsitz nicht mehr geführt; er hatte zwei Tage vorher das Zeitliche gesegnet. Am 20. Februar wurde Leo XIII. zum Papste erwählt, und bereits vier Tage später erteilte ein päpstliches Schreiben dem Erzbischof die Erlaubnis, den beiden Patres Livinhac und Paskal seine Vollmachten eines apostolischen Delegierten über die Missionen Äquatorialafrikas zu übertragen. Nicht ganz zwei Monate nach Empfang der Weisungen des hl. Vaters reisten schon die ersten Missionare nach Sansibar; Mitte Juni verließen sie diese Insel und machten sich auf den Weg nach dem Innern, wie später weiter ausgeführt werden soll. (S. 97.)

10. Erste Gutheißung der Regeln durch den hl. Stuhl.

Im Jahre 1878 richtete der Erzbischof an die Propaganda ein Gesuch um Anerkennung der Regeln seiner Missionare. „Ich habe die Ehre", schrieb er an Kardinal Franchi, „Ew. Eminenz die Bittschrift zu übermitteln, die die Gesellschaft der Missionare Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrikas dem hl. Vater unterbreitet, um für ihre Regeln die Genehmigung des hl. Stuhles zu erhalten. Da diese Genossenschaft ausschließlich für die Missionen unter den Ungläubigen bestimmt ist, ist es Sache der hl. Kongregation der Propaganda, ihre Regeln prüfen und genehmigen zu lassen. Ich kann die volle Wahrheit dessen bestätigen, was die Missionare in ihrer Bittschrift ausführen, und dem Wunsche Ausdruck geben, ihre Vereinigung möge vom hl. Vater gebilligt werden. Ich will noch etwas beifügen, was die Missionare selbst nicht sagen können, nämlich daß die Genossenschaft, die bereits einige Martyrer aufzuweisen hat, von einem Opfergeist und Seeleneifer beseelt ist, die ich heldenmütig nennen möchte. Ich zweifle deshalb nicht, daß sie mit der Zeit für die Propaganda ein nützliches Werkzeug sein wird."

Schließlich drückte der Erzbischof noch den Wunsch aus, bis zu seinem Tode Oberer der Missionare zu bleiben.

Nach eingehender Prüfung der Regeln, die über ein Jahr dauerte, erhielt die Genossenschaft ein „Dekret des Lobes", welches der erste

Schritt ist in der öffentlichen Anerkennung der Kongregationen durch Rom. Am 5. Oktober 1879 verkündete der Stifter ein Reskript des hl. Stuhles, welches folgendermaßen lautete: „Laudetur Institutum et communicentur animadversiones et maneat tanquam Superior delegatus R. P. D. Carolus Martialis Archiepiscopus Lavigerie." (Die Genossenschaft werde gelobt, man teile ihr die Bemerkungen mit, und es bleibe als delegierter Oberer Erzbischof Karl Martial Lavigerie.)

Diese vorläufige Billigung der Genossenschaft durch das Haupt der Christenheit erfüllte den Stifter und alle Mitglieder mit großer Freude; sie suchten sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen und mit allen Mitteln das Werk weiter zu entwickeln. Um den so notwendigen Nachwuchs einigermaßen zu sichern, wurden apostolische Schulen gegründet, in denen Knaben, die zum Missionsleben Beruf zeigten, unter sachverständiger Leitung auf ihre hohe Bestimmung vorbereitet werden sollten.

Underdessen hatten sich gerade um diese Zeit wieder neue Stürme erhoben, die das ganze Unternehmen bedrohten. Die Feinde der Kirche und des Christentums in Frankreich suchten jede Gelegenheit auszunützen, um das Apostolat in Algerien unmöglich zu machen. Die Väter der Gesellschaft Jesu, die sich in Kabylien der armen Eingeborenen mit hingebendem Eifer lange Jahre hindurch angenommen hatten, wurden durch Belästigungen und Drohungen aller Art dahin gebracht, ihre Niederlassungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Längere Zeit hindurch befürchtete man dasselbe Schicksal für die Missionare. Aber der Erzbischof wachte mit väterlich besorgtem Auge über seine Söhne und ermahnte sie immer wieder zur äußersten Vorsicht den Eingeborenen gegenüber, damit sie ja ihren Gegnern keinen Vorwand an die Hand gäben, gegen sie vorzugehen. Indes je mehr Fesseln dem Eifer der Missionare an der Küste angelegt wurden, um so mehr wandten sich ihre sehnsüchtigen Blicke dem Innern zu, den Oasen der Wüste Sahara und darüber hinaus den weitausgedehnten, geheimnisvollen Gebieten des Sudan.

11. Drei neue Opfer in der Sahara. 1881.

Von Mai bis Juli 1880 hatten die beiden Patres Richard und Cermabon eine Erkundungsreise zu den Tuareg-Azdjers unternommen. Der glückliche Ausgang des Unternehmens schien zu der Hoffnung zu berechtigen, daß nun endlich der Augenblick zu weiterem Vordringen in die Wüste gekommen sei. Die Leitung der Genossenschaft beschloß deshalb gegen Ende 1880 die Gründung eines Missionspostens zu Rhat. Drei Patres erhielten den Auftrag, ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu besetzen. Der Verlust des Reisegepäcks bei einem Schiffbruch in der Nähe von Djidjelli verzögerte die Abreise bis April 1881. Trotz der vorgerückten Jahreszeit hoffte man sich noch auf den Weg machen zu können, als die Niedermetzelung

der Expedition Flatters diese Hoffnung zunichte machte. Sofort telegraphierte der Erzbischof an die Patres nach Rhadames, daß alle Vorbereitungen zur Abreise bis auf weiteres einzustellen seien. Die Missionare gehorchten, aber sie verloren den Mut nicht. Einer von ihnen schrieb: „Gezwungen, uns für den Augenblick auf dem Schlachtfeld hinzulegen, schlafen wir doch nicht ein; im Gegenteil, wir haben unsere Blicke beständig auf den Weg gerichtet, auf dem wir hoffen, so Gott will, recht bald wieder vorgehen zu können."

Unterdessen hatten sich in Tunesien und Tripolitanien die Gemüter wieder einigermaßen beruhigt, und da die Führer, die die Karawane nach Rhat begleiten sollten, die ausdrückliche Versicherung gaben, daß die Gegend ruhig sei, schrieb P. Richard am 1. Juli 1881 an seine Obern, um die Erlaubnis zur Abreise zu erwirken. „Haben Sie die Güte, hochwürdigster Herr Pater", sagte er unter anderm, „uns zu gestatten, diesen neuen Feldzug gegen das Innere Afrikas zu unternehmen, wo noch so viele bedauernswerte Seelen sich danach sehnen, den kennen zu lernen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist."

Diese dringenden Bitten hatten Erfolg. Am 8. September gelangte ein Schreiben der Obern nach Rhadames, das den Patres Richard, Morat und Pouplard die Erlaubnis erteilte, sich nach Rhat, ihrem endgültigen Posten, zu begeben, falls ihre Sicherheit genügend verbürgt scheine. Übrigens war P. Richard, der auf seinen großen Reisen durch die Wüste von den Arabern vielfach für einen von ihnen gehalten wurde, überall sehr geachtet und beliebt. Man hielt deshalb die Reise für vollständig sicher, und am 18. Dezember 1881 verließen die drei Missionare Rhadames, begleitet von den frommen Wünschen ihrer Mitbrüder, die sie um dieses Glück beneideten. Wie groß war aber das Erstaunen und das Entsetzen der Zurückgebliebenen, als schon nach drei Tagen die Führer der Karawane allein zurückkehrten und die Kunde von dem tragischen Ende der Glaubensboten überbrachten. Sie waren von einem Verräter Bu Reddi, der von den Tuareg bestochen war, meuchlings getötet worden.

Als der Stifter, der damals gerade in Karthago weilte, am 11. Januar 1882 die Trauerbotschaft erhielt, versammelte er sofort die Missionare in der Kapelle. Dort teilte er ihnen mit bewegter Stimme mit, was geschehen war, faßte sich dann aber rasch wieder und rief ihnen zu: „Meine Söhne, wir dürfen jetzt nicht weinen wie Menschen, die keine Hoffnung haben. Danken wir vielmehr dem Heiland, daß er unserer kleinen Genossenschaft die Ehre erwiesen hat, Martyrer zu besitzen!" Dann stimmte er das Te Deum an.

Einige Tage später schrieb er den Missionaren, um ihnen in eindringlichen Worten die größte Klugheit anzuempfehlen und ihren jugendlichen, zu ungestümen Eifer zu mäßigen. Er schloß seine väterliche Mahnung mit den Worten: „Meine lieben Söhne! Glücklich die Gesellschaft apostolischer

Männer, die in diesem Zeitalter der Feigheit und der allgemein herrschenden Selbstsucht zurückgehalten werden muß, damit sie nicht dem Martyrium zueile! Diese großmütige Gesinnung ist würdig, von den Menschen bewundert und von Gott gesegnet zu werden, aber ich würde mich gegen meine Pflichten als Vater und Hirte verfehlen, wenn ich diesen Eifer nicht zügelte und euch nicht die schwere Verpflichtung auferlegte, euer Leben nicht freiwillig einer sicheren Gefahr auszusetzen."

Aus diesen Gründen der Klugheit mußte die Mission von Rhadames aufgegeben werden, die Missionare zogen sich nach Tripolis zurück und verließen nach einiger Zeit die Gegend vollständig. Bereits zweimal hatten sie versucht, nach Süden vorzudringen, beidemale fanden die kühnen Glaubensboten den Tod. Man gab nun den Versuch für längere Zeit auf und wartete günstigere Gelegenheiten ab.

12. Innere Erstarkung.

Während dieser Ereignisse war der Erzbischof vom hl. Vater zur Würde eines Kardinals der römischen Kirche erhoben worden. Leo XIII. hatte dem seeleneifrigen, unermüdlichen Seelenhirten schon seit einigen Jahren diese Ehre zugedacht, aber die Feinde des Erzbischofs hatten dies immer wieder zu vereiteln gewußt. Endlich im Jahre 1881 waren alle Schwierigkeiten überwunden. Der neuernannte Kardinal betrachtete diese Würde als eine Anerkennung dessen, was er auf dem schwarzen Kontinent unter den schwierigsten Verhältnissen für die Kirche geleistet hatte, und als eine Ehrung der afrikanischen Kirche, die bisher im hl. Kollegium der Kardinäle nicht vertreten war. Nun hoffte er, noch mehr für diese junge Kirche tun zu können und warf sich mit neuem Eifer auf die Entwicklung der begonnenen Werke, besonders der Genossenschaft seiner Missionare, die er immer mehr noch innerlich zu festigen und auszugestalten suchte.

Im Jahre 1882 wurde das Scholastikat, die theologische Lehranstalt der Gesellschaft, nach Karthago in Tunesien verlegt. Das hatte den Vorteil, daß die Theologen der neugebildeten Erzdiözese Karthago die Vorlesungen der Patres besuchen konnten. Man sparte so das Lehrpersonal für eine Anstalt; dann hoffte man auch, daß die Missionare den zukünftigen Priestern wahrhaft apostolischen Geist einpflanzen würden.

Der Kardinal suchte die wissenschaftlichen Anforderungen, die er an seine Missionare stellte, immer höher zu schrauben. So verlangte er einige Zeit, daß kein Schüler der Philosophie, der in der Genossenschaft ausgebildet worden war, ins Noviziat aufgenommen werde, wenn er nicht zuvor das Bakkalaureatexamen (das ungefähr unserem Abitur entspricht) oder wenigstens die Lehrerprüfung bestanden hatte. Mit dieser Maßregel bezweckte er, seine Söhne zu befähigen, in der Kolonie Schulen für die Ein-

geborenen zu errichten und ihnen auch das gesetzliche Recht zu geben, in ihnen selbst Unterricht zu erteilen.

Zur inneren Festigung sollten auch beitragen die strengen Anweisungen, die der Stifter seinen Missionaren gab über die äußerste Sparsamkeit und die peinlichste Ordnung in Geldsachen. Er verlangte, daß man neue Unternehmungen genau den Hilfsquellen anpasse, um das Schuldenmachen zu vermeiden. Ja, er drohte sogar dem Rate der Genossenschaft, als die Zentralkasse einmal mit einem Fehlbetrag abschloß, daß im Wiederholungsfalle zwei von den Räten persönlich das Fehlende zusammenbetteln müßten.

Um diese Zeit faßte der Kardinal den großzügigen Plan, eine Geschichte der Kirche Afrikas zu verfassen, um den Glanz dieser altehrwürdigen Kirche der Vergessenheit zu entreißen. Mehrere Patres machten sich eifrig ans Werk, um den Stoff aus den verschiedenen Quellen zusammenzutragen. Aber andere dringende Arbeiten nahmen ihn nur zu bald voll und ganz in Anspruch, so daß das Werk ins Stocken geriet. Es gelang ihm nur, in zwei Bänden eine Auswahl aus seinen eigenen Schriften herauszugeben, die er seinen Missionaren widmete. In einem kurzen, aber packenden Vorworte suchte er sie zu glühender Liebe zu Gott und den unsterblichen Seelen der unglücklichen Afrikaner zu begeistern.

Unterdessen hatte sich die Mission in Innerafrika in erfreulicher Weise entwickelt. Um den Missionaren einen Beweis ihrer Anerkennung für die vielen Opfer, die sie mit wahrem Heldenmute gebracht hatten, zu geben, hatte die Propaganda in Rom bereits am 20. Dezember 1880 die beiden Missionen am Nyansa und am Tanganika zu Provikariaten erhoben. Am 31. Mai 1883 wurde die erste in ein apostolisches Vikariat umgewandelt und ihr bisheriger Leiter P. Livinhac zum Titularbischof von Pakando und zum apostolischen Vikar ernannt. Trotz seiner persönlichen Abneigung gegen jede Auszeichnung und Würde fügte sich der Auserwählte als gehorsamer Sohn dem Wunsche seiner Obern, kehrte nach dem Mutterhause zurück und erhielt nach einer ernsten Vorbereitung von sechs Monaten, die er zur allgemeinen Erbauung im Noviziate zubrachte, am 14. September 1884 in der Kapelle des Seminars von Karthago aus der Hand des Stifters die bischöfliche Weihe. Etwas später wurde auch das Gebiet am Tanganika zum apostolischen Vikariate erhoben und P. Charbonnier zum Verwalter ernannt. Die bischöfliche Weihe sollte er aber nach den Weisungen Roms erst erhalten, wenn er in der Mission selbst sich bewährt hätte; sie fand demgemäß erst statt zu Tabora am 24. August 1887.

Auf dem außergewöhnlichen Kapitel des Jahres 1885 wurden die Beziehungen der Genossenschaft zu den apostolischen Vikaren geregelt. Ferner beschloß man, im Gebiete des Kongo eine neue Mission zu gründen. Die wichtigste Frage, die zur Verhandlung kam, war die Durchsicht und die Ergänzung der Regeln und das Bittgesuch an den hl. Stuhl,

diese gutheißen zu wollen. Bereits am 13. Dezember 1885 erklärte die Propaganda die Billigung der Regeln für fünf Jahre mit der Anweisung, in dieser Zeit die noch fehlenden Teile auszuarbeiten und einzureichen.

Da mit der Entwicklung der Genossenschaft und der ihr anvertrauten Missionsgebiete naturgemäß eine Menge Fragen mit der Zentralverwaltung der Kirche zu besprechen und zu verhandeln waren, wurde im Anfang des Jahres 1886 zu Rom eine Niederlassung gegründet, zunächst für den Generalprokurator und seine Gehilfen, die die Verhandlungen mit den römischen Behörden zu führen hatten. Zugleich sollten sich aber immer einige Scholastiker oder Patres an den römischen Universitäten in den hl. Wissenschaften gründlicher ausbilden, um befähigt zu sein, in den theologischen Lehranstalten der Genossenschaft als Professoren zu wirken.

Am 23. September 1886 wurde das regelmäßige Generalkapitel vom Stifter persönlich eröffnet. Es wurde beschlossen, daß von 1889 ab die regelmäßige Generalversammlung nur noch alle sechs Jahre zusammentreten solle. Die Zahl der Teilnehmer an diesen Versammlungen wurde bedeutend vermindert. In Zukunft sollten nämlich nicht mehr alle Oberen der einzelnen Häuser dazu erscheinen, sondern nur noch die Vorsteher der sechs von dem Kapitel gegründeten Provinzen und ein oder zwei gewählte Vertreter jeder Provinz.

13. Antisklaverei-Feldzug. Bischof Livinhac Generaloberer. Tod des Stifters.

Die Missionen im Innern des schwarzen Erdteiles machten inzwischen eine schwere Krisis durch. Große Schwierigkeiten, die sich von verschiedenen Seiten erhoben hatten, bestimmten den Kardinal im Jahre 1886, die Missionare, die er im vorhergehenden Jahre an den unteren Kongo gesandt hatte, wieder zurückzurufen. Gewissermaßen als Ersatz dafür errichtete um diese Zeit die Propaganda die zwei neuen Provikariate: Oberkongo und Unyanyembe, was beweist, daß sich diese Missionen gut entwickelt hatten. Um so mehr war es zu bedauern, daß gerade damals eine sehr ernste Gefahr alles zu vernichten drohte. Diese hatte ihren Hauptgrund in den Reibereien und Eifersüchteleien zwischen den europäischen Mächten, die auf dem Berliner Kongreß (1884—1885) Äquatorial-Afrika unter sich verteilt hatten. Die Folge davon war eine große Gärung unter den Eingeborenen, die von der Küste aus, genährt und geschürt von den arabischen Sklavenhändlern, sich immer mehr bis in das Seengebiet fortpflanzte und überall das Weiterbestehen des Missionswerkes ernstlich in Frage stellte.

Zu eben dieser Zeit unternahm Kardinal Lavigerie im Einverständnis mit dem hl. Vater seinen bahnbrechenden Kreuzzug gegen die Sklaverei

in Afrika, der für alle Zeiten eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte seines arbeitsreichen Lebens bilden wird. Unermüdlich zog er 1888 und 1889 von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, deckte schonungslos die Abscheulichkeiten und Greuel der Sklavenjagden und die unmenschliche Behandlung der armen Sklaven auf und suchte mit Worten flammender Begeisterung die Regierungen und die Völker Europas gegen diesen Schandfleck, der jeder Gesittung und dem Christentum Hohn sprach, in Bewegung zu setzen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die öffentliche Meinung und das christliche Gewissen Europas regten sich, die Regierungen mußten sich zum Eingreifen entschließen; nach und nach bildeten sich in den meisten Ländern Antisklavereivereine, die den hl. Krieg gegen diese Grausamkeiten auf ihre Fahne geschrieben hatten und die zu diesem Kriege nötigen Geldmittel zusammenbrachten. Seinen Plan, den bedrohten Missionaren einige bewaffnete Freiwilligen-Kompagnien zu Hilfe zu senden, konnte er infolge des Widerstandes der beteiligten Regierungen nicht zur Ausführung bringen, aber seine Mahnungen und sein Beispiel bewirkten doch, daß einige Maßregeln zum Schutze der Mission getroffen wurden. Die Vorsehung bewahrte schließlich das mit unsäglichen Opfern Erreichte vor dem Untergange, aber die Mission hatte schwere Verluste erlitten.

Das Generalkapitel des Jahres 1889 wählte dem Wunsche des Stifters gemäß zum Leiter der Kongregation Bischof Livinhac, den apostolischen Vikar der Nyansamission. Da der Kardinal sich selbst bis zu seinem Tode den Titel des Generalsuperiors vorbehalten hatte, sollte der Erwählte sein Amt einstweilen als Generalvikar ausüben. Erst am 31. März 1890 erreichte ihn fern im innersten Afrika die Kunde von seiner Wahl. Bevor er von seiner lieben Mission Abschied nahm, erteilte er seinem Nachfolger, P. Hirth, die Bischofsweihe und begab sich unverzüglich, trotz der größten Gefahren, die ihm von den unruhigen Eingeborenen drohten, zur Küste, wo er sich endlich am 3. September einschiffen konnte. Nach seiner Ankunft im Mutterhause suchte er die Genossenschaft im Geiste und nach den Anweisungen des Stifters zu leiten, wobei ihm die Erfahrungen, die er sich während der Missionstätigkeit im Innern gesammelt hatte, sehr zu statten kamen. Leider sollte es ihm nicht mehr lange vergönnt sein, unter dem Auge des Stifters seines hohen Amtes zu walten. Der Kardinal fühlte immer mehr sein Ende herannahen. Die angestrengte Tätigkeit auf allen möglichen Gebieten während der letzten Jahre hatten seine Kräfte aufgerieben. Besonders der Feldzug gegen die Sklaverei hatte an seine Gesundheit hohe Anforderungen gestellt. Dazu kamen dann noch bittere Enttäuschungen und Anfeindungen der verschiedensten Art, besonders nach dem berühmt gewordenen Toast von Algier am 12. November 1890, in dem er sich im Auftrage Leos XIII. für den aufrichtigen Anschluß an die Republik ausgesprochen hatte. Selbst manche von seinen besten Freunden verstanden

ihn nicht und trennten sich von ihm; mehrere bekämpften ihn sogar offen in den Zeitungen. Es schmerzte ihn besonders, daß auch seine Missionare unter den Folgen dieser Angriffe zu leiden hatten. Trotzdem seine Kräfte immer mehr dahinschwanden, konnte er es doch nicht über sich bringen, sich die nötige Ruhe zu gönnen. Als am 7. Mai 1892 ungünstige Nachrichten über die Verfolgung der Mission in Uganda eintrafen, wurde er so angegriffen, daß man mehrere Tage für sein Leben fürchtete. Am 17. September wollte er sich ungeachtet der äußersten Schwäche in das Mutterhaus der Missionare begeben, um seine dort zu den geistlichen Übungen versammelten Söhne noch einmal zu sehen, sie aufzumuntern und sie zum letztenmale zu segnen. Aber der Arzt mußte ihm die Erlaubnis zur Reise und damit diesen letzten Trost versagen. Nun verschlimmerte sich sein Zustand von Tag zu Tag; der Kräfteverfall nahm immer mehr zu; die Auflösung kam immer näher. Am 26. November 1892 ging seine große Seele in ein besseres Jenseits hinüber. Die Kirche hatte einen ihrer seeleneifrigsten Hirten und Fürsten, die Missionare ihren Stifter und Vater verloren. Msgr. Livinhac teilte die Trauerbotschaft der Kongregation mit, indem er unter anderem ausführte: „Der Tod des Kardinals Lavigerie ist ein schwerer Verlust für die katholische Kirche; für uns, die wir die Ehre haben, seine Kinder zu sein, ist er ein gewaltiges Unglück. Ich will nicht versuchen, das Lob dessen zu verkünden, dessen Name die ganze Welt erfüllt. Seine Werke loben ihn lauter als alles, was wir zu seiner Ehre schreiben könnten. Unsere Pflicht ist in diesem Augenblicke, eifrig für die Seelenruhe unseres lieben Vaters zu beten. Um unser Flehen wirksamer zu machen, wollen wir alle unsern Eifer verdoppeln und uns bemühen, die Tugenden unseres heldenmütigen Stifters nachzuahmen, insbesondere seine Liebe zu Gott und den Seelen, seinen glühenden Seeleneifer und den Geist des Gehorsams, der sein ganzes Leben erfüllte."

Es fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit, eine eingehende Würdigung des Dahingeschiedenen zu geben. Was er für die Kirche und für Afrika geleistet, ist mit unauslöschlichen Buchstaben in die Geschichte eingetragen. Ganz treffend schilderte der vierte Nachfolger des Kardinals auf dem erzbischöflichen Stuhl von Algier, Msgr. Leynaud, am 26. November 1917 bei der 25. Wiederkehr des Todestages in einer Ansprache in der Kathedrale in kurzen, knappen Zügen seine überragende Bedeutung mit folgenden Worten: „Er war vor allem ein Mann der Kirche und ein Mann Gottes, der es verstand, alles zur Ehre Gottes gereichen zu lassen, was er während seines langen Lebens unternommen hat. Aber dieser Mann der Kirche war vor allem der Mann der afrikanischen Kirche. War es nicht zum Wohle dieser Kirche Afrikas und der seiner Hirtensorge anvertrauten Seelen, daß er soviele Pfarreien und soviel Werke der Nächstenliebe ins Leben gerufen? Und dann, als sein Blick bis jenseits der düsteren

Wüsteneien vordrang und unzählige unsterbliche Seelen erblickte, die noch in der Finsternis des Heidentums schmachteten, war nicht wieder er es, der den großartigen Plan faßte, ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen, das allein wahre Gesittung vermitteln kann? Damals schuf er diese heldenmütigen Reihen von Missionaren, die Weißen Väter und die Weißen Schwestern, die, bereit für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi zu sterben, mit ihrem Blute, mit ihren Tränen und mit ihrem Schweiße das Seengebiet Innerafrikas so reichlich befruchtet haben, daß diese Gegenden, ehedem so verlassen und unfruchtbar, jetzt gegen 300 000 Christen zählen. Welch herrliche Garben kannst du dem Allmächtigen darbieten, großer Sämann des Wortes Gottes, Vater dieser tapferen Glaubensboten!"

14. Weitere Bearbeitung und Ergänzung der Regeln. Endgültige Gutheißung der Genossenschaft. 1908.

Kardinal Lavigerie hatte in seiner Person mehrere wichtige kirchliche Ämter vereinigt. Er war Primas von Afrika, Erzbischof von Algier, Erzbischof von Karthago, apostolischer Delegat der Sahara, des Sudan und des Seminars von St. Anna in Jerusalem, endlich war er Generaloberer der von ihm gestifteten Missionare und Missionsschwestern. Diese Würden mußten nun auf verschiedene Personen übergehen. Manche meinten, daß jetzt, wo seine starke Hand fehle, alles wieder auseinanderfallen werde. Man befürchtete besonders für die Genossenschaft der Missionare einen verderblichen Rückschlag, da ihre rechtliche Stellung zu den beiden Erzdiözesen noch nicht ganz geklärt und besonders die volle Anerkennung des hl. Stuhles noch nicht erlangt war. Naturgemäß war es keine leichte Arbeit, die etwas unsicheren Verhältnisse in Ordnung zu bringen, aber nach und nach wurde alles gut geregelt, und das Wort des Kardinals, das er eines Tages gesprochen, als man ihm ähnliche Befürchtungen äußerte, sollte sich voll und ganz bewahrheiten: „Machen Sie sich um meine Schöpfungen keine Sorgen. Gerade nach meinem Tode werden sie wachsen und sich entwickeln!" Durch das Entgegenkommen der römischen Behörden wurde die weitere innere Entwicklung der Kongregation rasch gefördert. Die Propaganda übertrug die Vollmachten eines apostolischen Delegaten an Msgr. Livinhac, bis im Jahre 1893 die Delegation der Sahara und des Sudan, die durch Gründung eines apostolischen Vikariates mit demselben Namen überflüssig geworden war, aufgehoben wurde. Ferner erklärte die Propaganda, daß sie bereit sei, die Genossenschaft als unmittelbar dem hl. Stuhle unterstehend anzuerkennen, man möge deshalb die Regeln zu erneuter Prüfung einreichen. Um diesem Wunsche nachkommen zu können, wurde für 1894 das Generalkapitel einberufen. Einstweilen gestattete die Propaganda den Missionaren den Gebrauch eines eigenen Kalendariums für das

Breviergebet und die hl. Messe; außerdem erteilte sie dem Obern die Vollmacht, die Mitglieder der Gesellschaft auf den Missionstitel weihen zu lassen. Damit war die Kongregation vollständig von der Erzdiözese Algier losgelöst.

Das Generalkapitel wählte Bischof Livinhac wieder zum Generalobern; seit der Zeit leitet er ohne Unterbrechung die Genossenschaft. Hierauf beschäftigte man sich mit dem Namen der Kongregation. Am Anfang nannten sich die Mitglieder „Missionare des Ehrwürdigen Geronymo", dann „Missionare U. L. Frau von Afrika", später etwas umständlich: „Genossenschaft der Missionare U. L. Frau von den Missionen Afrikas." Das gläubige Volk kehrte sich allerdings wenig an diese Benennungen, sondern nannte die Missionare einfach nach ihrem Kleide „Weiße Väter". Die Versammlung bestimmte nun als amtliche Benennung: „Gesellschaft der Missionare von Afrika — Weiße Väter."

Hierauf arbeitete man die Regeln um und ergänzte sie in manchen Teilen. Man beantragte aber in Rom noch nicht die endgültige Gutheißung, weil man vorerst noch einige Punkte durch die Erfahrung erproben wollte. Am 15. Mai 1895 erfolgte die Billigung der Regeln durch Rom für zehn Jahre.

Die Generalkapitel von 1900 und 1906 änderten auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen noch einige Punkte. Nach eingehender reiflicher Prüfung der so umgearbeiteten Regeln durch die Propaganda unterzeichnete am 15. Februar 1908 Seine Heiligkeit Pius X. den Beschluß, der die Satzungen der Gesellschaft der Missionare von Afrika endgültig gutheißt und die Missionare als selbständige kirchliche Kongregation anerkennt. Damit war der Schlußstein in den bereits weitausgedehnten Bau eingefügt, der 40 Jahre vorher in so bescheidenen Verhältnissen begonnen worden war.

Zweiter Teil.

Wesen und besonderer Geist der Genossenschaft.

Die Genossenschaft der Missionare von Afrika (Societas missionariorum Africae. M. A.), gewöhnlich nach der Farbe ihres Kleides Weiße Väter genannt, setzt sich aus Weltpriestern zusammen, denen als wertvolle Gehilfen Laienbrüder zur Seite stehen. Die Mitglieder verpflichten sich durch einen feierlichen Eid zu einem Leben des Gehorsams und des Seeleneifers im Dienste der Missionen Afrikas. Die Missionare sind also keine Ordensleute im strengen Sinne des Wortes, aber kraft besonderer Vergünstigung des hl. Stuhles haben sie Anteil an verschiedenen Vorrechten der eigentlichen Ordensleute. Es versteht sich von selbst, daß der heilige Eid, so gut wie ein Gelübde, den Missionar vor Gott dem Herrn bis zum Tode bindet, und daß der Generalobere nur aus den gewichtigsten Gründen, die in den Regeln vorgesehen sind, diesen Eid lösen und von seinen Verpflichtungen entbinden kann. Die höchste Gewalt in der Genossenschaft liegt in der Hand des regelmäßig alle sechs Jahre zusammentretenden Generalkapitels, das unter der Aufsicht des hl. Stuhles die wichtigsten geistlichen und weltlichen Interessen der Missionare zu wahren hat. Die Mehrheit der Mitglieder dieser Generalversammlung muß durch geheime Wahl der Patres bestimmt werden. Das Kapitel wählt den Generalobern und seine vier Berater, die dann bis zur nächsten Versammlung die Genossenschaft leiten.

2. Der Zweck der Kongregation ist, die Ehre Gottes zu fördern zunächst durch die persönliche Heiligung ihrer Mitglieder, dann durch die apostolischen Arbeiten an der Bekehrung und Heiligung der unglücklichen Bewohner Afrikas. Deshalb betonen die Regeln mit Nachdruck folgende Gedanken: Die Heiligkeit des Apostels ist die notwendige Vorbedingung für die Fruchtbarkeit seiner apostolischen Tätigkeit. Man tritt nur in die Genossenschaft ein und verbleibt nur in ihr in der Absicht, sich selbst zu heiligen, indem man durch Gebet, Predigt und Liebestätigkeit an der Bekehrung der Ungläubigen arbeitet. Das Leben der Missionare muß infolgedessen ein Leben der Heiligkeit, der Selbstverleugnung und des Seeleneifers sein. Sie müssen allen alles werden, um die Seelen zu Christus und in seine Kirche zu führen; sie dürfen deshalb vor keinem Opfer zurück-

schrecken, nicht einmal vor dem Tode, wenn es sich um die Ausbreitung des Reiches Gottes handelt. Sie müssen fest von dem Grundsatze überzeugt sein, daß es für einen Apostel keine Mittelstellung geben kann zwischen der vollständigen Heiligkeit, die wenigstens gewünscht und mit beharrlichem Mute erstrebt werden muß, und der vollständigen Verkehrtheit.

3. Um diesen doppelten Zweck besser zu erreichen, leben die Missionare in Gemeinschaft; so wird manchem Grund zur Entmutigung im apostolischen Wirken vorgebeugt. Sie können sich in allen Lebenslagen, in Krankheit, Kummer, Mißerfolg und Schwierigkeiten aller Art gegenseitig pflegen, helfen, trösten und ermutigen. Dieser Punkt der Regel wird mit außergewöhnlicher Schärfe betont. Er lautet nämlich: „Niemals, in keinem Falle und unter keinem Vorwande, welcher es auch sein mag, dürfen die Missionare in ihren verschiedenen Niederlassungen zu weniger als zu dreien sein, Patres und Brüder. Um nicht gegen diese Regel zu verstoßen, wird man eher die vorteilhaftesten und dringendsten Angebote zurückweisen; ja man würde eher auf das Bestehen der Genossenschaft als auf diesen Hauptpunkt verzichten." — Damit dieser Punkt aber eine Stütze und nicht ein Hindernis des Apostolates werde, haben die Generalkapitel seinen Sinn und seine Anwendung auf das Missionsleben in allen Einzelheiten festgelegt.

4. Die von den Missionaren verlangte persönliche Heiligung und die Hingabe für die Seelen, die selbst vor dem Tode nicht zurückschrecken darf, setzen notwendigerweise viel übernatürlichen Geist voraus, der auf einen festen Glauben gegründet ist, sich auf ein unerschütterliches Vertrauen auf den göttlichen Heiland stützt und eingegeben ist durch eine innige Liebe zu Gott und zu den Seelen. Auf diesen Geist weist der Stifter seine Söhne immer wieder hin:

„Wenn die Missionare das Unglück hätten, den Glaubensgeist zu verlieren, wenn sie soweit kämen, nur noch wie gewöhnliche Reisende oder Forscher zu handeln, würden sie sicher zu Grunde gehen. Nur der Glaubensgeist wird ihnen die Kraft geben, Herr zu werden über alle Schwächen der Natur; er allein wird ihnen den Mut verleihen, alle Schwierigkeiten zu überwinden und trotz aller Widerwärtigkeiten und Mißerfolge sich nicht entmutigen zu lassen. Derselbe Geist des Glaubens wird sie in den armen Ungläubigen und in den Neubekehrten trotz des religiösen und sittlichen Tiefstandes die unsterblichen Seelen erblicken lassen, die mit dem Herzblute des Erlösers erkauft wurden. Endlich muß bei einem solchen Unternehmen der Missionar genug übernatürlichen Glauben haben, um unter Umständen von Gott sogar Wunder zu verlangen. Glaube, viel Glaube ist alles, was dazu notwendig ist. Dabei sollen die Glaubensboten aber nie vergessen, daß sie aus sich selbst nichts vermögen, und daß sie deshalb in allen ihren Anliegen ihre Zuflucht zum Gebete nehmen müssen, um die notwendigen Gnaden auf sich und ihre Arbeiten herabzuflehen."

5. Das, was die Genossenschaft nach außen hin zusammenhält, ist der von ihren Mitgliedern vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gute auf die

Evangelien abgelegte Eidschwur, sich in vollständigem Gehorsam bis zum Tode dem Werke der afrikanischen Missionen zu widmen. Die Regeln drücken sich über diesen Punkt folgendermaßen aus: „Die einer Apostelschar eigentümlichste und vorzüglichste Tugend ist der praktische Geist vollständigen Gehorsams gegen die Vorgesetzten. Ohne diesen Geist ist kein gemeinsames Wirken, infolgedessen keine apostolische Arbeit möglich." — Kardinal Lavigerie hat den Missionaren keine andere Tugend so eindringlich ans Herz gelegt. Immer und immer wieder kam er in seinen Ansprachen und Anweisungen auf den Gehorsam zurück.

„Ich will euch nur ein Wort nahelegen, das alles in sich begreift, nämlich daß ihr mit unerschütterlicher Treue nicht nur den Geist, sondern sogar den Buchstaben eurer Regeln beobachten sollet. Ihr müßt jeden Fehler gegen den Gehorsam in gewissem Sinne als einen Gottesraub ansehen. Dieses Wort darf euch nicht in Staunen versetzen, denn der Mangel an vollkommenem Gehorsam in den Verhältnissen, in denen ihr euch befinden werdet, wo euch die verschiedenartigsten Schwierigkeiten, Versuchungen und Gefahren entgegenstehen, würde die Mission zugrunde richten. Aber ein Missionar, der die Mission vernichtete, während er von Gott dazu bestellt ist, sie aufzubauen, beginge, ich wieder ole das Wort, mag es auch noch so scharf erscheinen, um es tief eurem Geiste einzuprägen einen wirklichen Gottesraub, und ohne Zweifel das größte Verbrechen, das er auf sich laden könnte. . . . In der Tat, wenn in einer Gemeinschaft die Regel nicht vollkommen beobachtet wird, wenn der Geist des Gehorsams nicht allumfassend ist, wird sich bald Unordnung festsetzen, mit der Unordnung kommt das Unvermögen zum Guten, mit diesem Unvermögen der Widerwille mit dem Widerwillen die Entmutigung, mit der Entmutigung der Fall, manchmal sogar bis zum vollständigen Abfall."

6. Wie bereits früher weiter ausgeführt wurde, ist das gemeinsame Leben einer der grundlegenden Punkte in der Genossenschaft. Die Missionare müssen immer wenigstens zu dreien sein in den einzelnen Niederlassungen. Damit dieses Familienleben die beabsichtigten Früchte hervorbringe, ist die brüderliche Liebe ganz besonders notwendig. Die Missionare werden ermahnt, sich daran zu erinnern, daß diese Liebe das besondere Kennzeichen war, an dem die Heiden die göttliche Sendung der ersten Apostel und die Wahrheit der christlichen Religion erkannten. An einer Stelle seiner Unterweisungen drückt sich der Stifter über diese wichtige Tugend folgendermaßen aus:

„Ich beschwöre bei der Barmherzigkeit des göttlichen Heilandes alle meine Söhne, und wenn ich es könnte, würde ich mich vor jedem einzelnen auf die Kniee werfen, um sie anzuflehen sie möchten doch ja untereinander nach innen und außen die brüderliche Liebe üben. Wenn man sie je in Uneinigkeit und in Unfrieden sehen sollte, wären sie die Ursache eines gewaltigen Unglücks und hinderten sicher die Bekehrung der Ungläubigen. . . . Einigkeit, Liebe, gegenseitiges Ertragen sind so notwendig, daß man ohne sie nichts Gutes stiften kann. Es ist dies einer von jenen Hauptpunkten, deren häufigere Überlegung

in keiner Weise geduldet werden kann, und wenn sie sich irgendwo finden sollte, müße man sie um jeden Preis beseitigen, nötigenfalls sogar durch Entlassung der Schuldigen."

7. Weiterhin empfehlen die Regeln mit besonderer Wärme die Übung der Demut, ohne die eine fruchtbringende Tätigkeit zum Heile der Seelen nicht möglich ist. Die Missionare dürfen die bischöfliche Würde nur für die Missionsgebiete, Auszeichnungen und andere Würden nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Generalobern annehmen.

8. Alles opfern, ja sogar sich selbst zum Opfer bringen soll das Gesetz ihres apostolischen Lebens und Wirkens sein. Sie dürfen nie vergessen, daß ohne Armut an eine wahrhaft apostolische Tugend nicht zu denken ist. Sie sollen, ohne das Gelübde der Armut abzulegen, in Wohnung, Kleidung und Nahrung die größte Armut üben und auf alles verzichten, was nicht durch die Gesundheit oder für die Ausbreitung des Reiches Gottes verlangt wird. Sie müssen sich vor Augen halten, daß das unnützerweise ausgegebene Geld dem Missionswerke und damit der Bekehrung der Seelen entzogen wird, und immer wiederbedenken, daß sie von Almosen leben, und daß das tägliche Brot ihnen zumeist von armen Katholiken zur Verfügung gestellt wird, die es sich nur zu oft vom eigenen Munde abgespart haben.

9. Jeder Orden und jede Kongregation in der katholischen Kirche hat neben dem, was allen gemeinsam ist und gemeinsam bleiben muß, einige Punkte, auf die er ganz besonderes Gewicht legt, die er vor allem betont, und die ihm ein besonderes Gepräge geben. Nach dem Direktorium der Genossenschaft soll der ihr eigentümliche Geist bestehen in einer besonderen Sorgfalt, den kostbaren Schatz des inneren Lebens inmitten der apostolischen Arbeiten zu bewahren, in einer außerordentlichen Hingabe an Gott, an Maria und die Seelen der armen Ungläubigen Afrikas; Hingabe, die sich kundgeben soll durch vollkommenen Gehorsam gegen alle Stellvertreter Gottes vom Papste bis zum Hausobern und durch eine außergewöhnliche Großmut, alle Entbehrungen und Mühen des apostolischen Lebens auf sich zu nehmen und infolgedessen die Armut in Wohnung, Nahrung und Kleidung zu üben. Zu dieser Sorge für die eigene Heiligung und zu dieser hochherzigen Hingabe gesellt sich dann noch die Herzlichkeit der Beziehungen unter Mitbrüdern und zwischen einfachen Missionaren, auch Laienbrüdern, und Vorgesetzten aller Rangstufen; da selbst die Höchststehenden sich nicht als Herren und Gebieter betrachten sollen, sondern als Väter, die glücklich sind, wenn ihre Untergebenen sich als Kinder eines geliebten und liebenden Vaters fühlen. Diese herzliche Liebe soll bis ins Grab dauern. Wenn ein Missionar, Pater oder Bruder, stirbt, müssen alle Patres der Genossenschaft für seine Seelenruhe einmal das hl. Meßopfer darbringen, die Brüder müssen drei hl. Kommunionen und drei Rosenkränze in derselben Meinung aufopfern. — Um diese Gesinnungen den Glaubensboten einzupflanzen, später zu unter-

halten, zu entwickeln und zu möglichst großer Vollendung zu bringen, ist in allen Häusern von den Erziehungsanstalten an alles zweckmäßig eingerichtet. Ein zweijähriges Noviziat, gemeinsame tägliche geistliche Übungen, gemeinsame Erholungen, gemeinsames Leben und Wirken, die monatliche Geisteserneuerung, jedes Jahr achtägige geistliche Übungen, nach zehn Jahren Missionsdienst eine Erneuerung des Noviziates usw. sollen diesen Geist bewahren und weiter entfalten.

10. Daß auf eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung das größte Gewicht gelegt wird, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Die Gymnasialstudien werden zum großen Teil an staatlichen Anstalten gemacht und, wenn möglich, mit der Reifeprüfung abgeschlossen. Dabei werden naturgemäß für brave, in ihrem Berufe feste Zöglinge, die schwächer begabt oder im Alter schon etwas weiter vorangeschritten sind, die entsprechenden Ausnahmen gemacht. Dann folgen sechs Jahre philosophisch-theologische Studien. In diese Zeit fällt das Noviziat. Während des ersten Noviziatsjahres studieren die Novizen nur aszetische Theologie, heilige Schrift, afrikanische Sprachen und Tropenhygiene. Im zweiten Probejahr wird die theologische Ausbildung fortgesetzt. Nach der Priesterweihe folgt seit einigen Jahren ein siebtes Studienjahr, das besonders der unmittelbaren Vorbereitung auf die Missionsarbeit gewidmet ist. Zu diesem Zwecke werden, wenn nur irgend möglich unter der Leitung von Patres, die schon in den Missionen tätig waren, meist folgende Fächer betrieben: Missionskatechese, Missionspastoral, allgemeine Missionswissenschaft, Völkerkunde, Sprachen, Kolonialrecht und dergleichen.

Um das theologische Wissen auch später zu unterhalten und zu erweitern, sind die jungen Patres noch mehrere Jahre zu einer jährlichen schriftlichen und mündlichen Prüfung verpflichtet. Demselben Zwecke dienen theologische Konferenzen, die in allen Häusern der Genossenschaft zweimal im Monat stattfinden und denen alle Missionare beiwohnen müssen. In diesen Konferenzen wird in einem Zeitraum von sechs Jahren die gesamte theologische Wissenschaft wiederholt und durch die sich anschließende Besprechung vertieft und erweitert.

Dritter Teil.

Grundzüge des Missionsverfahrens der Genossenschaft und ihre Missionsgehilfen.

Einleitung. Die Aufgabe, die die Mission in Afrika zu lösen hat, gehört zu den schwierigsten des ganzen Missionsfeldes. Um dies zu verstehen, braucht man sich bloß vor Augen zu halten, was die Sünde und das Heidentum aus Afrika und seinen unglücklichen Bewohnern gemacht hat. Bei dem heidnischen Neger ist im allgemeinen der Verstand verdunkelt, abgestumpft und wie begraben unter einer dicken Schicht von Unwissenheit, Irrtum und Aberglauben. Alles, was die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse und der niedrigsten Leidenschaften übersteigt, läßt ihn gewöhnlich gleichgültig. Sein Wille ist geschwächt, sein Herz verdorben und gegen alle edleren Gefühle unempfindlich, es hat nur Sinn für das Gemeine und Tierische. Das Gewissen scheint vollständig verschwunden zu sein. Aber lassen wir einmal das reine Licht des Glaubens diesen Geist mit seinen erwärmenden, alles belebenden Strahlen durchdringen, lassen wir den himmlischen Tau der Gnade dieses verdorbene und verhärtete Herz erweichen und befruchten, da werden wir Zeuge einer wunderbaren Umwandlung, die sich nicht nur in übernatürlicher, sondern auch in natürlicher Vervollkommnung kundgibt. Unter dem wohltuenden Einfluß des Christentums entwickeln sich nach und nach die lange zurückgehaltenen, verkümmerten natürlichen Fähigkeiten. Zarte und edle Gefühle zeigen sich und entwickeln sich zwar langsam, aber stetig weiter. Es ist allerdings ein weiter Weg, der zurückgelegt werden muß, um aus diesen religiös und sittlich tiefstehenden Naturkindern zunächst Menschen und dann Christen zu machen, die dieses Namens würdig sind. Viele Hindernisse stellen sich da dem eifrigen Glaubensboten entgegen. Auf wieviel Enttäuschungen und Mißerfolge muß er sich gefaßt machen! Wieviel Mißgriffe wird der Neuling sich zu schulden kommen lassen, wenn er nicht genaue, durch langjährige Erfahrung erprobte Anweisungen darüber hat, wie er bei dieser fast übermenschlichen Aufgabe vorgehen soll. Im Laufe der Jahrhunderte hat die katholische Kirche auf diesem Gebiete wertvolle Erfahrungen gesammelt. Wenn

Bischof Leonard, Ap. Vikar von Unyanyembe.

Bischof Streicher, Ap. Vikar von Uganda.

auch die Grundzüge naturgemäß überall dieselben sind, wird doch je nach den Völkerschaften und je nach den Glaubensboten die Art und Weise der Anwendung verschieden sein. So finden wir bei den zahlreichen Missionsorden und Missionsgenossenschaften in Einzelheiten kleine Abweichungen im Missionsverfahren. Kardinal Lavigerie legte von Anfang an das größte Gewicht darauf, daß seine Missionare nicht so sehr darauf ausgehen sollten, in kurzer Zeit eine recht große Zahl Eingeborener zu taufen, daß sie vielmehr schon vor der Taufe die Taufbewerber nicht nur gründlich unterrichten, sondern sie auch schon im christlichen Tugendleben einigermaßen erproben sollten. Er wollte keine Namenchristen, die bei der ersten größeren Versuchung oder Schwierigkeit den christlichen Firnis über Bord werfen und durch ihren Abfall dem christlichen Namen nur Schande bereiten. Man hat manchmal seine Anweisungen für zu streng gehalten, aber die Erfahrung hat ihm recht gegeben; denn im großen und ganzen kann man mit dem christlichen Leben der Neubekehrten wohl zufrieden sein. Auch die Zahlen sind überall in rasch aufsteigender Linie begriffen, so daß diese Missionen von Kennern zu den blühendsten und erfolgreichsten des ganzen Missionswerkes gerechnet werden. Im folgenden soll nun versucht werden, einen kurzen Überblick zu geben über die Grundzüge des Missionsverfahrens oder über die Art und Weise, wie die Weißen Väter bei der Bekehrung der Eingeborenen, besonders der Neger, vorgehen, und welche Mittel sie vor allem anwenden sollen. Die Anweisungen hierüber finden sich in den Ermahnungen des Stifters, in dem Direktorium der Genossenschaft, in den Rundschreiben des Generaloberen und der einzelnen apostolischen Vikare und in den Beschlüssen der Diözesansynoden der verschiedenen Missionsgebiete.

Zunächst mögen einige allgemeine Richtlinien angeführt werden, dann werden kurze Angaben über das Katechumenat und die Hilfsmittel zur Festigung und Vertiefung des christlichen Lebens sowie über die Missionsgehilfen beigefügt.

I. Einige allgemeine Richtlinien für die Missionstätigkeit.

1. Die Missionare sollen von Anfang an als die Gesandten Gottes auftreten, die sich nicht mit Politik, auch nicht vorzüglich mit weltlichen Wissenschaften, sondern vor allem mit Gebet, Studium und Übung der Nächstenliebe beschäftigen. Als Gesandte des Allerhöchsten und Apostel der Liebe sollen sie nicht mit Härte oder Strenge, sondern mit Schonung und christlicher Milde vorgehen. Man darf von Anfang an nicht zuviel verlangen von diesen armen Naturkindern. Der Stifter legte diese Nachsicht seinen Söhnen immer wieder ans Herz:

„Die Missionare, die bestimmt sind, die Eingeborenen Innerafrikas zu bekehren, müssen sich besonders vor der Versuchung hüten, wegen der sittlichen

Schwächen der Neuchristen den Mut zu verlieren. Man muß sich in dieser Beziehung auf viel Elend gefaßt machen und sich daran erinnern, daß es in Wirklichkeit in den Anfängen der Kirche nicht besser war. Es waren auch damals mehrere Jahrhunderte nötig, um die heidnische Weichlichkeit zu überwinden.... Man muß Mitleid haben mit ihnen, aber nicht ihnen Vorwürfe machen, sie ermutigen, aber nicht in Verzweiflung treiben; mit einem Worte, man muß sie nach dem Geiste des Evangeliums behandeln wie Lampen, die kaum angezündet wurden, und wie Rohre, die erst heranwachsen. Die heldenhaften Tugenden, eine engelgleiche Reinheit, einen lebendigen Glauben ohne irgendwelchen Schatten wird man bei Neubekehrten nur in Ausnahmefällen finden; sie zur Regel machen wollen, hieße sich von vornherein bitteren Enttäuschungen aussetzen oder die eigenen Einbildungen für Wirklichkeit halten. Den Ungläubigen den Glauben vermitteln, sie teilnehmen lassen an den unendlichen Verdiensten unseres Heilandes Jesus Christus, ihnen diese durch die Sakramente zuwenden und sie so, ohne je den Mut zu verlieren, von Schwäche zu Schwäche zum sicheren Hafen führen, das ist die wahre und trostvolle Aufgabe des Missionars."

Die Glaubensboten sollen sich in demselben Geiste geduldiger Nachsicht hüten, die Eingeborenen in ihren religiösen Überzeugungen zu kränken, oder ihre Gebräuche ins lächerliche zu ziehen, bevor sie sie selbst genügend kennen gelernt haben und so in der Lage sind, sie allseitig richtig zu beurteilen. Ganz besonders eindringlich werden sie davor gewarnt, sich mit ihren Zuhörern in Streitigkeiten über Irrtümer und abergläubische Gebräuche einzulassen in der irrigen Voraussetzung, dadurch ihre Bekehrung vorzubereiten. Man darf nicht so sehr darauf ausgehen zu zerstören und niederzureißen, was leicht eine feindselige Gegenströmung hervorrufen könnte, als vielmehr aufzubauen durch eine fortschreitende freundschaftliche Darlegung der Wahrheit. Die beste Art und Weise, den Irrtum zu beseitigen, wird in den meisten Fällen die sein, ihn einfach dem hellstrahlenden Lichte der Wahrheit gegenüberzustellen und es den Zuhörern zu überlassen, beide zu vergleichen und aus diesem Vergleiche die nötigen Schlußfolgerungen zu ziehen.

2. Kardinal Lavigerie ermahnte die ersten Missionare besonders eindringlich, möglichst bald das Wohlwollen der Häuptlinge und der anderen einflußreichen Eingeborenen zu gewinnen. „Es kommt sehr viel darauf an, sich die Gunst der einheimischen Fürsten zu gewinnen; man muß sich deshalb mit Eifer darauf verlegen, in der Überzeugung, daß, wenn man auch nur einen Häuptling bekehrt, man für die Entwicklung der Mission mehr tut, als wenn man einzeln Hunderte von Schwarzen gewinnt." — Dabei müssen aber die Glaubensboten sich sorgfältig hüten, sich in die Politik der Eingeborenen einzumischen, indem sie eine Partei oder einen Häuptling gegen die Gegenpartei unterstützen.

3. Überhaupt sollen sie darüber wachen, daß die Eingeborenen nicht um zeitlicher Vorteile willen zur Mission kommen und sich dort unter-

richten und taufen lassen. Deshalb dürfen keine Geschenke gemacht werden, um sie anzulocken. Alles, was man ihnen gibt, muß auf irgend eine Weise verdient werden; denn sonst besteht die Gefahr, daß man nur Heuchler heranbildet. Nur die Pflege der Kranken, der man sich nach den Anweisungen der Regel an allen Missionen mit besonderem Eifer widmet, soll unentgeltlich sein, es sei denn, daß besondere örtliche Verhältnisse, die aber von den Obern geprüft und gebilligt werden müssen, eine Ausnahme ratsam erscheinen lassen.

4. Wenn die Missionare wahre Apostel Jesu Christi sein wollen, dürfen sie nicht warten, bis die Eingeborenen zu ihnen kommen, um sich unterrichten zu lassen, sondern sie müssen als gute, eifrige Hirten die Schäflein in ihren Dörfern und armseligen Hütten aufsuchen, mit ihnen bei jeder Gelegenheit in Verbindung treten, und zu diesem Zwecke auch vor Strapazen und Gefahren nicht zurückschrecken. Sie müssen sich ihnen ganz zur Verfügung stellen, sich ganz für sie aufopfern, um so allen alles zu werden und alle für Christus gewinnen zu können.

5. Die Glaubensboten sollen auch den Bekehrungseifer der Neuchristen zu wecken suchen und mit allen Mitteln dahin arbeiten, daß sie für das Seelenheil ihrer Familienangehörigen oder Stammesgenossen Teilnahme zeigen und durch Gebet und kluge Belehrungen dahin wirken, daß sie der Wohltaten des Christentums teilhaftig werden. In diesem Sinne wurde auch in verschiedenen Missionen der Verein für die Verbreitung des Glaubens eingeführt. Die Eingeborenen sollen sich daran gewöhnen, aus Dankbarkeit für das Glück des wahren Glaubens auch persönliche Opfer zu bringen. Wo Geldleistungen nicht möglich sind, kann der Jahresbeitrag durch Tauschwaren oder durch Arbeit auf dem sogenannten Felde der Glaubensverbreitung geleistet werden.

6. Eine der ersten und wichtigsten Gründungen, die die Missionare überall ins Auge fassen sollen, ist die Errichtung von Schulen. Von der guten Erziehung einer gewissen Anzahl Kinder hängt sehr oft der zukünftige Erfolg einer ganzen Mission ab. Obwohl einer der Hauptzwecke dieser Schulen ist, tüchtige Christen heranzubilden, wird die Klugheit oft verlangen, daß man sich nicht zu sehr beeilt, die Kinder in die Geheimnisse und in die Übung der Religion einzuführen, besonders wenn sie unter der Abhängigkeit heidnischer Eltern bleiben. Man muß sich dann mit den weltlichen Fächern begnügen, indem man aber den Schülern nach und nach die Grundsätze des Naturrechts beizubringen sucht und daraus die Verpflichtungen der natürlichen Religion herleitet. Ein gewisser religiöser Geist muß aber auch den weltlichen Unterricht durchdringen, der Gedanke an Gott und an das Ziel und Ende des Menschen muß immer wiederkehren. Auch die Schulbücher müssen von christlichem Geiste durchdrungen sein. In den gewöhnlichen Schulen und besonders am Anfang

begnügt man sich mit dem notwendigsten Stoff und vermeidet es im allgemeinen, europäische Sprachen zu betreiben, um die Eingeborenen nicht zu rasch aus ihren einfachen Verhältnissen herauszureißen. Es ist den Missionaren dringend angeraten, sobald die Verhältnisse es gestatten, mittlere und möglichst bald auch höhere Schulen zu gründen, in denen auch europäische Sprachen gelehrt werden, damit so tüchtige junge Leute herangebildet werden, die als Beamte oder im Dienste des Handels der Kolonie wertvolle Dienste leisten können. — Im allgemeinen sind die Neger im großen Seengebiet gut begabt. Sie haben besonders in der Jugend ein gutes Gedächtnis, und auch der Verstand und die Urteilskraft sind unter geeigneter Schulung guter Entwicklung fähig. Zumeist macht das Rechnen einige Schwierigkeiten, hingegen haben sie große Leichtigkeit für Musik. Für den Unterricht gelten im großen und ganzen dieselben Grundsätze wie in Europa, nur muß sich der Lehrer für gewöhnlich noch mit mehr Geduld wappnen. Er darf nicht zuviel voraussetzen und muß sich in die ganze Geistesverfassung und in die Vorstellungswelt des kleinen Negers hineinzuversetzen suchen. Aus diesem Grunde ist es auch sehr schwer, geeignete Schulbücher zu finden, da in den europäischen sich nur zu oft eine Menge Gegenstände, Vergleiche, Bilder und dergleichen befinden, die den Vorstellungen des Negers ganz fremd sind, und unter denen er sich gar nichts denken kann. — In allen Schulen legt man neben der geistigen Ausbildung großes Gewicht auf die Erziehung zum Gehorsam, zur Selbstzucht, zur Genügsamkeit und zur Arbeitsamkeit. Die Missionare bemühen sich auch, nach der Schulentlassung die Jugend in kirchlichen und weltlichen Vereinen zusammenzuhalten, die die weitere Ausbildung, Spiel und anständige Erholung, Stärkung des Selbstbewußtseins und Weckung des Gemeinsinnes zum Zweck haben. — Im Jahre 1917 vermittelte die Genossenschaft in 2302 Schulen 58 024 Knaben und 33 795 Mädchen neben den Grundlagen weltlichen Wissens die Wohltaten der Erziehung zu einem ordentlichen und gesitteten Leben. Welch herrliche Saat kann da in diese stattliche Zahl von annähernd 100 000 zarte Herzen afrikanischer Kinder gelegt werden, die mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit emporsprossen und sicher viel beitragen wird zur Umgestaltung und Verchristlichung des schwarzen Erdteiles.

7. Die Glaubensboten nehmen sich mit besonderer Sorgfalt und Liebe der armen verlassenen Kinder an, deren Eltern gestorben sind oder um die sich niemand kümmert. Nur wenn es gar nicht möglich ist, die bedauernswerten Kleinen in guten christlichen Familien unterzubringen, wo sie mehr in natürlichen Verhältnissen heranwachsen, werden sie in besonderen Anstalten untergebracht. In diesen Waisenhäusern sucht man sorgfältig zu vermeiden, sie an Dinge zu gewöhnen, die sie sich später nicht verschaffen könnten, oder ihnen Bedürfnisse anzuerziehen, die die anderen Negerkinder

nicht kennen, und die sie später nicht mehr befriedigen könnten. Man strebt nach Kräften danach, ihnen den Geist der Vorsorge und die Liebe zur Arbeit einzupflanzen, und in ihnen, sobald sie dazu fähig sind, das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung zu wecken.

8. Den Missionaren wird zur strengen Pflicht gemacht, sich sofort mit Eifer an das Studium der Sprache der Eingeborenen zu machen, denen sie die frohe Botschaft verkünden sollen. Sie sollen sich vor allem Zögern oder ängstlichem Zurückhalten hüten und gleich mit Ernst und gutem Willen an das Studium herantreten. Nach sechs Monaten müssen sie über ihre Sprachkenntnisse vor dem apostolischen Vikar oder dessen Stellvertreter eine Prüfung ablegen. Um dieses Studium zu erleichtern, sollen sich die Missionare unter sich möglichst der Sprache der Eingeborenen bedienen. In jeder Mission, für deren Sprache noch keine Lehrbücher bestehen, soll ein Missionar täglich wenigstens ein bis zwei Stunden auf die Zusammenstellung eines Wörterbuches und einer Grammatik verwenden. Derselbe Pater soll auch möglichst bald in der Landessprache einen kleinen Katechismus mit den hauptsächlichsten Wahrheiten verfassen und die Evangelien übersetzen.

9. Den Glaubensboten ist vorgeschrieben, auf Missionsreisen und in den Niederlassungen ein Tagebuch zu führen, in dem gewissenhaft eingetragen werden soll, was man von den Eingeborenen über Geschichte, Geographie, Sitten und Gebräuche erfahren kann. Nach den Anweisungen des Stifters soll man besonders sorgfältig die Überlieferungen sammeln, bevor die Berührung mit Forschern, Kaufleuten oder den Missionaren sie beeinflußt und vielleicht geändert hat. Zu diesem Zwecke soll man sich besonders bei zuverlässigen Greisen erkundigen über alle Legenden und Überlieferungen des Stammes, seine Anschauungen über Gott, den Ursprung der Welt und der Menschen, über die Uroffenbarung, den Sündenfall usw. Es ist sehr wichtig, diese Sitten, Überlieferungen und Stammeseigentümlichkeiten genau zu kennen, um von den Gebräuchen anzunehmen, was gut ist, sie zum Unterricht und zur religiösen Unterweisung auszunützen, sie nach den Umständen nach und nach zu verbessern und im christlichen Sinne umzuändern. Es wird vor allem großes Gewicht darauf gelegt, daß die Patres, die schon lange in einer Gegend sind, ihre Beobachtungen auf den verschiedensten Gebieten schriftlich niederlegen. Diese Aufzeichnungen sind dann für die jungen Missionare eine wahre Fundgrube wichtiger Fingerzeige für die richtige Behandlung der Eingeborenen.

10. Es ist den Missionaren angeraten, bei Gelegenheit auch wissenschaftliche Beobachtungen vorzunehmen, die ohne viel Zeitverlust und ohne besonders kostspielige Werkzeuge und Vorrichtungen gemacht werden können. Das wird sich leicht ermöglichen lassen auf dem Gebiete der Tier- und Pflanzenwelt, der Wetter- und Erdschichtenkunde.

II. Das Katechumenat.

Um einen Taufbewerber glücklich an das ersehnte Ziel zu bringen, muß der Missionar, der ja nur der Mitarbeiter Gottes an diesem überirdischen Werke ist, vor allem zu den übernatürlichen Gnadenmitteln seine Zuflucht nehmen. In zweiter Linie kommen dann die natürlichen Mittel, nämlich der religiöse Unterricht und die religiöse Erziehung. Der Unterricht ist nur ein Mittel, dessen Zweck sein muß die christliche Erziehung der einfachen Naturkinder, die Christus in ihren Seelen heranbilden soll. Die Anordnungen des Stifters und die Regel legen den Missionaren die schwere Verpflichtung auf, zur hl. Taufe nur solche Heiden zuzulassen, die längere Zeit vorbereitet wurden und die ernste Bürgschaften ihrer Beharrlichkeit bieten. Nach diesen Anweisungen, die verschiedentlich von den kirchlichen Behörden in Rom gutgeheißen wurden, soll das Katechumenat vier Jahre dauern. In dieser Vorbereitung muß man zwei Stufen unterscheiden. Eine entferntere Vorbereitung, das sogenannte Postulat[1], das beginnt mit dem Tage, an dem sich ein Heide für das Christentum erklärt und die heidnischen Gebräuche durch das Kreuzzeichen ersetzt. Dieses Postulat dauert gewöhnlich zwei Jahre. Auf dieser Stufe sucht man den Taufbewerbern meist mit Hilfe eines Katechisten oder anderer Christen den Wortlaut und das Verständnis der gewöhnlichen Gebete eines Christen beizubringen mit einigen grundlegenden Wahrheiten. Eine gewisse Zurückhaltung ist hier noch am Platze, weil naturgemäß noch manche Anhänger dieser Stufe sich wieder zurückziehen. Die nähere Vorbereitung oder das eigentliche Katechumenat dauert wieder zwei Jahre.

Nach den Anweisungen Kardinal Lavigeries sollen die Missionare darauf hinarbeiten, daß die Taufbewerber der beiden Stufen sich bereits als Christen fühlen:

„Ihr müßt den Negern klarzumachen suchen, daß es zwei Arten von Christen gibt: die einen glauben zwar an Jesus Christus, sind aber noch nicht getauft und heißen Katechumenen, die anderen haben die hl. Taufe bereits empfangen; man nennt sie Gläubige (Fideles). Ihr müßt ihnen erklären, daß ihr nur jene zur Stufe der Gläubigen und somit zur hl. Taufe zulassen könnt, die in sich den Mut fühlen, mit der Gnade Gottes das Gesetz des Heilandes voll und ganz zu beobachten, sollten sie selbst ihr Blut dafür vergießen müssen. Die anderen, die an ihrer eignen Kraft noch zweifeln, und die es nicht über sich bringen, ihren schlechten Gewohnheiten zu entsagen, dürft ihr höchstens zum Katechumenat zulassen. Damit gehören sie zwar nach der ausdrücklichen Lehre des hl. Augustinus bereits zur christlichen Kirche; aber sucht ihnen beizubringen, daß sie erst nach Beseitigung aller Hindernisse getauft werden können, und sollten sie auch bis zu ihrem Tode warten müssen. Hierauf lege ich sehr großes Gewicht, es ist mein Wille und mein Gesetz, daß ihr diese Anordnungen genau befolget."

[1] In der Urkirche wurden Angehörige dieser Stufe Postulantes genannt, d. h. Leute, die die hl. Taufe verlangen.

Die Regel, die die Dauer des Katechumenates mit seinen zwei Abstufungen auf vier Jahre festsetzt, gilt nur für Erwachsene. Aber wenn auch die Kinder und jungen Leute nicht an diese Regel gebunden sind, so muß man doch auch von ihnen eine Probezeit von wenigstens zwei Jahren verlangen und bei den Kindern den regelmäßigen Schulbesuch. Für folgende genau bestimmte Fälle sind Ausnahmen vorgesehen: für Greise; für Katechumenen, die in Todesgefahr getauft wurden und bei denen die Taufzeremonien nachgeholt werden müssen; für die mit Neuchristen Verlobten; endlich für solche Katechumenen, die außergewöhnliche Beweise übernatürlichen Heldenmutes gezeigt haben und in gewissem Sinne schon vor der Taufe Bekenner des Glaubens waren. — Aber auch in diesen Fällen darf ohne ausdrückliche Erlaubnis des apostolischen Vikars die Probezeit nicht auf weniger als auf ein Jahr verkürzt werden. Die letzten sechs Monate der Vorbereitung auf die Taufe müssen, wenn nur irgendmöglich, an einer Missionsstation zugebracht werden. Um zu dieser unmittelbaren Vorbereitung zugelassen zu werden, wird von jedem Taufbewerber folgendes verlangt: zunächst, daß er alle gewöhnlichen Gebete und den Wortlaut des kleinen Katechismus auswendig kann; dann, daß er von dem Katechisten seines Dorfes empfohlen wird; ferner, daß er Beweise beibringe über die Rechtschaffenheit seines Lebenswandels, über den eifrigen Besuch der religiösen Versammlungen, die an Sonntagen in den einzelnen Dörfern stattfinden, und über die Reinheit der Absicht, die ihn die Taufe verlangen läßt. — Bewerber, die Ärgernis gegeben haben, müssen unbarmherzig zurückgestellt werden, bis sie Buße getan und Beweise ihrer Besserung gegeben haben. Ebenso müssen solche ausgeschlossen werden, die der Leidenschaft des Hanfrauchens frönen, oder deren eheliches Leben nicht ganz in Ordnung ist. Über den letzten Punkt sind eingehende Anweisungen ergangen für die zahlreichen und oft sehr verwickelten Fälle.

Um Unwürdige vom Empfang der hl. Taufe möglichst fernzuhalten, bemühen sich die Missionare während dieser letzten sechs Monate, die Katechumenen gut im Auge zu behalten. Erprobte Christen werden ihnen als Schutzengel beigegeben; sie müssen sich ferner zwei Monate vor der Taufe Taufpaten wählen, die dann über ihr Betragen besonders zu wachen haben. Einige Zeit vor Empfang des Sakramentes werden die Namen der Zugelassenen am Sonntag während des Gottesdienstes öffentlich bekannt gegeben, und die Anwesenden werden auf die schwere Verpflichtung hingewiesen, alle jene zur Anzeige zu bringen, die aus irgendeinem Grunde der Taufe unwürdig wären.

Großes Gewicht wird auf eine gründliche Unterweisung in den Glaubenswahrheiten gelegt. Man soll aber nicht gleich am Anfang alle, auch die schwierigsten Wahrheiten vorlegen und erklären wollen, sondern zunächst nur die grundlegenden und wichtigsten, aus denen dann die andern

nach und nach abgeleitet werden. Der Stoff der Unterweisungen soll in der Reihenfolge der Katechismen durchgenommen werden. Da dieser Text aber trocken, dunkel und für Leute, die in der Geistesarbeit wenig Übung haben, schwer verständlich ist, soll er durch die Biblische Geschichte erläutert und veranschaulicht werden. Den Missionaren wird deshalb dringend empfohlen, vor dem geistigen Auge ihrer Zuhörer die ergreifendsten und packendsten Szenen des al en und neuen Testamentes vorüberziehen zu lassen, und dadurch die hauptsächlichsten Glaubens- und Sittenlehren zu erklären. Sie sollen sich bemühen, die Lehrweise des göttlichen Heilandes nachzuahmen und die Wahrheiten durch Gleichnisse und Bilder, die an Dinge anknüpfen, die den Negern vertraut sind, verständlich zu machen und den Unterricht möglichst anschaulich zu gestalten.

Man sucht in den Katechumenen eine immer größere Sehnsucht nach der hl. Taufe zu wecken; zu diesem Zwecke läßt man sie an Sonn- und Feiertagen während des Hochamtes in die Kirche eintreten, wo sie am Eingange des Gotteshauses der hl. Messe bis zum Evangelium beiwohnen dürfen, aber nach der Predigt müssen sie sich zurückziehen. Jeder Katechumene hat vor der Zulassung zur Taufe drei Prüfungen über seine Kenntnisse in der Religion zu bestehen. Kinder und junge Leute bis zu 16 Jahren müssen außerdem noch nachweisen, daß sie lesen können. Mit dieser Maßregel bezweckt man, daß sie auf Reisen, oder wenn sie später aus irgendeinem Grunde der Predigt oder der Unterweisung nicht beiwohnen können, in der Lage sind, durch eine fromme Lesung den Unterricht einigermaßen zu ersetzen. Wer während des letzten Halbjahres vor der Taufe innerhalb dreier Monate beim Unterricht mehr als sechsmal fehlt, auch wegen Krankheit oder aus anderen guten Gründen, wird unbarmherzig bis zur nächsten Prüfung zurückgestellt. In verschiedenen Missionen, besonders aber in Uganda, ist man nach der Verkündigung der Kommunionerlasse des hl. Vaters Pius X. dazu übergegangen, die hl. Kommunion mit ihren Segnungen und Gnaden in die ganze Erziehungsarbeit der Eingeborenen einzugliedern. Zu diesem Zwecke empfangen die Taufbewerber, die für reif befunden werden und sich verpflichten, noch drei Monate an der Missionsstation verweilen zu wollen, schon nach dreimonatlicher Vorbereitung die hl. Taufe und die hl. Kommunion. Nun setzt die eucharistische Erziehung ein, die drei Monate lang planmäßig durchgeführt wird. Jeden Morgen findet eine besondere hl. Messe für die Neugetauften statt, in der die meisten kommunizieren. Die Gebete während der hl. Messe, sowie vor und nach der hl. Kommunion werden gemeinsam verrichtet. Im Laufe des Vormittags folgen dann täglich zwei Unterrichtsstunden. Eine davon ist der Unterweisung in den religiösen Wahrheiten vorbehalten, die andere wird auf Lese- oder Schreibübungen verwendet. Am Abend sind wieder einige gemeinschaftliche Übungen eingelegt, die dem Rosenkranzgebet, dem Besuch des Allerheiligsten, der

Einführung in den Kirchengesang und in den Geist der kirchlichen Zeremonien und Andachten gewidmet sind. Die übrige Zeit des Tages wird der Arbeit in Feld und Garten oder in den Handwerksstätten geweiht. Durch dieses drei Monate dauernde Leben des Gebetes und der Arbeit und besonders durch den öfteren Empfang ihres Heilandes, verbunden mit einer tief ins Herz gesenkten und sorgfältig gepflegten Andacht zur Mutter Gottes, werden die Neuchristen fest im übernatürlichen Gnadenleben verankert und nehmen christliche Lebensgewohnheiten mit sich hinaus, die geeignet sind, ein ernstes Gegengewicht zu bilden gegen die eigenen Schwächen und Leidenschaften und gegen das schlechte Beispiel und die Verführung ihrer heidnischen Stammesgenossen oder Familienangehörigen. Wer auf dieser Grundlage des religiösen Lebens weiteraufzubauen bemüht ist und gewissenhaft die verschiedenen Mittel anwendet, die ihm die Religion an die Hand gibt, wird dem christlichen Namen nur Ehre machen.

III. Wichtige Hilfsmittel zur Festigung und zur Vertiefung des christlichen Lebens.

1. Vereinstätigkeit.

Eine große Schwierigkeit, die sich besonders in den Anfängen einer Mission zum nicht geringen Schaden für die Bekehrung der Eingeborenen bemerkbar macht, ist die den meisten Negern gleichsam angeborene Unselbständigkeit. Diese Naturkinder lassen sich zu leicht durch die Masse beeinflussen. So besteht die große Gefahr, daß Neuchristen oder Taufbewerber, die inmitten der heidnischen Masse leben müssen, wenn sie vereinzelt bleiben, sich nur zu leicht durch Drohungen oder Spott ihrer heidnischen Umgebung einschüchtern lassen und so an manchen heidnischen Familien- oder Stammesgebräuchen teilnehmen, oder sich manchmal vom offenen Bekenntnisse des Christentums abschrecken lassen. Die Missionare legten deshalb von jeher großes Gewicht darauf, gegen diese Schwäche mit den entsprechenden Gegenmitteln vorzugehen und in den Christen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu entwickeln, indem man sie anleitete, sich zu sammeln und zu Vereinigungen zusammenzuschließen. Sie können sich so gegenseitig stützen und finden in diesem Zusammenschluß einen Halt, der nach und nach das Gefühl der Verantwortung und der Selbständigkeit weckt. So entwickelten sich in den einzelnen Missionsgebieten je nach den besonderen Bedürfnissen die verschiedensten Vereinigungen religiöser, wirtschaftlicher und charitativer Art.

Die Ugandamission z. B. sammelt die Kinder nach der ersten hl. Kommunion bis zum 14. Lebensjahre in den Vereinen der hl. Engel, die über 4000 Mitglieder zählen. Dann treten die Kinder in den Jugendverein für Knaben mit 3400 und in den für Mädchen mit 5540 Mit-

gliedern. Diese Vereinigungen wollen die Kinder zu ehrbarer Erholung und zu anständigem Spiel zusammenführen, sie dann aber auch weiterziehen und der Jugend durch entsprechende Vorträge die Wohltaten eines tieferen Verständnisses der Religion und eines echt christlichen Lebens vermitteln. — Die katholische Jugendvereinigung in Segu (Westsudan) läßt als Mitglieder eifrige Christen und Katechumenen zu. Sie bezweckt zunächst einen edlen Wettstreit in Erfüllung der religiösen Pflichten zu wecken, dann aber auch das zeitliche Wohl sämtlicher Mitglieder zu fördern. Es finden wöchentlich zwei Versammlungen statt, die mit Gebet eröffnet und geschlossen werden. Jedes Mitglied leistet einen wöchentlichen Frontag auf den Feldern des Vereins, deren Ertrag allen zugute kommt. Ist ein Mitglied krank, so bestellen die andern sein Feld. Gegen gewisse öffentliche Fehler und Vergehen sind Strafen vorgesehen, unter Umständen sogar die Ausstoßung aus dem Verein. Das Ganze wird durch Schwarze geleitet. In vielen Missionen, besonders in Uganda, bestehen seit Jahren blühende Väter- und Müttervereine. Vor allem entfalten die christlichen Müttervereine eine segensreiche Wirksamkeit. Neben der Pflege des religiösen Lebens widmen sie sich der christlichen Mildtätigkeit. Wird eine Mutter krank, so übernehmen die anderen die Pflege, verrichten die Hausarbeit und sorgen für die Kinder. In diesen Vereinen ist den Missionaren eine günstige Gelegenheit geboten, auf die Pflege des Familiensinnes und auf die so wichtige Säuglingspflege hinzuweisen.

In Baudouinville (Oberkongo) besteht ein Vinzenzverein für die Männer und ein Elisabethenverein für die Frauen, die die geregelte Übung der Nächstenliebe und die gegenseitige Hilfeleistung zum Zweck haben. Der Vinzenzverein zählte 1915 bereits 106 Mitglieder. Am ersten Sonntag jeden Monats findet eine Versammlung statt, bei der der Mitgliederbeitrag erhoben wird. Dann wird Bericht erstattet über die Besuche bei den Armen und Kranken. Ferner wird darüber beraten, wie man die Liebestätigkeit noch weiter ausbauen und wirksamer gestalten könne. — Ein Cäcilienverein pflegt den Gesang und die Instrumentalmusik, der St. Viktorverein will seine Mitglieder im Turnen ausbilden. — Der Marienverein sucht unter den heranwachsenden Mädchen die Marienverehrung und die gesellige Unterhaltung zu pflegen. Er veranstaltet auch Gesang- und Theateraufführungen. Wenn ein Mitglied heiratet, so bestellt die Kassiererin eine hl. Messe für die junge Braut, alle Mitglieder wohnen nach Möglichkeit der hl. Messe bei und gehen zur hl. Kommunion. Dasselbe findet beim Tode eines Mitglieds statt. Auf der Insel Ukerewe (Viktoria-Nyansa) besteht seit mehreren Jahren ein Mäßigkeitsbund, dessen Mitglieder sich durch Ehrenwort verpflichten, keine alkoholhaltigen Getränke zu trinken. Dem Bund ist ein Zweigverein angegliedert, der die Bekehrung der Heiden und der auf Abwege geratenen Christen zum Zwecke hat.

Über Dorfversamlungen in Kabgaye in Ruanda gibt P. Donders folgende Einzelheiten:

„In jedem Dorf, jeder Häuptlingsschaft wählen sich die Christen ihren Ältesten, und unter dessen Vorsitz kommen sie regelmäßig zu gemeinsamer Beratung ihrer Angelegenheiten zusammen. Die Versammlung, bei der kein Missionar zugegen ist, findet in irgend einem christlichen Kral statt. Sie beginnt mit Gebet und dem Aufsagen eines Abschnittes aus dem Katechismus; daran schließt sich eine Lesung aus der biblischen Geschichte. Nun beginnen die Besprechungen, die sich auf alle Fragen erstrecken, die für die religiöse und soziale Lage der Christen von Bedeutung sind. Dort können drohende oder schwebende Prozesse schiedsrichterliche, friedliche Entscheidung finden. Ist ein Christ durch Krankheit oder Mißgeschick in Armut und Not geraten, so werden Mittel und Wege gesucht, wie ihm zu helfen sei. Tritt sonst ein bedrohliches Ereignis ein, so wird durch eine Abordnung der Rat des Missionars eingeholt. Vor allem wird ängstlich vermieden, sich in Kompetenzfragen des Häuptlings zu mischen oder dessen Mißtrauen wachzurufen."

2. Die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit.

Das Ziel der Missionare ist, aus den Eingeborenen überzeugte Christen zu machen und sie in einem echt christlichen Leben zu bewahren. Eines der besten und wirksamsten Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ist, die Neger zu ernster, geregelter Arbeit zu erziehen. Der Müßigang ist wie überall auch in Afrika eine nie versiegende Quelle von Fehlern und Lastern der verschiedensten Art. Schwarze, die ihr Leben in Trägheit zubringen, werden niemals Christen, die sittlich auf der Höhe stehen und unter Umständen den Mut haben, für ihre Überzeugung Opfer zu bringen. Eine Christengemeinde, die sich zu einer Vereinigung müßiger Schmarotzer herausbildete, würde bald dem völligen Untergang anheimfallen. „Ich bin fest überzeugt", schreibt der apostolische Vikar vom Oberkongo, der Missionsveteran Bischof Roelens, „und die tägliche Erfahrung bestärkt mich darin, daß man nie etwas Ordentliches aus einem Schwarzen machen wird, der sich gewohnheitsmäßig der Trägheit überläßt, und daß keine Christengemeinde Bestand hat, wenn dort der Müßiggang das Zepter führt. Die Arbeitsamkeit ist eine gute Hüterin der Sittlichkeit und des Glaubens. Wir müssen also unsere Schwarzen zum Arbeiten bringen, wenn wir sie zu einem sittlichen Leben erziehen wollen. Könnten wir ihnen aber Lust und Liebe zur Arbeit einflößen, das wäre die Vollkommenheit in dieser Beziehung. Keine Mühe darf uns zu groß sein, um zu diesem Ergebnis zu gelangen." — Am Anfang gibt es allerdings gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, bis die Eingeborenen die Nützlichkeit und gar die Notwendigkeit der Arbeit einsehen. Der Neger hat im allgemeinen wenig Bedürfnisse, und das zu ihrer Befriedigung Notwendige gewährt ihm der tropische Boden gewöhnlich, ohne daß er sich viel Mühe zu geben braucht. Die Missionare müssen deshalb

in erster Linie dem Neger die zu einem menschenwürdigen Dasein zunächst für Kleidung, Nahrung und Wohnung notwendigen Bedürfnisse schaffen; dann müssen sie ihm hilfreich an die Hand gehen und ihn anleiten, diese Bedürfnisse in der richtigen Weise zu befriedigen. Dies wird aber nur mözlich sein, wenn er sich durch Arbeit die nötigen Einkünfte zu verschaffen sucht. So gelangt er nach und nach zu einem gewissen sozialen Wohlstand, der dann für die religiöse und sittliche Hebung eine günstige Grundlage schafft. Die Religion muß den Neger zunächst zum Menschen machen, nur dann wird sie aus ihm einen brauchbaren Christen machen können. Um die Schwarzen zur Arbeit zu bringen, haben die Regierungen ein gutes Mittel, nämlich die Kopf- und Hüttensteuern. Die Mission kann solche Mittel nicht anwenden, ihr steht bloß die Belehrung, das Beispiel und die Anleitung zur Verfügung. So bemüht man sich, die Schuljugend nicht bloß in den Anfangsgründen des Abc, sondern auch in der Arbeit in Garten und Feld zu unterrichten. Es sind zunächst nur einfache und leichte Arbeiten, zu denen man sie anleitet; ein kleiner Lohn spornt ihren Eifer an. Um sie noch mehr zur Arbeit anzutreiben, wird ihnen nichts umsonst gegeben, keine Nadel, keine Glasperle, kein Stoff, kein Buch; alles muß redlich verdient werden. — Außerdem verlangt die Mission, daß die Neger sich anständig kleiden und nicht im einfachen Lendenschurz zur Kirche kommen. Um sich diese Kleidung zu verschaffen, müssen sie wieder arbeiten. Die Mission gibt den Eingeborenen Anleitung im Gartenbau, in der Viehzucht und stellt ihnen unter Umständen das nötige Saatgut zu eigenen Kaffee-, Baumwoll-, Kautschuk- oder Ölbaumpflanzungen. Sie sucht auch auf den ihr selbst gehörenden größeren Pflanzungen den Schwarzen Gelegenheit zur Arbeit zu schaffen, so z. B. auf der Pflanzung Marienhof auf der Insel Ukerewe, wo mehrere Hundert Hektar mit Baumwolle und Sisalhanf bebaut sind. Daß diese Belehrungen günstige Erfolge zeitigen, beweisen die zahlreichen von den Eingeborenen bebauten Felder in dem Einflußgebiet der Missionsniederlassungen. In fruchtbaren Gegenden umgeben ganze Quadratkilometer sorgfältig angebauten Landes die Stationen. So urteilt der protestantische Geologe Egon Kirschstein in einem längeren Artikel des „Tag" vom 28. Mai 1910 folgendermaßen:

„Auf Grund des Selbstgesehenen kann ich dem Wirken der Weißen Väter in Ruanda nur das denkbar beste Zeugnis ausstellen. Was auch den ihrer Mission Fernstehenden sehr sympathisch berührt, ist die Tatsache, daß sie viel weniger darauf ausgehen, unter allen Umständen Proselyten zu machen, als vielmehr den Eingeborenen praktische Kultur beizubringen und so ganz allmählich den Boden für das Missionswerk vorzubereiten. Sie haben es vortrefflich verstanden, den natürlichen Fleiß der eingeborenen Bevölkerung zu einer hohen Stufe der Entwicklung zu bringen. Und es liegt wirklich keine Übertreibung darin, wenn ich sage, daß es in unmittelbarer Nähe der Missionsstation schwer

fällt, einen geeigneten Lagerplatz für die Karawane zu finden, wenn man sein Zelt nicht gerade in einem frischen Acker oder blühenden Bohnenfelde aufschlagen will: so sehr bebaut und in Kultur genommen ist das Land. Das ist mir speziell in der Nähe von Nyundo und von Ruasa aufgefallen, den beiden nördlichsten Missionsstationen der Weißen Väter in Ruanda."

Unter Leitung der Missionsbrüder werden die Eingeborenen auch im Schreiner-, Maurer-, Zimmermann-, Schmiede- und Schneiderhandwerk ausgebildet, aber nur für solche Sachen, die ihnen in Afrika in ihren Verhältnissen von Nutzen sein können. Es wurden außerdem mehrere Handwerkerschulen eingerichtet.

Verschiedene Missionen besitzen seit Jahren eigene Druckereien, in denen unter der Leitung von Patres und Brüdern bereits eine stattliche Zahl von Büchern gedruckt wurden. So sind aus der Druckerei in Uganda im Laufe der letzten Jahre Tausende von Katechismen und Handbüchern der Biblischen Geschichte, von Gebet-, Erbauungs- und Gesangbüchern sowie von Schulbüchern verschiedenster Art hervorgegangen. Mit der Druckerei ist gewöhnlich eine Buchbinderei verbunden.

In mehreren Missionen, besonders im Oberkongo, sind von den Missionaren seit längerer Zeit segensreich wirkende Sparkassen eingerichtet worden. Eine Missionsstation hatte im Jahre 1915 bereits 275 Sparbücher ausgegeben. Auf diese Weise wird die Arbeitsamkeit, die Sparsamkeit, die Voraussicht für die Zukunft und der Zusammenhang der einzelnen Familienangehörigen mächtig gefördert.

3. Das Bestreben, die einzelnen Missionen finanziell selbständig zu machen.

Mit der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit und zur Vorsorge für die Zukunft hängt eng zusammen das Bestreben der Glaubensboten, die einzelnen Missionsgebiete durch tatkräftige Mitarbeit der Neuchristen nach und nach finanziell selbständig und unabhängig zu machen. Auf diesen Punkt hatte bereits der Stifter in seinen Anweisungen an die ersten nach Innerafrika gesandten Missionare eindringlich hingewiesen. Er sagte unter anderem: „Man arbeite darauf hin, daß die einzelnen Stationen in möglichst kurzer Frist sich für den Unterhalt selbst genügen. Es wird sich also gleich von Anfang an darum handeln, den Boden zu bebauen. Es müssen Maßnahmen getroffen werden, um an Ort und Stelle die notwendigen Lebensbedingungen zu schaffen; denn man muß mit dem gar nicht unwahrscheinlichen Fall rechnen, daß die Verbindungen mit Europa unterbrochen werden können, vor allem aber mit dem noch viel wahrscheinlicheren, daß das Werk der Glaubensverbreitung infolge von europäischen Kriegen seine Unterstützung wird einstellen müssen." — Wie sehr haben leider die Ereignisse während des Weltkrieges die Befürchtungen des Stifters be-

stätigt! — Diesen Anweisungen gemäß legten die Missionare überall, wo es sich nur irgendwie ermöglichen ließ, größere Pflanzungen an.

Ferner verlangte Kardinal Lavigerie, daß die jungen Christengemeinden selbst möglichst bald zum Unterhalt der Missionare und ihrer Unternehmungen beitragen sollten. Denselben Gedanken betonte schon früher die Propaganda in Rom (Collect. II. 508): „Da der Arbeiter seines Lohnes wert ist, und nach der Anordnung des Herrn die, welche das Evangelium predigen, vom Evangelium leben sollen (1. Kor. 9, 14), so soll jede Christengemeinde für den Unterhalt ihres Priesters — wenigstens für die Dauer seiner Missionsarbeit — desgleichen für den Bau, den Unterhalt und die Ausstattung von Kirche und Kapelle, sowie der Priesterwohnung und für die Beschaffung der Kultgegenstände aufkommen."

Im Sinne dieser Richtlinien machte es Bischof Streicher von Uganda den einzelnen Christengemeinden zur Pflicht, nach Kräften beim Bau von Kirchen und Kapellen mitzuhelfen, für deren Unterhalt zu sorgen und zu den Ausgaben für Meßwein, Hostien, Kerzen, Ewiglichtöl und dergleichen beizusteuern; im Jahre 1917 gingen so 17 700 Mark ein. Außerdem führte er im Jahre 1905 für die Christen den Zehnten ein. In einem eigenen Hirtenschreiben erklärte er die Berechtigung und den Zweck des Zehnten in der Kirche und bestimmte genau wem, durch wen und in welchem Umfange er entrichtet werden soll. Die Bagandachristen haben die Verpflichtung, zum Unterhalt der Kirche beizutragen, erfaßt und setzen einen heiligen Stolz darein, in dieser Beziehung möglichst viel zu leisten. So heißt es in einem Berichte des früheren Provikars P. Achte vom Jahre 1901:

„Die Missionare von Bikira-Maria haben den Bau einer neuen Kirche beinahe vollendet. Sie mißt 50 m in der Länge und 20 m in der Breite. Zwei Reihen von 8 m hohen Säulen teilen den Innenraum in drei Schiffe. Es kamen nicht weniger als 20 000 Ziegelsteine zur Verwendung, die alle ohne Ausnahme mit einer bewunderungswürdigen Willigkeit von den Christen hergestellt und zum Bauplatz gebracht wurden. — Die Materialien der sehr geräumigen Kirche von Rubaga, die 71 m lang und 21 m breit ist und ein Querschiff von 36 m Länge und 8 m Breite hat, wurden sämtlich von den Christen kostenlos beschafft und an Ort und Stelle gebracht. Der Regent Stanislaus Mugwanya so gut wie der Mann aus dem Volke schleppte seine Anzahl Ziegelsteine zur Bauftelle. Mehrere andere angesehene Häuptlinge leisteten Maurer- oder Handlangerarbeiten." — Als während des Krieges der kaum begonnene Bau der Kathedrale von Rubaga infolge Geldmangels unterbrochen werden mußte, veranstalteten die katholischen Häuptlinge eine Sammlung für die Fortsetzung des Baues, die über 18 000 Mark ergab.

Bischof Streicher konnte im Jahre 1913 an die Propaganda berichten: „Der Grund und Boden, auf dem sich verschiedene Schwesternniederlassungen und Priesterwohnungen erheben, sind uns entweder von den

Christen ganz geschenkt oder zu niedrigem Preise verkauft worden." — Wenn auch das Ergebnis all dieser Beiträge besonders in manchen Missionen außerhalb Ugandas im Verhältnis zu den Gesamtausgaben noch gering ist, so wird doch dadurch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Sinn für die Verpflichtung, von ihrem Besitze etwas zum Besten der Kirche zu opfern, geweckt, und nach und nach wird so die Missionskasse doch in etwa entlastet.

IV. Die Missionsgehilfen.

1. Europäische Missionshelfer.

a) Die Missionsbrüder.

Unter den verschiedenen Klassen von Missionsgehilfen nehmen naturgemäß die Laienbrüder der Genossenschaft den ersten Platz ein, da sie zur Kongregation gehören und mit den Missionspriestern und unter ihrer Leitung an demselben schönen Werke arbeiten. Bereits im Jahre 1867 hatte Erzbischof Lavigerie Kaiser Napoleon III. den Plan vorgelegt, in Algerien zwei religiöse Orden zu gründen, einen für Männer und einen für Frauen, die den Betrieb der Landwirtschaft und die Übung der christlichen Liebe gegen die Armen und Kranken zum Zwecke haben sollten. Als im Jahre 1868 das erste Noviziat der Missionare eröffnet wurde, befanden sich unter ihnen auch zwei junge Leute, die nach dem Plane des Stifters in der Kongregation dieselbe Stellung einnehmen sollten, wie die Laienbrüder in den anderen Orden, sie sollten sich nämlich den verschiedenen Arbeiten im Innern der Häuser unterziehen. Längere Zeit hindurch hatte der Stifter versucht, einen Orden ins Leben zu rufen, der durch die Feldarbeit seinen anderen Schöpfungen die notwendigen Mittel zum Unterhalt verschaffen sollte, aber alle diesbezüglichen Bemühungen hatten fehlgeschlagen.

Zunächst verpflichteten sich die Brüder der Kongregation durch die drei Ordensgelübde. Das Kapitel des Jahres 1874 ersetzte die Gelübde durch den feierlichen Eid des Gehorsams, wie ihn die Patres ablegen; nur fügen die Brüder noch das Versprechen bei, die Keuschheit zu bewahren. Der besondere Zweck der Brüder besteht neben der eigenen Heiligung darin, zur Bekehrung der Heiden dadurch beizutragen, daß sie die Missionspriester durch ihrer Hände Arbeit unterstützen. Wenn auch das eigentliche Bekehrungswerk mehr geistiger Natur ist, so läßt es sich doch nicht ohne verschiedene Hilfsmittel materieller Art ausführen. In jedem, auch dem kleinsten Missionsposten gibt es eine Reihe notwendiger äußerer Arbeiten, wie den Bau von Wohnhäusern, Kirchen, Kapellen, Schulen, Krankenhäusern; dann die Sorge für den Unterhalt dieser Gebäulichkeiten, für Ordnung und Reinlichkeit, für die Nahrung der Missionare;

ferner die Anlage von Gärten, Pflanzungen, Werkstätten zur Ausbildung der Eingeborenen in den verschiedenen Handwerken usw. Alle diese Arbeiten, ohne die das Apostolat unmöglich wäre, tragen in hervorragendem Maße zur Bekehrung der Seelen bei. Infolgedessen wirken die Brüder, die als Mitglieder der Genossenschaft und im Geiste des Gehorsams sich irgend einer derselben widmen, am gemeinsamen Werke mit. Ihre Tätigkeit schließt sich der erhabeneren der Priester an, fügt ihr eine notwendige Ergänzung bei und nimmt an ihrer Wirksamkeit für die Ausbreitung des Evangeliums teil. Übrigens kann, wie schon bemerkt, auf diese Arbeiten nicht verzichtet werden; wären aber keine Brüder da, so müßten sich notgedrungen die Patres ihnen widmen und auf sie einen beträchtlichen Teil ihrer kostbaren Zeit verwenden, die so dem eigentlichen Bekehrungswerk entzogen würde. Indem die Brüder den Priestern diese Beschäftigungen abnehmen, versetzen sie sie in die Lage, sich vollständig und deshalb wirksamer den Seelen hinzugeben. Außerdem stehen den Brüdern noch verschiedene andere ausgezeichnete Mittel, an der Bekehrung der Eingeborenen mitzuarbeiten, zur Verfügung. Vor allem ist da das Gebet zu nennen, das große Mittel, auf sich und andere die Gnade herabzuziehen, die allein die Herzen bekehren und heiligen kann, und ohne die alle menschlichen Bemühungen nicht imstande wären, einen einzigen Ungläubigen zu Gott hinzuführen. Denn das gute Beispiel, das die erfolgreichste Predigt ist, die von allen, auch den weniger Begabten am besten verstanden wird, weil sie die Religion so vor Augen führt, wie sie geübt werden soll. Ferner können die Brüder durch geduldige Annahme der täglichen Leiden und Schwierigkeiten in Vereinigung mit dem gekreuzigten Heilande und durch deren Aufopferung für das Heil der armen Ungläubigen ein fruchtbringendes Apostolat ausüben. Endlich werden eifrige Brüder in ihrem täglichen Verkehr mit den Eingeborenen zahlreiche Gelegenheiten finden, an ihnen geistliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit zu üben. Leider ist die Zahl dieser wertvollen Gehilfen noch immer viel zu klein im Verhältnis zu der gewaltigen Arbeit, die geleistet werden müßte. Die apostolischen Vikare verlangen immer wieder dringend nach tüchtigen, opferwilligen Brüdern, die ihre Kräfte und ihre Kenntnisse in den Dienst der Ausbreitung des Evangeliums stellen wollen und berufen sind, an der religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen in so hervorragendem Maße mitzuarbeiten.

Missionsbruder Castulus schildert sein Arbeitsfeld und seine Tätigkeit folgendermaßen:

„Meine Hauptbeschäftigung spielt sich in der Schreinerei und in den Pflanzungen ab. Alles übrige hat man zu überwachen. Obwohl die Neger das Pulver nicht erfunden haben, so sind sie, Gott sei Dank, doch zu vielem zu gebrauchen. Ich habe z. B. einen in der Schreinerei, der sehr gut schreinert; dann

Mutterhaus der Weißen Väter zu Maison Carrée bei Algier.

Kleriker-Noviziat „St. Maria."

Basilika U. L. frau von Afrika.

Basilika St. Ludwig zu Karthago mit Seminargebäude.

andere, die sehr gut mauern und sich ganz gut zu helfen wissen. Auch habe ich einen, der mit dem Pflug ebensogut umzugehen weiß wie die Leute aus der Eifel oder vom Hunsrück. Ich habe drei Paar Ochsen angelernt mit verschiedenen Negern. Ja mit diesen hatte man im Anfang fast noch mehr Schwierigkeiten als mit den Ochsen. Aber mit der Zeit und mit viel, sehr viel Geduld ging doch beides. Die Kartoffeln gedeihen sehr gut. Wir pflanzen gewöhnlich zwei- bis dreimal im Jahre. Mit dem Weizen haben wir weniger Glück. Um so mehr Glück haben wir mit dem Kaffeebau. Der Ertrag ist gut. Wie es mir nun geht? Ich bin so recht zufrieden und glücklich hier unter meinen lieben Schwarzen. Ich fühle mich ganz heimisch hier, ja ich glaube, ich könnte nicht mehr in Europa leben. Man vergißt gern alle Leiden und Schwierigkeiten, wenn man sieht, wie der liebe Gott immer mehr erkannt und geliebt und sein Reich immer mehr ausgebreitet wird."

b) Die Weißen Schwestern.

Die Genossenschaft der Schwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, gewöhnlich Weiße Schwestern genannt, wurde im Jahre 1869 von Erzbischof Lavigerie ins Leben gerufen, um bei der mohammedanischen und heidnischen Frauenwelt das christliche Apostolat der Liebe auszuüben und die Glaubensboten beim Bekehrungswerke zu unterstützen[1].

Die Missionare sind gewöhnlich durch die eigentlichen seelsorglichen Verpflichtungen vollständig in Anspruch genommen; deshalb begrüßen sie es mit Freuden, wenn sie einen Teil der übrigen Arbeitslast an die Schwestern abgeben können. In der Arabermission ist diese Hilfe unerläßlich, weil dort die Frauenwelt vollständig abgesondert ist, und die Missionspriester mit ihr meist gar nicht in Verbindung treten können, während die Schwester als Frau überall Zutritt hat. Aber auch in der Negermission steht ihrer eifrigen Mitwirkung ein großes Arbeitsfeld offen, vor allem auf dem Gebiete des Unterrichts, der Erziehung nnd der Krankenpflege. In den meisten Missionen, die das Glück haben, eine Schwesternniederlassung zu besitzen, nehmen sich die Schwestern mit besonderem Eifer der Kinder an. In verschiedenen Klassen, die nach dem Alter und den Leistungen abgestuft sind, sammeln sie die Jugend und suchen ihr neben den notwendigsten Kenntnissen im Lesen, Schreiben und Rechnen die Anfangsgründe unserer hl. Religion beizubringen. In manchen Missionen, wo die Missionare mit Arbeit überladen sind, bereiten sie unter der Oberleitung eines Paters die Kinder zum großen Teil auf die Taufe und auf die erste heilige Kommunion vor. Dann widmen sie sich mit großer Sorgfalt den heranwachsenden Mädchen und überhaupt der Frauenwelt, die sie in den verschiedenen Vereinen, in den Fortbildungs- und Arbeitsschulen zu einem

[1] Seit dem Jahre 1910 besitzt die Genossenschaft eine Niederlassung in Deutschland zu Linz a. Rhein.

christlichen Leben heranbilden. Welch sittlich hebenden und veredelnden Einfluß übt schon das bloße Beispiel dieser heldenmütigen Schwestern auf die so tief gesunkene einheimische Frau aus! Nach und nach kommt diesen armen Wesen zum Bewußtsein, daß sie mehr sein sollen als das Arbeitstier des Hauses, die Sklavin des Mannes und ein Werkzeug zur Befriedigung der Leidenschaften. Sie lernen verstehen, daß auch sie eine unsterbliche Seele haben und zu etwas Höherem bestimmt sind. Unter dem belebenden Hauch der göttlichen Gnade haben verschiedene, besonders edel veranlagte Mädchen, ihren Blick schon höher gerichtet und suchen wie die Schwestern in Reinheit und Jungfräulichkeit ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Da eröffnete sich den Schwestern ein neues und tröstliches Arbeitsfeld, nämlich die Heranbildung einheimischer Ordensfrauen, die in Gehorsam, Armut und Keuschheit ihrem himmlischen Bräutigam allein angehören und sich für ihre Stammesgenossinnen in Gebet und apostolischer Arbeit aufopfern wollen. Als wahre Engel der Barmherzigkeit zeigen sie sich besonders bei der Pflege der Kranken, sei es, daß sie sich ihnen in den Krankenhäusern widmen oder sie in ihren armseligen Hütten aufsuchen. Mit besonderer Liebe nehmen sie sich der Aussätzigen und der Schlafkranken an. Gott allein weiß es, wieviel geistiges und leibliches Elend sie so gelindert, wieviel Tränen sie getrocknet, wieviel natürlichen und übernatürlichen Trost sie gespendet, wieviel Seelen sie zum wahren Glauben geführt haben.

c) Die Karmeliterinnen und die Schwestern der Sühne.

Das Werk, Seelen zu bekehren, sie zu heiligen und so ihrer ewigen Bestimmung zuzuführen, ist vor allem ein Werk der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Diese Gnade muß aber durch Gebet und Opfer auf die Arbeit der Glaubensboten und auf die Seelen, denen sie das Licht der Wahrheit bringen wollen, herabgefleht werden, damit sie wie ein himmlischer Tau die äußere Tätigkeit befruchte. Erzbischof Lavigerie war so tief von dieser Wahrheit durchdrungen, daß er sich gleich bei Beginn seiner apostolischen Tätigkeit an die Oberin des Karmeliterinnenklosters von Bayonne wandte, um einige Mitarbeiterinnen des Gebetes und der Buße für das unglückliche Afrika zu erhalten. Er schrieb ihr unter anderem:

„Von Bayonne hat mich der liebe Gott nach Algerien gesandt, um für seine Sache zu kämpfen; und ich würde es als eine besondere Gnade betrachten, wenn Er mir aus demselben Bistume Seelen geben würde, die auf dem Berge ihre Hände zu Ihm erheben, während ich in der Ebene den Anprall der Schlacht aushalte. Ich kann Ihnen weder Gold noch Silber anbieten, aber im übrigen werde ich mich glücklich schätzen, Ihnen alles erleichtern zu können. — Was hier besonders not tut, das ist das Gebet. Ich habe die feste Überzeugung, daß das Gebet allein, und zwar ununterbrochenes Gebet, diesem armen Volke die

Rettung bringen wird. — Ihre heilige Stifterin, die hl. Thereſia, hatte einſt den Plan gefaßt, den Glauben inmitten der Muſelmänner zu verkünden. Sie konnte damals ihren Entſchluß nicht ausführen, aber ſie wird jetzt ihre Töchter hierherſenden, um durch ihr Beiſpiel unſeren bedauernswerten Ungläubigen die Buße und das Gebet zu predigen."

Im Jahre 1872 wurde bei Algier, in der Nähe des Heiligtums Unſerer Lieben Frau von Afrika, ein Kloſter der Töchter der hl. Thereſia gegründet, und im Jahre 1884 ein anderes zu Karthago, in der Nähe des Prieſterſeminars der Weißen Väter. Von dieſen beiden Stätten des Gebetes und der Buße ergießen ſich ſeit der Zeit Ströme der Gnade und des Segens über das unglückliche Afrika, die die Tätigkeit der Miſſionare beleben und befruchten. — Im Jahre 1913 zogen die Schweſtern der Sühne nach Uganda, um dort in Innerafrika ein zwar verborgenes, aber dafür um ſo fruchtbareres Apoſtolat des Gebetes und der Sühne auszuüben.

2. Einheimiſche Gehilfen.

a) Die Katechiſten.

Die Miſſionare wurden ſchon frühzeitig durch die Verhältniſſe gezwungen, ſich nach einheimiſchen Hilfskräften umzuſehen. Sie wählten unter den jungen Chriſten die eifrigſten und begabteſten aus, unterrichteten ſie gründlicher in den religiöſen Wahrheiten, zunächſt einzeln, ſpäter in beſonderen Katechiſtenſchulen, und verwendeten ſie dann als Gehilfen beim Bekehrungswerke. Gut ausgewählt und gut ausgebildet ſind dieſe Katechiſten in der Lage, den Patres die Wege zu bereiten, da ſie zu ihren Landsleuten leichter Zugang haben. In entfernten Bezirken ſammeln ſie die Katechumenen, bringen ihnen die gewöhnlichen Gebete und die Hauptwahrheiten des chriſtlichen Glaubens bei und führen ſie dann den Miſſionaren zu. In Miſſionen, die ſchon länger beſtehen, helfen ſie den Prieſtern beim Unterricht der Katechumenen und Neuchriſten und bereiten die Kinder auf den guten Empfang der hl. Sakramente vor. In den Nebenſtationen verſammeln ſie an Sonn- und Feiertagen, an denen die Patres keinen Gottesdienſt halten können, die Gläubigen zur gemeinſamen Andacht und zum religiöſen Unterricht. Sie halten auch Vorträge in den verſchiedenen Vereinen; außerdem haben ſie meiſtens die Außenſchulen zu leiten. Aus der Verwendung bei ſo wichtigen Arbeiten ergibt ſich die Notwendigkeit, nur erprobte, reifere Chriſten, die meiſt verheiratet ſind, zu dieſem Amte auszuwählen. So muß z. B. am Oberkongo jeder Katechiſt einen ſechs bis achtjährigen Bildungsgang an der Katechiſtenſchule durchmachen. Erſt wenn ſie eine Familie gegründet haben, können ſie auf einer Außenſtation eine feſte Anſtellung erhalten, und auch dann ſind zwei oft drei beiſammen, um ſich gegenſeitig zu ſtützen und auszuhelfen. Ohne ausdrückliche Er-

laubnis der Missionare ist es keinem Katechisten gestattet, eine Nacht außerhalb des ihm zugewiesenen Dorfes zuzubringen. Im allgemeinen haben die Patres an diesen eifrigen Gehilfen viel Freude und Trost erlebt. — „Ohne die Katechisten", erklärt ein Missionar in Uganda, „könnten sich die Patres den noch heidnischen Eingeborenen gar nicht widmen, weil sie schon durch die Seelsorge bei den Christen zu sehr in Anspruch genommen wären." — Der apostolische Vikar Bischof Streicher gab bereits im Jahre 1910 als Jahresleistung der rührigen Katechisten seines Vikariates folgende Zahlen: Taufen von ungefähr 1000 Neugeborenen und von 2000 Erwachsenen auf dem Todesbette; Spendung von Trost und Hilfe in den letzten Augenblicken bei 2000 Christen, die fern von der Mission wohnen; Vorbereitung und Aufnahme ins Katechumenat von 8000 Heiden; entferntere Vorbereitung auf die hl. Taufe von 5700 im Laufe des Jahres getauften Neuchristen und von 4584 Katechumenen, die sich unmittelbar auf die Taufe vorbereiten; Aufsicht über 12 Katechumenate, 812 Kapellen und 400 Landschulen.

Manche haben schwere Opfer gebracht, um ihrem Amte treu zu bleiben trotz aller Lockungen von anderer Seite, wo man ihnen einträgliche Stellen anbot. Das Monatsgehalt beträgt je nach den Gegenden 6 bis 16 Mark. Bei dem Bildungsgrade, den ihnen die Mission vermittelte, wäre es ihnen ein leichtes, als Beamte oder Angestellte ein Jahresgehalt von 1000—2500 Mk. zu erhalten. Doch haben die Missionare den Trost, daß neun auf zehn der Versuchung widerstehen und in ihrem bescheidenen Katechistenberufe ausharren. — Sogar Gefahren und Drohungen können sie nicht von der treuen Erfüllung ihrer Pflichten abbringen. Als einer von ihnen eines Tages von einem Muselmann mit dem Tode bedroht wurde, sagte er einfach: „Der Tod kann mich nicht abschrecken. Der Tod ist ja für mich der Himmel. Du könntest mir keinen größeren Dienst erweisen." — Einem andern wurde mitgeteilt, daß die Heiden ihn in seiner Wohnung bei lebendigem Leibe verbrennen wollten. Er entgegnete ruhig: „Ich fürchte nichts, denn unser Heiland hat uns empfohlen nicht die zu fürchten, die den Leib töten, wohl aber jene, die der Seele schaden können. In jedem Kriege setzt man sein Leben aufs Spiel; ich führe Krieg gegen den Teufel."

Der selbstlose Eifer dieser wertvollen Mitarbeiter zeigte sich besonders schön bei Ausbruch des Weltkrieges. Sie gingen in ihrem Opfergeist so weit, daß sie vielfach, solange die Mission in Not war, ohne irgend ein Gehalt weiterarbeiteten. Später begnügten sie sich mit der bescheidenen Besoldung, die es ihnen ermöglichte, die jedem Familienvater auferlegte Steuer zu zahlen und sich die allernotwendigsten Kleider anzuschaffen. Eine ganze Reihe war sogar bereit, auch darauf zu verzichten, und sie schlugen den Missionaren vor, ihre Katechistenarbeit so lange unterbrechen zu dürfen, bis sie als einfache Träger in einer Karawane das für die Steuer und für die Kleider nötige Geld verdient hätten.

b) Die einheimischen Brüder.

Im Januar 1913 wurde durch Missionsbischof Huys in der Mission des Oberkongo der erste einheimische Brüdernovize eingekleidet. Er hatte sich vorher mit großem Eifer und Geschick als Katechist betätigt, aber er fühlte in sich den Drang, sich ganz dem lieben Gott zu weihen. Er war zu alt, um noch mit Erfolg das Lateinstudium aufnehmen zu können und Priester zu werden, deshalb bat er um die Erlaubnis, die Regel der Laienbrüder befolgen zu dürfen. Er tat es zwei Jahre hindurch; es war sein Postulat. Da glaubte man die Zeit gekommen, ihn das Noviziat beginnen zu lassen, und gab ihm das geistliche Kleid. An demselben Tage wurden vier andere ins Postulat aufgenommen. Im Jahre 1914 wurde Bruder Viktorin, so heißt der erste schwarze Bruder, zur Ablegung der Ordensgelübde für ein Jahr zugelassen.

c) Die einheimischen Priester.

Auch wenn die Zahl der Glaubensboten, die jährlich von Europa nach dem dunkeln Erdteil ziehen, dieselbe bliebe, ja, auch wenn sie verzehnfacht würde, könnte sie doch nicht genügen, um den stets wachsenden Bedürfnissen auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Zu der Hirtensorge um die noch heidnischen Eingeborenen kommt im Laufe der Jahre die Arbeit in den großen Christengemeinden, eine Arbeit, die immer mehr der in unseren europäischen Pfarreien gleichen wird. Für beides wird nie genug Nachwuchs aus der Heimat nachkommen können. Es liegt deshalb in der Natur der Sache und entspricht dem Wunsch und der Übung der Kirche, möglichst bald eine einheimische, bodenständige Priesterschaft heranzuziehen. So handelten die Apostel und die Glaubensboten aller Jahrhunderte. Die irischen Mönche, die unserem Vaterlande den Glauben brachten, suchten gleich unter den Neubekehrten Gehilfen und Nachfolger auszubilden. „Bildet einen einheimischen Klerus in den Heidenländern heran!" war die Losung und der Auftrag, den die Päpste aller Zeiten den Glaubensboten mitgaben. Innocenz XI. sagte eines Tages zu Missionsbischof Pallü: „Wir sehen es lieber, daß ihr in diesen Ländern einen Eingeborenen zum Priester weihet, als daß ihr 50 000 Eingeborene zum Christentum bekehret." Verschiedene Anweisungen der Propaganda machen es den Missionaren zur hl. Pflicht, recht bald geeignete junge Leute in möglichst großer Zahl für den Priesterberuf zu gewinnen, und sie nach entsprechender Ausbildung zu den hl. Weihen zuzulassen. Auch war es eine der ersten Sorgen aller eifrigen Glaubensboten, sich nach einheimischen Hilfskräften umzusehen und möglichst bald Priester heranzubilden. Wenn ihnen dies nach vielen Anstrengungen gelungen war, glaubten sie, ruhig sterben zu können in dem tröstlichen Bewußtsein, daß sie ja weiterlebten und weiter-

wirkten in denen, die sie zu Erben ihres Priestertums gemacht hatten. Der europäische Missionar bleibt eben doch für die Eingeborenen, trotz aller Verehrung und Liebe, die sie ihm entgegenbringen, ein Fremder, der sich nur mit Mühe in ihre ganze Geistesrichtung und Eigenart hineindenken und hineinleben kann. Tief durchdrungen von dieser Notwendigkeit, rief Bischof Streicher von Uganda 1907 seinen Missionaren zu: „Worauf warten wir Missionare von Uganda noch? Solange unser Werk nur auf unseren eigenen Schultern ruht, wird leider seine Zukunft nicht gesichert sein, und wenn wir heute verschwänden, würden alle unsere Unternehmungen mit uns verschwinden. Uganda würde wieder heidnisch, weil keine einheimischen Priester vorhanden sind."

Der wiederholten eindringlichen Mahnungen des Stifters eingedenk, machten sich die Weißen Väter schon in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit ernstlich daran, den Neuchristen die Bedeutung dieses Werkes nahezulegen und in ihnen Teilnahme für seine gedeihliche Entwicklung zu wecken. Die Christengemeinden werden an den Quatembertagen regelmäßig ermahnt, für gute Priesterberufe zu beten. Der bei diesen Gelegenheiten gesteigerte Sakramentenempfang zeigt, daß die Mahnung richtig aufgefaßt wurde. In demselben Sinne werden vor den hl. Weihen von den apostolischen Vikaren allgemeine Gebete vorgeschrieben. — Bei der Auswahl der zukünftigen Priester geht man sehr vorsichtig zu Werke. Die Missionare sind angewiesen, in allen Missionen ein besonderes Augenmerk zu haben auf die gutbegabten, durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichneten Knaben. Sie sollen in ihnen den Sinn für die Bekehrung ihrer Landsleute und das Verständnis für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wecken suchen. Glauben die Patres nach ernster Prüfung Anlagen zum Priesterberuf zu entdecken, so werden die Kinder in einer Vorschule besonders ausgebildet. Man legt dabei vor allem großes Gewicht auf eine gründliche Ausbildung in der Muttersprache und im Lesen und Schreiben. Man gibt ihnen etwas Beschäftigung in der Kirche und prüft ihr ganzes Betragen, besonders die Frömmigkeit. Wenn die Schüler nach etwa zweijähriger Probezeit für würdig befunden werden, kommen sie in das gemeinsame Knabenseminar des Vikariates. Im allgemeinen sollen die Familien der Alumnen zur Bestreitung des Unterhaltes nach Kräften beitragen. Die Missionare suchen ihnen verständlich zu machen, daß die Erhebung eines ihrer Kinder zum Priestertum eine so hohe Ehre ist, daß sie nicht teuer genug erkauft werden kann, und daß die Opfer, die die Angehörigen für die klerikale Erziehung ihres Sohnes bringen, für sie selbst eine Quelle reichen Segens ist. Für ganz arme Zöglinge sollen die einzelnen Christengemeinden wenigstens einen kleinen Beitrag leisten. — Nach den Anweisungen des Kardinals Lavigerie müssen sich die Missionare bei der Erziehung der zukünftigen Priester besonders vor dem verhängnisvollen Mißgriff hüten, sie nach europäischen

Methoden heranzubilden und ihnen unsere Bedürfnisse anzuerziehen. Man soll sie, soweit nur irgend möglich, in der Lebensweise des Landes belassen. Die äußere Erziehung soll ganz afrikanisch, die innere, religiöse ganz apostolisch sein. Diesen Grundsätzen gemäß wohnen sie in einfachen Strohhütten; sie schlafen auf einer einfachen Schilfmatte in eine Decke aus Rindenstoff gehüllt. Die Kleidung besteht aus einer kurzen leinenen Hose und einer hemdartigen Jacke. Sie sind ihre eigenen Schneider und müssen auch für ihre Wäsche sorgen. Sie erhalten kein Frühstück, sondern begnügen sich wie die anderen Neger mit zwei Mahlzeiten, die gewöhnlich aus der einfachen Negerkost bestehen. Fleisch gibt es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. — Die Tagesordnung ist den Verhältnissen angepaßt. Sie sieht keine lange Studierzeit vor, in der die Schüler sich selbst überlassen bleiben, sondern eine sogenannte Unterrichtszeit vor- und nachmittags, während der die Patres ihre Zöglinge durch angemessene Anleitungen und Belehrungen in die einzelnen Fächer einführen. Der Studiengang im Knabenseminar dauert gewöhnlich fünf bis sechs Jahre. Während dieser Zeit studieren die Schüler neben der Muttersprache und der Sprache der die Kolonie beherrschenden europäischen Macht besonders Latein, dann auch Geschichte, Geographie, Rechnen, die Grundzüge der Mathematik und Naturwissenschaften, Gesang und Musik. Auch die Handarbeit darf nicht vernachlässigt werden. Man hat dabei besonders erzieherische Zwecke im Auge. Die Zöglinge sollen sich nicht in Eigendünkel über ihre Stammesgenossen erheben, sondern recht demütig bleiben; dann sollen sie sich so selbst überwinden und die Handarbeit nicht als etwas Entehrendes ansehen lernen. Die täglichen Uebungen der Frömmigkeit gehen darauf aus, ihnen eine gediegene Grundlage für das spätere Priesterleben zu verschaffen. Morgens folgt auf das Morgengebet eine kurze Betrachtung, dann die hl. Messe mit der hl. Kommunion; gegen Mittag findet eine kurze Gewissenserforschung statt, am Abend ein geistlicher Vortrag, ein Besuch beim Allerheiligsten und gemeinsamer Rosenkranz. Für das innere religiöse Leben ist der Neger im allgemeinen gut veranlagt.

Nach glücklich beendetem Knabenseminar siedeln die für würdig befundenen Zöglinge in das Priesterseminar über, das in verschiedene Abstufungen gegliedert ist. Die erste Abteilung umfaßt gewöhnlich fünf Jahre. Während dieser Zeit empfangen die Alumnen die Tonsur und die vier niederen Weihen. Das Studium erstreckt sich auf Philosophie, dogmatische Theologie, Sprachen, Naturwissenschaften, Kirchengeschichte, hl. Schrift und Liturgik. — Vor Abschluß der theologischen Studien und vor Empfang der höheren Weihen werden die Priesterkandidaten wenigstens zwei Jahre unter Aufsicht der Missionare außerhalb der Anstalt bei ihren Landsleuten beschäftigt. Man will so erproben, ob sie das nötige Geschick zum Unterricht und zur Erziehung und die erforderliche sittliche Reife und

Festigkeit des Charakters besitzen. Fällt die Probezeit günstig aus, so kommen sie in das Seminar zurück, wo sie nun vorzüglich Moral und Pastoral nebst Kirchenrecht, Homiletik und Katechetik studieren. Dieser Abschnitt dauert gewöhnlich drei Jahre, während der sie die drei höheren Weihen erhalten. So nimmt die ganze Ausbildungszeit wenigstens siebzehn Jahre in Anspruch. Bei den beiden ersten Priestern der Ugandamission dauerte sie sogar achtzehn und zwanzig Jahre. Nach diesen Grundsätzen geht man in den einzelnen Missionsgebieten der Genossenschaft langsam und bedächtig vor. An Enttäuschungen, einzelnen Mißgriffen und Mißerfolgen hat es zwar nicht gefehlt, aber die bisherigen Erfahrungen und die Ergebnisse nachstehender Zusammenstellung berechtigen zu der tröstlichen Hoffnung, daß nach und nach auch in Afrika die einheimischen Priester den Missionaren die wertvollsten Dienste leisten werden, und daß mit der Zeit die neuerstehende afrikanische Kirche sich mehr auf eigene Füße stellen kann.

Einheimischer Klerus in den Missionen der Weißen Väter.

Vikariat	Zahl der Alumnen im Knabenseminar	Zahl der Alumnen im Priesterseminar	Priester
Uganda	82	39 darunter 7 Tonsurierte, 9 Minoristen, 3 Subdiakone, 2 Diakone	5
Nyansa	56	10 darunter 3 Tonsurierte, 1 Subdiakon	4
Oberkongo	40	3 darunter 2 Tonsurierte	1
Kiwu	73	17 darunter 1 Tonsurierter, 4 Minoristen	2
Tanganika	44	4 darunter 2 Tonsurierte	—
Unyanyembe	30	4	—
Nyassa	18	—	—
Sudan	17	—	—
	360	77	12

d) Die einheimischen Schwestern.

Wie wir gesehen, zeigt die männliche Jugend außergewöhnlichen Eifer für die Bekehrung ihrer Stammesgenossen; da wäre es auffallend, wenn die weibliche Jugend, die sonst so leicht bewegt wird, wo es die Betätigung der Liebe gilt, zurückbliebe. Hören wir, wie die Genossenschaft der einheimischen Schwestern in Uganda entstand. Die eingeborenen Mädchen beobachteten die in ihrer Gegend tätigen Schwestern mit größter Aufmerksamkeit. Nach längerer Zeit kamen mehrere aus ihnen zur Oberin und erklärten ihr, daß sie wie die Schwestern leben wollten. Der Missionsbischof zeigte sich der Sache gegenüber sehr zurückhaltend, erlaubte aber doch den Schwestern, einige von diesen Mädchen in ihr Haus zu nehmen und ihnen eine angemessene Beschäftigung zu geben, später werde man dann schon sehen. Nach wenigen Monaten kamen sie auf ihre erste Erklärung zurück und beteuerten der Oberin, daß sie ganz leben wollten wie die Schwestern, d. h. daß sie sich nicht verheiraten und nur Gott angehören wollten. Jetzt zog der Bischof die Sache in ernstere Erwägung und gestattete schließlich, daß man es mit einem Noviziate versuche, aber vorläufig nur, um Katechistinnen heranzubilden. Die schwarzen Novizinnen machten sich mit großem Eifer an die Uebungen des Noviziates, das anfangs viele Opfer von ihnen verlangte. Aber mit heldenhaftem Mute überwanden sie alle Schwierigkeiten. Nach einigen Monaten teilte man den Begabtesten aus ihnen Gruppen von Kindern zu, die auf die Taufe und auf die erste hl. Kommunion vorbereitet werden sollten. Sie entledigten sich ihrer Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit. Sie beherrschten ja die Sprache vollkommener als die Missionsschwestern, sie wußten auch Bilder und Vergleiche zu finden, die dem Gedankenkreis der Kinder näher lagen und deshalb für sie leichter verständlich waren. Ihr junger, starker Glaube wirkte hinreißend auf ihre kleinen Schülerinnen, die die Prüfung, welche dem Empfang der hl. Sakramente vorhergeht, glänzend bestanden. Am Schlusse des Probejahres wurden die Novizinnen zu je dreien in die Missionen gesandt, wo noch keine Schwestern waren. Neben dem Unterricht der Kinder besorgten sie die Kirchenwäsche und leisteten sonst den Missionaren die wertvollsten Dienste. Nach einem neuen praktischen Probejahr durften einige aus ihnen auf sechs Monate das Gelübde der Keuschheit ablegen, aber zum Ordensstande ließ man sie noch nicht zu. Erst nach acht Jahren langer, ernster Probezeit hielt der Bischof die Zeit für gekommen, um ohne zu große Gefahr eine einheimische religiöse Genossenschaft zu gründen. Jetzt wurde ein eigentliches Noviziat zur Vorbereitung auf das Ordensleben eingerichtet. Nach zweijähriger gründlicher Prüfung wurden die elf ersten Schwestern zu den Gelübden zugelassen. Sie erhielten jetzt auch ein einfaches religiöses Kleid, tragen aber gewöhn-

lich keine Schuhe und bleiben auch für Nahrung und Wohnung bei der Einfachheit der einheimischen Frauen. So ist also auch bei diesen armen, sittlich so tiefstehenden Kindern Chams die Lilie der Jungfräulichkeit emporgesproßt. Diese Schwestern, Bannabikira „Töchter Mariä" genannt, üben auf ihre unglücklichen Stammesgenossinnen den wohltuendsten Einfluß aus. Ihre Zahl ist stetig im Wachsen begriffen. Sie zählen bereits 72 Profeßschwestern, die in 11 Missionen segensreich wirken. Es melden sich immer so viele neue Kandidatinnen, daß man nicht alle aufnehmen kann. Im Noviziat befinden sich gewöhnlich 50 Novizinnen; gegen 200 Postulantinnen warten draußen als Lehrerinnen und Katechistinnen mit Sehnsucht auf den Tag, wo sie das Glück haben werden, ins Noviziat aufgenommen zu werden. Im Jahre 1917 konnte Bischof Streicher als Jahresleistung der Schwestern folgendes angeben: Sie unterwiesen mehr als 4000 Kinder von Christen in den Glaubenswahrheiten, ungefähr ebensoviele Katechumenen wurden von ihnen im Lesen unterrichtet; sie bereiteten gegen 800 Greise auf die hl. Taufe vor, außerdem wirkten sie segensreich mit bei der christlichen Erziehung von mehr als 3800 heranwachsenden Mädchen in verschiedenen Vereinen.

Aber nicht nur in Uganda, wo die Verhältnisse besonders günstig lagen, sondern auch in den anderen innerafrikanischen Missionsgebieten der Weißen Väter hat das religiöse Leben entsagungsfreudige Anhängerinnen gefunden. So verzichtete z. B. in der Tanganikamission die junge Fürstin Adolfine von Ufipa auf ihren Thron und zog sich zu den Weißen Schwestern nach Karema zurück, um sich ganz Gott zu weihen; eine ganze Reihe gleichgesinnter Seelen folgte ihr und erwählte den göttlichen Heiland zum Bräutigam. 1913 waren bereits 11 einheimische Profeßschwestern am Tanganika tätig. Auch am Viktoria-Nyansa, in Unyanyembe und am Oberkongo hat das religiöse Leben und das Streben nach Jungfräulichkeit seine ersten Früchte gezeitigt; ebenso sind im Vikariat Kiwu einheimische Schwestern in Vorbereitung.

* * *

Diesem kurzen Ueberblick über das Missionsverfahren der Genossenschaft sei das Urteil eines unserer besten Kenner des neueren Missionswesens, des unermüdlich für die Missionssache tätigen Universitätsprofessors Dr. Schmidlin, beigefügt, der 1913 schrieb:

„Wenn soviele von diesen Eingeborenen sich bereits zum Christentum gedrängt haben und noch weiter hindrängen, wenn namentlich die Beschaffenheit der Missionsfrüchte so befriedigend ist, so ist dies vor allem dem rastlosen Eifer der kühnen Söhne Lavigeries und ihrem vorzüglichen Missionsverfahren zu verdanken. Ihre stramme Organisation und fast militärische Disziplin, ihre rauhe Selbstzucht und persönliche Selbstkontrolle, die in jahrelanger systematischer Stählung und Abhärtung erzielt wird, sichert diesen Missions-

priestern im wallenden Arabergewande eine allgemein anerkannte und bewunderte, nahezu absolute Autorität gegenüber den sonst so unbändigen Kindern der Wildnis. Sehr bewährt hat sich dabei die Regel, daß auf jeder Missionsstation mindestens drei Missionare, Väter und Brüder, beisammenwohnen sollen, um sich gegenseitig zu unterstützen und anzufeuern. Durch ein solches System, das freilich einen starken Personalaufwand beansprucht, wird nicht allein trotz des durch das Klima gebotenen häufigen Wechsels eine gewisse Kontinuität im Personal wie im Vorgehen gewahrt, sondern auch der moralisch überaus wertvolle Vorteil des gemeinschaftlichen Lebens gesichert. Mit dieser Stetigkeit und relativen Zentralisation verbinden die Weißen Väter gemäß ihrer ursprünglichen Bestimmung, gewissermaßen als mobile Armee gegen den Sklavenhandel zu dienen, eine starke Elastizität und Beweglichkeit, eine unvergleichliche Initiative und Stoßkraft, deren Nerv der in den Instruktionen des Kardinals Lavigerie so stark betonte Gehorsam ist. — Dazu kommt die Gründlichkeit und Sorgfalt ihrer missionarischen Aufnahme- und Vorbereitungsmethode, ihrer katechetischen Unterweisung wie ihrer praktischen Erziehung. Auch bei Massenerfolgen sieht man von sorgsamer „individueller Behandlung" niemals ab, ein sprechender Beweis dafür, daß quantitative und qualitative, äußere und innere Missionserfolge sich gegenseitig nicht zu hemmen brauchen, sondern eher fördern." [1]

[1] „Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten." S. 136.

Vierter Teil.

Die Genossenschaft auf den verschiedenen Arbeitsfeldern.

I. Nordafrika. Islammission.

1. Besondere Schwierigkeiten der Islammission.

Bevor wir auf die einzelnen Missionsgebiete, die den Weißen Vätern bei den Anhängern des Islam anvertraut sind, näher eingehen, dürfte es wohl angebracht sein, über die Beziehungen des Islam zur Mission einige kurze allgemeine Bemerkungen zu machen, die bei der Beurteilung der Missionsarbeit und ihrer Erfolge nicht außer acht gelassen werden dürfen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Bekehrung der Muselmänner mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen hat, als die der einfachen Naturvölker. Diese Schwierigkeiten ergeben sich zum Teil aus der Lehre des Islam, zum Teil auch aus den äußeren Verhältnissen.

Man hat den Islam mit Recht eine geniale Schöpfung der Hölle und das Meisterwerk des bösen Feindes genannt. Er ist eine Religion, die zwar aufgebaut ist auf dem Glauben an einen Gott, der aber mit phantastischen Lehren der alten Araber und mit einigen, dem Judentum und dem Christentum entlehnten Wahrheiten kunterbunt durcheinandergeworfen wurde. Er bildet ein wahres Religionsgemengsel, das den orientalischen Völkern, die zu einem gewissen Mystizismus und zur Sinnlichkeit hinneigen, eine sehr vereinfachte Glaubenslehre und eine sehr leicht zu beobachtende Sittlichkeit brachte. Die Religion eines Mohammedaners findet ihren ganzen Ausdruck in einigen äußeren Formeln und Gebräuchen, öffentlichen Gebeten, Abwaschungen und Fasten, hinter denen sich, wie hinter einem schönen Vorhang, eine Sittlichkeit verbirgt, die Platz hat für die schändlichsten Auswüchse der Sinnlichkeit. Der Koran gestattet vier gesetzliche Frauen und soviel Nebenweiber, als das Vermögen des Mannes erlaubt. Wer gesündigt hat, ist nicht zu innerer Umkehr, zu Reue oder Zerknirschung des Herzens verpflichtet; einige Abwaschungen mit Wasser

oder Sand genügen. Der Himmel des Islam besteht aus einem wunderbaren Garten mit herrlichen Palästen, prunkenden Gemächern, üppigen Gastmählern und einer Zusammenfassung aller sinnlichen Genüsse, die eine überhitzte Phantasie und die ausgesuchteste Wollust nur erdenken können.

Für einen Moslem ist der Koran der Inbegriff aller Wahrheit, Weisheit und Wissenschaft; dadurch wird er zum Feind jeglichen Fortschritts, und deshalb haben die Völker, die den Islam bekennen, trotzdem manche geistig hervorragend begabt sind, für Wissenschaft und Kunst kaum etwas geleistet. Dabei sind die Söhne des Propheten von einem unglaublichen Eigendünkel erfüllt; sie fühlen sich weit erhaben über den Europäer und zumal über den Christen. Dieser pharisäische Stolz geht nur zu leicht in Haß über. Der Koran lehrt übrigens seine Anhänger, daß gegen die Rumi, die Christenhunde, alles erlaubt ist. Jede Berührung mit einem „Ungläubigen" d. h. mit einem Nichtmohammedaner, verunreinigt den wahren Gläubigen. Von dieser Makel muß er sich gerade wie nach der Berührung eines Leichnams oder eines unreinen Tieres durch genau vorgeschriebene Abwaschungen reinigen.

Dieser Eigendünkel wurde in Nordafrika leider noch genährt durch die französische Regierung, die aus Abneigung gegen das Christentum und aus falsch verstandener Duldung jede planmäßige, religiöse Beeinflussung untersagte. Die Vertreter der Behörden erklärten immer wieder, daß sie jede religiöse Überzeugung achteten, und daß die Gewissen der Muselmänner in keiner Weise beunruhigt werden dürften. Das hätte man ja allenfalls noch verstehen können, aber man ging bedeutend weiter: man baute ihnen Moscheen, wo früher keine waren; man bezahlte ihre Muphtis und Marabuts; man beförderte sogar auf Staatskosten ganze Karawanen von Pilgern nach Mekka, die an diesem Brennpunkte des Fanatismus immer wieder zu neuem Hasse gegen das Christentum angefeuert wurden. Koranschulen wurden errichtet und von Regierungsvertretern feierlich eröffnet; die wenigen katholischen Gotteshäuser hingegen ließ man verfallen und die christlichen Schulen wurden geschlossen. Während man die katholischen Priester und die religiösen Orden, die doch nur die Hebung der Eingeborenen durch Betätigung der christlichen Liebe bezweckten, verfolgte und ihnen das Leben und Wirken unmöglich zu machen suchte, konnten sich die muselmännischen Geheimbünde und Bruderschaften, wahre Brutstätten des Fanatismus, des Christen- und Europäerhasses, ruhig weiter entwickeln.

Gegen Übertritte vom Islam richtet sich folgende gesetzliche Bestimmung des Koran: „Ein Muselmann, der seit seiner Geburt zum Islam gehört und von ihm abfällt, ist des Todes schuldig und darf von jedermann getötet werden, er wird „muboh ud-demm" vogelfrei. Aber, könnte man einwenden, sollte denn der so religiös veranlagte Geist dieser Völker unempfänglich sein für das Licht des wahren Glaubens? Gewiß

nicht! Aber da erhebt sich eine neue Schwierigkeit; der Islam verlangt nämlich blinden Glauben, der jedes Nachdenken, jedes Fragen, Forschen und Vergleichen untersagt. Er legt seinen Anhängern eine Binde um den Geist. Allerdings verschwindet in der letzten Zeit infolge der regeren Beziehungen mit den europäischen Völkern und ihrer Kultur diese Abgeschlossenheit immer mehr. Die Scheidewand wird durch die Verhältnisse niedergerissen. Der gesunde Menschenverstand verlangt seine Rechte. Nach und nach fühlen die Besseren und geistig höher Stehenden die Minderwertigkeit ihrer religiösen und sittlichen Anschauungen, und sie sehen sich nach Ersatz um. Aber da die glaubensfeindliche französische Regierung nicht erlaubt, daß man ihnen das Christentum predigt und sie mit seinen erhabenen und tröstlichen Lehren bekannt macht, so verlieren die Bedauernswerten einerseits den Glauben ihrer Kindheit, verfallen aber dafür, besonders unter dem verhängnisvollen Einfluß der religionslosen Schulen, dem modernen Unglauben mit seiner unabhängigen Sittlichkeit. „Man ist nicht mehr Muselmann, sondern Freigeist, man ist auch nicht mehr polygam, aber noch weniger monogam, sondern kryptogam." (Landrieux.)

Das religionslose, ja nur zu oft religionsfeindliche und jeder Sittlichkeit hohnsprechende Leben so mancher europäischer Namenchristen unter den Beamten und Ansiedlern ist leider auch nicht dazu angetan, den Eingeborenen eine hohe Meinung vom Christentum beizubringen und so die Bekehrungen zu erleichtern.

Ferner darf nicht vergessen werden, daß es nicht genügt, die Wahrheit zu erkennen; man muß auch die Möglichkeit und den Mut haben, sie im täglichen Leben zum Ausdruck zu bringen. Hier liegt für manche ein unüberwindliches Hindernis, und die Bekehrung scheitert nur zu oft an diesem Punkte. „Deine Religion ist gut, viel besser als die meine, aber sie verlangt zu große Opfer, ihre sittlichen Anforderungen sind zu hoch, ich habe nicht die Kraft, ihre Vorschriften zu beobachten", sagen die einen. Andere wiederum werden zurückgehalten durch Rücksichten auf ihre Familie oder ihre Stammesgenossen. Der Übertritt würde sie ihr Vermögen, vielleicht sogar das Leben kosten.

Aus dem Gesagten ergibt sich mit voller Klarheit, daß man bei Beurteilung der Missionsleistungen und Missionsaussichten bei den Anhängern des Islam nicht denselben Maßstab anlegen darf wie bei den einfachen Naturvölkern Innerafrikas oder bei den Kulturvölkern Asiens. Die Söhne des Propheten befinden sich dem Christentum gegenüber in einer viel schwierigeren Lage. Der Islam hat so sehr ihr Urteil gefälscht und ihr Herz verdorben, daß sie einer langwierigen Vorbereitung bedürfen, bevor sie imstande sind, die Lehren und die sittlichen Anforderungen des Christentums zu verstehen und ihr Leben danach einzurichten. Diese Vorbereitung wird an die Geduld, den Glaubensgeist und den Opfer-

mut der Glaubensboten hohe Anforderungen stellen. Es wird auch viel gebetet werden müssen, damit die göttliche Gnade die Geister und die Herzen umwandle. Zu diesem Zwecke ja hat der Stifter der Genossenschaft zu Algier und Karthago je ein Karmeliterinnenkloster gegründet und dort für die Bekehrung der Mohammedaner zwei mächtige Gebetsmittelpunkte geschaffen.

Zum Schlusse möge noch in Erwägung gezogen werden, daß der Erfolg oder Mißerfolg auf diesem Gebiete nicht immer nach menschlichen Gesichtspunkten beurteilt werden darf, sonst könnte man versucht sein, selbst beim Heiland von einem großen Mißerfolg seines Lebens, Leidens und Sterbens zu reden. Das Wirken der göttlichen Gnade in den Seelen ist keine Rechenaufgabe, die sich in Zahlen ausdrücken läßt. Bei Beurteilung der Heilswirkungen muß man einen anderen Maßstab anlegen und vor allem den Wert einer einzigen unsterblichen Seele richtig erfassen. Dann wird man nicht so leicht versucht sein, sich immer wieder ängstlich zu fragen, ob das Ergebnis im genauen Verhältnis steht zu den Opfern. Wie oft hat man es im Laufe der Geschichte des Gottesreiches erlebt, daß Jahrzehnte, ja Jahrhunderte vergingen, bis der Same des Wortes Gottes, der von eifrigen Glaubensboten ausgestreut und mit ihrem Schweiße und nur zu oft mit ihrem Blute befruchtet worden war, aufging und sichtbare Früchte brachte. Weder das Römerreich noch unsere deutsche Heimat sind im Fluge für das Christentum erobert worden.

Nicht selten kann man auch die Äußerung hören, mit den Mohammedanern sei überhaupt nichts zu machen, sie würden sich nie bekehren, da seien alle Mühen umsonst und alle Opfer vergebens. Aber soll denn der Heiland nicht für alle Menschen gestorben sein, soll er sein kostbares Blut für alle, nur nicht für die Anhänger des Islam vergossen haben! Wie würde das mit dem allgemeinen Heilswillen Gottes übereinstimmen, der nach den Worten des hl. Paulus 2. Tim. 2, 4 „will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen!"

Übrigens beweisen die immerhin beachtenswerten Erfolge in Kabylien usw., von denen nachher die Rede sein wird, daß auch die Söhne des Propheten bekehrt werden können. So meldet z. B. das Tagebuch der Kabylenmission bei den Beni Ladhias: „Der Karsamstag und der hochheilige Ostertag 1913 waren für unsere Mission Tage der schönsten und reinsten Freude. Fünfzehn Erwachsene sind durch den Empfang der hl. Taufe der Herde des guten Hirten beigesellt worden. Verklärte Freude spiegelte sich auf den Gesichtern der Auserwählten ab und verkündete das stille Glück der Getauften, zu einem neuen Leben auferstanden zu sein."

In den letzten zehn Jahren wurden in der Islammission der Weißen Väter in Nordafrika 10757 Taufen an Kinder und Erwachsene gespendet, die Taufen der Kinder von Christen nicht mitgerechnet; im Durchschnitt also jährlich über 1000. Wer den Wert einer einzigen unsterblichen Seele

richtig einschätzt, wird in dieser bescheidenen Zahl schon einen immerhin erfreulichen Anfang sehen, der für die Zukunft zu den tröstlichsten Hoffnungen berechtigt.

2. Die einzelnen Arbeitsgebiete.

a) Die christlichen Araberdörfer St. Cyprian und St. Monika.

Während der schrecklichen Hungersnot des Jahres 1867 (S. 10) hatte Erzbischof Lavigerie Hunderten von arabischen Waisenkindern, deren Eltern Hungers gestorben waren, von Mitleid mit den armen Wesen gerührt, ein Obdach gewährt, sie gekleidet, genährt und durch seine Missionspriester und Missionsschwestern im christlichen Geiste zu arbeitssamen und brauchbaren Menschen erziehen lassen. Als nach einigen Jahren viele von ihnen herangewachsen waren, mußte man sich die Frage stellen, was nun aus ihnen werden sollte. Durfte man sie zu ihren muselmännischen Stammesgenossen zurückschicken, wo ihr Glaube dem Hasse und blinden Fanatismus kaum standgehalten hätte, oder sollte man ihnen in den Städten oder bei europäischen Pflanzern Arbeit verschaffen, wo ihre religiöse Überzeugung und ihre Sittlichkeit nicht geringen Gefahren ausgesetzt gewesen wäre? Nach reiflicher Überlegung beschloß der Erzbischof, diesen seinen lieben Kindern, fern von allen Gefahren des antichristlichen Geistes, in der Landwirtschaft durch ihrer Hände Arbeit die Zukunft sicher zu stellen. Zu diesem Zwecke kaufte er in der Ebene des Scheliff, zwischen Miliana und Orleansville, eine große unbebaute Fläche Landes auf dem Gebiete der Beni Attaf, um dort die von den Waisenkindern gebildeten jungen Familien anzusiedeln. Bald erhoben sich daselbst nach den Anweisungen des Erzbischofs eine Anzahl kleiner, bescheidener, aber wohnlicher Häuser mit einer Kirche, während zu gleicher Zeit die brachliegende Fläche von den Zwergpalmen, den stachlichten Aloestauden und dem alles überwuchernden Lentiskengestrüpp gesäubert wurde, um in Gärten und fruchtbares Ackerland umgewandelt zu werden. Der Erzbischof nahm selbst die Trauung der zwölf ersten Paare vor, gab ihnen bei dieser Gelegenheit noch einige zu Herzen gehende Ermahnungen, dann überwies er jedem Paar eine Aussteuer von 500 Franken, ein Häuschen mit einem Garten und 25 Hektar Ackerland. So entstanden nach und nach zwei christliche Dörfer, 1872 St. Cyprian, dem großen afrikanischen Bischof und Martyrer zu Ehren, und 1874 St. Monika, zur Erinnerung an die fromme Mutter des hl. Augustinus. Louis Veuillot nannte die Gründung dieser Dörfer ein geschichtliches Ereignis ersten Ranges. Zwischen beiden Dörfern befindet sich ein großes weißes Gebäude in maurischem Stil mit der Inschrift „Bit Allah" Haus Gottes. Es ist das im Jahre 1876 feierlich eingeweihte Krankenhaus St. Elisabeth, in

Missionsbruder bei der Bauarbeit.

Weiße Schwestern zum Krankenbesuch gerüstet.

dem von den Weißen Schwestern die kranken Araber der umliegenden Stämme unentgeltlich gepflegt werden.

In jedem Dorfe befindet sich eine Niederlassung der Missionare. Die Patres sollen zunächst bei den christlichen Familien die Seelsorge ausüben, dann aber auch sich bemühen, mit den Araberstämmen der Umgegend Verbindungen anzuknüpfen. Der Stifter ermahnte in seinen Briefen und Anweisungen die Missionare immer wieder, sie möchten doch ja nicht vergessen, daß sie vor allem Apostel seien; einige Patres sollten sich ausschließlich der Missionsarbeit widmen, die umwohnenden Stämme besuchen, ihre Kranken pflegen und für ihre Kinder eine Schule eröffnen.

Die ersten Jahre waren für die Missionare sehr hart; sie lebten in der größten Armut, und es fehlte ihnen oft am Allernotwendigsten. Im Jahre 1880 wurde Pater Diore in St. Monika ermordet; wahrscheinlich lag Raubmord vor.

Im großen und ganzen können die Missionare mit ihren Pfarrkindern in den beiden Dörfern zufrieden sein. Die Seelsorgsarbeit ist ungefähr dieselbe wie in europäischen Pfarreien. Es sind dieselben Mittel, die angewendet werden müssen. Man sucht besonders die Jugend zu sammeln, sie zu unterhalten und auch nach der Entlassung aus der Schule weiter zu bilden.

Die Gegend wurde in den letzten Jahren verschiedentlich durch Mißernten heimgesucht; dadurch gerieten manche Familien in Schulden und in die Hände von Wucherern. Um zu verhindern, daß sie zum Verkauf ihres Besitztums gezwungen wurden, gründete man eine Spar- und Darlehnskasse, die bereits sehr wertvolle Dienste geleistet hat. Hören wir zum Schlusse noch, wie sich vor einigen Jahren ein Weltpriester über das Werk äußerte, der dort eine Volksmission abhielt:

„Schon gleich bei Eröffnung der Mission fühlte ich mich lebhaft ergriffen, als ich den kraftvollen Baß von etwa 50 Männern und Jünglingen vernahm, der sich mit dem sanften, frommen Gesang von etwa 60 Frauen und Mädchen und den hellen Stimmen aus ungefähr 40 Kinderkehlen vereinigte. Alle Fasern meines Priesterherzens bebten in mir. Da lagen sie vor mir auf den Knieen, diese braunen Söhne Afrikas. Sie hatten Christi süßes Joch kennen gelernt, hatten gern den falschen Lehren des Propheten entsagt und beteten nun zu dem wahren Gott. Die Andacht und Sammlung der Leute war derart, daß sie mancher unserer europäischen Pfarreien hätte zum Muster dienen können. Ich dankte Gott für diese Umwandlung, die Glaube, Religion und christliche Erziehung mit seiner Gnade bereits in diesen guten Leuten bewirkt haben. Wenn seither die Lösung der wichtigen Frage, was aus der Eingeborenenbevölkerung Algeriens werden soll, noch in weite Zukunft gerückt zu sein scheint, so ist sicher weder der katholischen Kirche noch ihrem hochherzigen Vertreter (Lavigerie) die Schuld an diesem Unheil beizumessen."

b) Karthago.

Der Name Karthago ist geeignet, im Geiste jedes Gebildeten alte Erinnerungen zu wecken. Die Gestalten einer Dido, eines Hannibal und Szipio, aber besonders auch die eines Tertullian, Cyprian und Augustinus erscheinen vor unserm geistigen Auge. Karthago war in den ersten christlichen Jahrhunderten neben Alexandrien die wichtigste Stadt in ganz Nordafrika. Schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts fand dort eine Kirchenversammlung statt, an der gegen 70 Bischöfe teilnahmen. Karthago wurde nach und nach der geistige Mittelpunkt der römischen Provinz Afrika. Vor der Eroberung und vollständigen Verwüstung des Landes durch die arabischen Horden gab es dort mehr als 700 Bistümer. Von dieser blühenden Kirche, die in ihrem Blute erstickt wurde, blieb nichts übrig als gewaltige Trümmerhaufen, die traurigen Ueberreste volkreicher Städte und herrlicher Gotteshäuser, deren kostbare Säulen zum Teil noch jetzt die Moscheen der Eroberer zieren.

Erzbischof Lavigerie, der sich als ehemaliger Professor der Kirchengeschichte gern in die Blütezeit des christlichen Afrika zurückversetzte, faßte den großzügigen Plan, den Glanz dieser altehrwürdigen Kirche wenigstens in etwa wieder erstehen zu lassen. Ende 1875 sandte er zwei von seinen Missionaren mit einem Bruder nach Karthago mit der Weisung, in der Kapelle des hl. Ludwig den Kirchendienst zu versehen. Diese Kapelle war im Jahre 1839 an der Stelle errichtet worden, wo am 25. August 1270 der hl. Ludwig, der König von Frankreich, auf seinem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen seine reine, für die Ausbreitung des Reiches Christi so eifrig glühende Seele ausgehaucht hatte. Im Jahre 1876 erwarb der Erzbischof den ganzen Byrsahügel, auf dem die Akropolis des alten Karthago gestanden hatte, und der die Umgegend beherrscht. Im Jahre 1879 wurde dort ein Kolleg eröffnet, in dem die Missionare den Kindern der Europäer von Tunis und Umgegend höheren Unterricht erteilten. 1882 kam das Kolleg nach Tunis, und in die dadurch freigewordenen Gebäulichkeiten wurde das Scholastikat der Genossenschaft verlegt, wo es sich für die französische Provinz noch jetzt befindet, und wo im Laufe der Jahre Hunderte von jungen Glaubensboten ausgebildet wurden, die an der Verchristlichung Afrikas mitarbeiteten.

Im Konsistorium vom 10. November 1884 verkündete Leo XIII. der katholischen Welt die Wiederauferstehung der solange begrabenen, ruhmreichen Kirche Karthagos. Kardinal Lavigerie wurde der erste Erzbischof von Karthago mit dem Titel eines Primas von Afrika. Sofort begann er neben dem Seminar den Bau einer herrlichen Primatialkirche, deren Grundstein den Trümmern der alten Basilika von Damus el Karita entnommen und so gewissermaßen das Bindeglied zwischen der alten und

neuen Kirche Karthagos wurde. Am 15. Mai 1890 fand mit großem Gepränge die feierliche Einweihung statt, an der neben dem Kardinal und seinen Missionaren zehn Bischöfe, die Spitzen der Behörden und eine ungeheure Volksmenge aller Stämme, Farben und Sprachen teilnahmen. Am 7. Dezember 1892 fanden die sterblichen Ueberreste des Kardinals in der Primatialkirche ihre letzte Ruhestätte.

Der Kardinal hatte der französischen Regierung einen weitausschauenden Plan unterbreitet, nämlich das alte Karthago, den Handelsmittelpunkt Nordafrikas, die ehemals so blühende Nebenbuhlerin Roms, aus ihren Trümmern wieder erstehen zu lassen und zur Hauptstadt Tunesiens zu machen. Die Regierung glaubte nicht darauf eingehen zu können, was von einsichtigen, mit den Verhältnissen vertrauten Kreisen im Interesse des Landes sehr bedauert wurde.

Neben dem Seminar der Genossenschaft befindet sich eine gut besuchte Schule für die Kinder der Eingeborenen. Außerdem werden von den Missionaren in der Anstalt jährlich mehrere Tausend Kranke gepflegt. Auch sonst bemühen sich die Glaubensboten mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten und durch Ausübung der christlichen Liebestätigkeit auf sie einzuwirken, da ihnen das eigentliche Apostolat leider nicht erlaubt ist.

Gleich von Anfang an suchten die Missionare sich in den Dienst der Altertumsforschung zu stellen. Bei den Ausgrabungen, die besonders der unermüdliche Pater Delattre vornahm, entdeckte man Gräber aus allen Jahrhunderten, Ueberreste von schönen Mosaiken, Statuen, Lampen, Inschriften der verschiedensten Art; alles stumme und doch beredte Zeugen der punischen, griechischen, römischen, christlichen, arabischen Herrschaft und der entsprechenden Kulturstufe, die bald ziemlich regelmäßig übereinander lagen, bald durch gewaltige Katastrophen kunterbunt durcheinander geworfen worden waren. Pater Delattre sammelte mit Hilfe der Seminaristen und einiger Araber sorgfältig auch die kleinsten Bruchstücke, verglich sie, setzte sie zusammen, entzifferte die Inschriften und ordnete alles kunstgerecht in den geräumigen und doch schon lange viel zu engen Sälen des Museums der Missionare, das jährlich von Tausenden von Reisenden und Gelehrten aus aller Herren Länder aufgesucht wird. Im Laufe der Jahre wurden die Ueberreste von verschiedenen christlichen Basiliken aus dem Schutte ausgegraben; besonders bemerkenswert ist die von Damus el Karita; sie hatte neun Schiffe, war 65 Meter lang, 45 Meter breit und besaß ein schönes Baptisterium. Im Jahre 1917 entdeckte man die Ruinen einer neuen, siebenschiffigen Kirche. Eines der ergreifendsten Trümmerfelder ist das des Amphitheaters, in dessen Arena Scharen heldenmütiger Martyrer ihr Blut für den wahren Glauben vergossen haben, unter ihnen die hl. Frauen Perpetua und Felizitas. Ein bescheidenes Kapellchen in der Arena erinnert den Besucher an diese rührenden Begebenheiten.

In der Nähe von Karthago haben die Weißen Schwestern ein Waisenhaus und eine Zufluchtsstätte für gefährdete und gefallene Mädchen.

c) Thibar.

Thibar liegt etwa 120 Kilometer südwestlich von Tunis an der Stelle, wo sich in den ersten christlichen Jahrhunderten die blühende Bischofsstadt Thibar befand, von der nur noch einige Trümmer vorhanden sind. Als die Weißen Väter sich im Jahre 1895 dort niederließen, war die ganze Gegend eine Wildnis, wo sich kaum einige Araber kümmerlich ernähren konnten. Unter vielen Mühen und großen Opfern haben die Missionare planmäßig das Dornen- und Lentiskengestrüpp ausgerodet. Heute sind bereits mehrere hundert Hektar fruchtbaren Ackerlandes urbar gemacht und zum Teil mit Reben, zum Teil mit Getreide und Futtermitteln bepflanzt. Gemüse- und Obstgärten, sowie große Pflanzungen von Nutzhölzern wurden angelegt. Eine eigene Wasserleitung bringt von einem nahen Berge das nötige Wasser in die verschiedenen Anlagen. Landwirtschaft und Viehzucht haben sich bis jetzt gut entwickelt. Der Anstalt sind Werkstätten angegliedert, wo sich die Eingeborenen in den verschiedensten Handwerken ausbilden können. Aber diese verschiedenen Einrichtungen sind nur Mittel zum eigentlichen Zweck der Niederlassung. Thibar soll nicht in erster Linie Einnahmequelle sein. Sein erster Zweck ist vielmehr das Apostolat bei den umwohnenden Araberstämmen. Vorerst ist es nur ein Apostolat der Arbeit und der Liebe. Man will durch die Arbeit veredelnd auf die Eingeborenen einwirken. Aus einem verweichlichten trägen Araber einen guten Landarbeiter, Handwerker oder gar Aufseher bei der Arbeit machen, heißt ihn zunächst als Menschen vervollkommnen und heben; so wird dann nach und nach die unerläßliche Vorbedingung geschaffen zu einem mehr sittlichen und endlich zu einem wahrhaft christlichen Leben.

Für die von den Missionaren dem Elend entrissenen und christlich erzogenen Waisenkinder, die sich bereits verheiratet haben, wurde ganz in der Nähe das christliche Araberdorf der hl. Familie gegründet, wo auch die Weißen Schwestern eine Niederlassung mit einer Volks- und Arbeitsschule für Mädchen besitzen. Man hat damit einen Mittelpunkt für christliches Leben geschaffen, wo die Eingeborenen, die zum Christentum übertreten wollen, Arbeit, Sicherheit und die Möglichkeit finden, ihrer Religion gemäß zu leben. Patres und Schwestern widmen sich mit hingebender Liebe den zahlreichen Kranken, die sich jeden Tag an der Pforte einfinden. Außerdem werden regelmäßige Krankenbesuche bei den Stämmen der Umgegend gemacht. Dem Werke ist ferner eine Schule für eingeborene Knaben angegliedert. Die Missionare haben außerdem noch die zum Erzbistum Karthago gehörende Pfarrei von Suk-el-khemis zu versehen, die sich über 90 Kilometer weit erstreckt und die katholischen Europäer der Gegend umfaßt.

Durch die gesamte Tätigkeit der Glaubensboten lernen die Araber der Umgegend sie immer mehr kennen und schätzen. Sie legen sich Rechenschaft ab darüber, daß ein großer Unterschied besteht zwischen den Missionaren und den gewöhnlichen Pflanzern. Sie erkennen auch an, daß man ihnen Gutes tut und die uneigennützigsten Dienste leistet. Die Kenntnis der christlichen Religion dringt allmählich in immer weitere Kreise. Manche geben zu, daß die Religion der Missionare besser ist als die ihrige, aber der Gedanke, sie infolgedessen anzunehmen, kommt ihnen nicht. Sie stellen fest, daß Allah ihnen eine Religion gegeben hat und den Patres eine andere. „Mektub", es ist so geschrieben, damit begnügen sich einstweilen die meisten.

In aufrichtiger Bewunderung für das, was von den Missionaren in Thibar geleistet wurde, hat man sie „die Pioniere der Wüste" genannt. Auch die meist kirchenfeindlichen Behörden der Kolonie haben ihrer Anerkennung oft öffentlich Ausdruck gegeben und stellen die Art und Weise der Patres, mit den Eingeborenen und besonders mit ihren Arbeitern zu verkehren, den andern Pflanzern als Vorbild hin. Ein höherer Kolonialbeamter von Paris, der die Gegend bereiste, blieb statt der vorgesehenen zwei Stunden zwei volle Tage in Thibar und erklärte dem Oberen beim Abschied: „Herr Pater, Sie wirken vorbildlich für ganz Tunesien. Wir sehen wohl, daß Ihr Hauptzweck nicht ist, möglichst viel Geld herauszuwirtschaften. Sie unterhalten Ihr landwirtschaftliches Werk im Interesse der Eingeborenen, die auch wir unterstützen müssen. Wenn Sie je meine Hilfe nötig haben sollten, Sie können jederzeit auf mich rechnen."

Unterdessen arbeiten und beten die Missionare unverdrossen weiter, ohne nach Menschenlob zu haschen, den Blick einzig und allein auf das hohe apostolische Ziel gerichtet, nämlich die Hebung und Bekehrung der unglücklichen Söhne des Propheten.

d) Kabylien.

Die Kabylen sind die Bewohner des Atlasgebirges von der Grenze Tunesiens bis nach Marokko hin. Sie gehören zum Volksstamme der Berber. Sie sind die Ureinwohner des Landes und sehr wahrscheinlich Nachkommen der alten Numidier. Bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nahmen sie das Christentum an. Bei der Eroberung des Landes durch die Araber widersetzten sich verschiedene Stämme dem Abfall vom Christentum. Der arabische Schriftsteller Ibn Khaldun berichtet, daß diese Stämme bis zu vierzehnmal mit dem Schwerte zum Übertritt gezwungen wurden, daß sie aber immer wieder zu ihrem früheren Glauben zurückkehrten. Mehr als 30 000 Familien wurden in die Sahara vertrieben (Mzabiten, Tuareg); die übrigen entzogen sich der vollständigen Vernichtung nur dadurch, daß sie sich in die schwer zugänglichen Berge des Atlas zurückzogen. Auf diesen steilen Gipfeln gründeten sie über 1400 Dörfer, wo ihre Nach-

kommen noch jetzt ein kümmerliches Dasein fristen. Im Laufe der Jahrhunderte fielen sie dann doch dem Islam zum Opfer. Es finden sich aber jetzt noch Spuren des Christentums, sowohl bei den Kabylen als bei den Mzabiten und Tuareg der Sahara. Im Gegensatz zum verweichlichten, trägen Araber ist der Kabyle kräftig gebaut, zäh, arbeitsam und plagt sich redlich ab, um dem steinigen Boden das bißchen Gerste, die Feigen und Oliven abzuringen, die er braucht, um mit seiner Familie leben zu können. Gegen 500 000 Menschen führen dort ein hartes Leben, wo sich kaum 50 000 Europäer ernähren könnten. Weder die Römer noch die Vandalen noch die Araber haben sie vollständig unterwerfen können; erst den Franzosen ist es nach langen, blutigen Kämpfen in den Jahren 1856 und 1857 mit Hilfe ihrer Kanonen gelungen, dieses stolze Bergvolk unter das Joch zu beugen, das es auch jetzt noch nur mit Widerwillen trägt.

Die Kabylen sind nach Charakter, Sprache und Sitten ganz verschieden von den Arabern, besonders ist die Stellung der Frau viel höher; sie ist in der Familie geachtet und Herrin des Hauses; sie kann frei und unverschleiert ausgehen. Die Staatsverfassung der einzelnen Kabylenstämme ist auf demokratischer Grundlage aufgebaut. Jedes Dorf bildet gewissermaßen für sich eine kleine Republik, die von der Volksversammlung, „Djemâa", regiert wird.

Das Missionsgebiet von Kabylien untersteht kirchlich den Oberhirten der Bistümer von Algier und Konstantine, in deren Sprengel es liegt, die Missionsarbeit ist aber der Missionsgesellschaft der Weißen Väter übertragen.

Die ersten Pioniere des Christentums bei den Kabylen waren die Patres der Gesellschaft Jesu, die sich seit 1840 in Algerien der Seelsorge und den verschiedenen Werken christlicher Liebe widmeten. Von Anfang an suchten sie mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten, um ihnen die frohe Botschaft des Heiles verkünden zu können. Erst im Jahre 1860 gelang es ihnen, in Kabylien festen Fuß zu fassen, und zwar zunächst nur als Pfarrer der kleinen europäischen christlichen Gemeinde von Fort-National. P. Creuzat verstand es, mit echt apostolischem Eifer das Zutrauen der wilden Bergsöhne zu gewinnen. Da die Behörden seine gesamte Tätigkeit mit Mißtrauen beobachteten, mußte er sich die größte Zurückhaltung auferlegen. Er ermutigte aber immer wieder Erzbischof Lavigerie, in Kabylien die eigentliche Missionstätigkeit zu beginnen. Dieser wartete auf eine günstige Gelegenheit. Endlich im Jahre 1873, unter dem Gouverneur de Gueydon, der den Bestrebungen des Erzbischofs wohlwollend gegenüberstand, wurden fünf Missionsniederlassungen gegründet. Zwei davon wurden den Jesuiten anvertraut, die aber schon nach wenigen Jahren dem Hasse ihrer Feinde weichen und die Mission verlassen mußten, nachdem sie sich durch ihr apostolisches Wirken und wertvolle Studien über Sprache, Sitten

und Gebräuche um die Kabylen sehr verdient gemacht hatten. Am 2. Februar 1873 zogen die ersten Weißen Väter nach Kabylien und zwar nach Tagmunt-Azuz, zu dem Stamm der Beni Aïssi. In demselben Jahre wurden noch Missionen bei den Beni Ladhias und den Beni Arif gegründet. Der Erzbischof gab den Glaubensboten strenge Verhaltungsmaßregeln für ihre Tätigkeit bei den Eingeborenen, damit sie weder die Empfindlichkeit der amtlichen französischen Kreise, noch den Fanatismus der Mohammedaner reizten. „Es ist bis auf weiteres verboten, mit den Kabylen über religiöse Wahrheiten zu sprechen, mit Ausnahme derer, die sie selbst annehmen, und über ihre alten christlichen Überlieferungen. Man muß sich für den Augenblick damit begnügen, die Kranken zu pflegen und die Kinder in der Schule zu unterrichten. Es ist verboten, irgend jemand zu taufen oder auch nur jemand die Taufe vorzuschlagen, ohne meine Erlaubnis." — „Es ist jetzt nicht der Augenblick, Bekehrungen vorzunehmen; jetzt handelt es sich vor allem darum, durch Liebe und Güte das Vertrauen der Kabylen zu gewinnen. Ihr müßt sonst nichts erstreben. Alles, was Ihr sonst tun könntet, würde das Werk vernichten. Unsere Aufgabe ist es, die Eingeborenen nach und nach zu gewinnen, dazu wird vielleicht ein Jahrhundert nötig sein."

Noch im Jahre 1884 schrieb er: „Mir scheint, daß in Kabylien Gefahr des Abfalles vorhanden ist, solange die gegenwärtigen Verhältnisse andauern oder solange die Bekehrungen nicht in größerer Anzahl stattfinden. Ich bin deshalb unbedingt gegen Einzeltaufen, es sei denn, daß einer seine Heimat verläßt und sich in christlicher Umgebung niederläßt."

Diese Anweisungen stellten den Seeleneifer und die Geduld der Missionare auf eine harte Probe. Trotzdem machten sie sich mutig ans Werk. Sie waren mit Kälte und großem Mißtrauen empfangen worden; es galt deshalb vor allem, das Zutrauen zu gewinnen. Man fing damit an, den Kranken Teilnahme zu zeigen, sie liebevoll zu pflegen und bei Gelegenheit einen guten Gedanken ins Herz zu senken. Nachdem sie etwas Vertrauen erobert hatten, wurde eine Schule eröffnet, und es gelang allmählich, die jedem Zwang abgeneigte Jugend dahin zu bringen, daß sie gern in die Schule kam und sich mit Eifer an das Lernen machte. Nach einiger Zeit äußerten mehrere Eingeborene von selbst den Wunsch, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. Die Missionare warteten mit Ungeduld auf die dazu notwendige Genehmigung des Stifters. Aber erst im Jahre 1887, nach wiederholtem Bitten und Drängen des Provinzials P. Lechaptois, erteilte der Erzbischof die Erlaubnis, in den Schulen in einem wahlfreien Unterricht über Religionsgeschichte die Grundzüge der christlichen Lehre vorzutragen. Auf diese Methode hatte schon das Kapitel des Jahres 1886 mit folgenden Worten hingewiesen: „Bei einem Volke, das so sehr an seinen Überlieferungen hängt, scheint es nur eine vernünftige

Methode zu geben, nämlich die geschichtliche. Man muß ihnen die Geschichte der hl. Schrift und der Kirche vortragen ohne andere Bemerkungen als die, welche sich von selbst ergeben; dann werden sie rasch über unsere Dogmen und die Religion mehr wissen, als wenn sie den Katechismus auswendig wüßten."

Unterdessen hatten die Missionare vier neue Mittelpunkte ihrer Liebestätigkeit eröffnet: bei den Beni Ismail (Bu-Noh) 1876, bei den Beni Mengallet (Uarzen) 1876, bei den Beni Abbes (Iril-Alli) 1879 und bei den Beni Yenni (Ait Larba) 1883. Aber sogar im Jahre 1888 bestand noch immer das strenge Verbot, irgend einem Kabylen, auch wenn er darum bäte, das Sakrament der Wiedergeburt zu spenden. Da kam dem sehnlichen Verlangen der Patres ein äußeres Ereignis zu Hilfe. Als der Erzbischof bei Gelegenheit des Jubiläums Leos XIII. einen Pilgerzug nach Rom geleitete, nahm er auf den Vorschlag des Provinzials auch drei Kabylenknaben mit, die in der christlichen Religion gründlich unterrichtet waren und seit langer Zeit verlangten getauft zu werden. Als sie dem hl. Vater vorgestellt wurden, warfen sie sich ihm zu Füßen und baten unter Tränen um die Gnade der hl. Taufe. Der Papst gewährte die flehentliche Bitte, und so wurden die Erstlinge der Kabylenmission in Rom getauft. Damit war das Taufverbot durchbrochen. Die Missionare atmeten auf; denn nun hatte ein neuer Abschnitt ihrer apostolischen Tätigkeit begonnen. Von dieser Zeit an konnten jedes Jahr einige Taufen gespendet werden.

An allen Missionsniederlassungen richtete man Schulen ein, die von der Jugend fleißig besucht wurden. Eine ganze Reihe begabter, zuverlässiger Schüler wurde in einer eigenen Anstalt als Lehrer ausgebildet und nach glücklich bestandener staatlicher Prüfung in den Schulen der Missionare oder in der Umgegend angestellt. Auch die Kinder, die nicht zum Christentume übertreten, nehmen aus diesen Schulen manche heilsame Lehren mit ins Leben. Ihr Gewissen wird zu größerer Zartheit erzogen, auch eignen sie sich dort gewöhnlich eine gründliche Kenntnis über Gott und ihre Pflichten Gott und dem Nächsten gegenüber an. Ferner haben sie so Gelegenheit, mit Christen in engere Berührung zu kommen, wodurch viele Vorurteile beseitigt werden. Endlich wird so manches gute Samenkorn in das Herz gesenkt, das vielleicht später manchmal erst auf dem Todesbette seine Früchte bringen wird. Diese Schulen waren deshalb von Anfang an der freimaurerischen französischen Regierung ein Dorn im Auge. Sie erbaute nach und nach bei den einzelnen Stämmen religionslose Staatsschulen, und im Jahre 1914 sollten alle Missionsschulen geschlossen werden, was durch den Ausbruch des Weltkrieges einstweilen verzögert wurde.

Bei den meisten Stämmen ist das erste Mißtrauen gegen die Missionare schon längst geschwunden und hat einem großen, fast unbegrenzten

Vertrauen Platz gemacht. Wohl suchen einige fanatische Marabuts, die ihren Einfluß und ihre Einnahmen immer mehr schwinden sehen, den Glaubensboten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen und die Eingeborenen gegen sie aufzureizen; auch die weitverzweigten mohammedanischen Bruderschaften, die Herde des Fanatismus und des Christenhasses, benutzen jede Gelegenheit, ihnen den Aufenthalt zu verleiden; aber trotz alledem werden die Patres fast überall mit der größten Herzlichkeit empfangen als Freunde des Hauses, als Helfer in Krankheiten, als Tröster in Kummer und Sorgen, als Ratgeber in den geheimsten Familienangelegenheiten. Ihnen vertrauen sie ihre kleinen Ersparnisse an und bestellen sie zum Vormund über ihre Kinder. Die Menschenfurcht, die früher viele vom Uebertritt abhielt, verschwindet immer mehr. Schon haben sich blühende kleine Christengemeinden gebildet, die meist in der Nähe der Mission zusammenwohnen, um sich so gegenseitig stützen und helfen zu können. So zählt die Mission bei den Beni Ladhias 216 Christen und 60 Katechumenen, bei den Beni Mengallet 195 Christen und 16 Katechumenen, bei den Beni Ismail 150 Christen und 15 Katechumenen.

Eine große Schwierigkeit für das Bekehrungswerk und für die Pflege des christlichen Lebens ergibt sich aus dem Umstande, daß alljährlich Tausende von Männern gezwungen sind, ihre Berge und die Heimat zu verlassen, um in der Fremde für sich und ihre Familie den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen. Das arme Bergland kann seine Bevölkerung nicht mehr ernähren, und so müssen auch manche Christen im Frühjahr und Sommer in der Ebene bei den europäischen Grundbesitzern oder in den Städten Arbeit und Verdienst suchen. Leider finden sie dort in Glauben und Sitten nicht immer das gute Beispiel, das sie brauchen, um ihrer christlichen Überzeugung treu zu bleiben.

Im Jahre 1896 wurde beim Stamme der Beni Ismail zu Kerrata eine zweite Niederlassung gegründet. 1893 drangen die Glaubensboten weiter nach Osten in die Berge von Aures vor, wo die Mission von Arris entstand, der 1900 Medina folgte. Fast in allen Niederlassungen werden die Patres von den Weißen Schwestern unterstützt, die sich besonders der Frauenwelt annehmen. Sie unterrichten die Mädchen und unterhalten Handarbeitsschulen und Werkstätten, in denen die Frauen zu veredelnder Arbeit erzogen werden und durch einen kleinen Verdienst in etwa zum Unterhalt der Familie beitragen können. Wie die Patres widmen sich die Schwestern mit großem Eifer der Pflege der Kranken. Bei den Beni Mengallet und in Arris bestehen große, gut besuchte Krankenhäuser für die Eingeborenen.

Wenn man die früher angeführten Erwägungen über die Schwierigkeiten der Mission bei den Anhängern des Islam in Betracht zieht und bedenkt, daß die Glaubensboten bei den Behörden nicht nur keine Förderung,

sondern eher Feindseligkeit finden, so muß man staunen über das, was erreicht wurde; denn die Umwälzung, die sich in den Geistern vollzogen hat, ist eine ganz gewaltige. Als Beweis hierfür möge dienen, daß bereits im Jahre 1910 in der Kadhiasmission die Fronleichnamsprozession bei großartiger Beteiligung aller Christen öffentlich stattfinden konnte. Die Feier nahm einen herrlichen Verlauf. Von den Kleinen streuten die einen Blumen, die anderen trugen Fähnchen; die Männer gaben dem Allerheiligsten mit brennenden Kerzen das Geleite; alle sangen und beteten. Welches Glück mußten die Missionare darüber empfinden, den göttlichen Heiland im Triumphe über die engen Bergpfade des Kabylendorfes tragen zu können und ihn nicht nur die segnen zu lassen, die ihn schon kennen und lieben, sondern auch alle, die noch nichts von ihm wissen wollen, und die nun mit Staunen und Bewunderung den feierlichen Zug an sich vorüberziehen sahen.

Die Berichte der Missionare sind angefüllt mit rührenden Beispielen der treuesten Hingebung der Kabylen an ihren hl. Glauben. Sie erzählen uns, wie zarte Kinder sich weder durch Bitten noch Drohungen, weder durch Schläge noch Verfolgungen jeder Art davon abhalten lassen, ihrer christlichen Überzeugung treu zu bleiben und für sie die größten Opfer zu bringen. Bezeichnend für die tiefe Auffassung der Religion auch bei der Jugend ist folgende kleine Begebenheit. Christliche Kinder von Tagmunt-Azuz erhielten eines Tages von einem Fremden, dem sie einen Dienst erwiesen hatten, etwas Geld, um sich Naschereien zu kaufen. Die Kleinen brachten aber den Betrag einem Missionar, damit er eine hl. Messe lese für die Bekehrung ihrer Stammesgenossen.

Die Missionare hegen die besten Hoffnungen für die Zukunft dieses schwierigen Arbeitsfeldes, das nach ihrer Überzeugung, wenn Frankreich den Glaubensboten nur ein wenig Wohlwollen zeigte oder ihnen wenigstens etwas Freiheit ließe, in absehbarer Zeit zum größten Teil für das Christentum gewonnen werden könnte.

e) Sahara. Apostolische Präfektur Ghardaia.

Am 16. Juli 1901 wurde durch einen Erlaß der Propaganda der nördlich vom 20. Breitegrad gelegene Teil des Apostolischen Vikariates „Sahara und Sudan" vom französischen Sudan getrennt und zur selbständigen Präfektur Ghardaia erhoben. Das neue Missionsfeld umfaßt den westlichen Teil des ganzen weiten Gebietes der Sahara.

Die Sahara ist nicht, wie man oft meint, ein großes, ungeheures Sandmeer, wo sich Tausende von Kilometern weit Sanddüne an Sanddüne reiht. Ein großer Teil der Wüste wird durch Gebirgs- und Felsmassen gebildet, die sich an manchen Stellen zu 1400 und 2400 m über dem Meere erheben. Es ist dies eine steinige, wasserlose, öde Hochfläche. Die eigent-

liche Sandwüste dehnt sich besonders am Ost- und Weststrande aus. Mitten in diesen gewaltigen Meeren von Stein und Sand befinden sich die Oasen, kleinen grünen Inseln gleich. In den Oasen selbst unterscheidet man die eigentliche Oase, d. h. die Palmenhaine, und die „Ksors" oder Städte und Dörfer. Der Reichtum einer Oase besteht vor allem in den Dattelpalmen; manche zählen deren Hunderttausend, die von Uargla besitzt sogar über 600 000. Unter den Palmen gedeihen noch Feigen und Granatäpfel. In den Gärten wird neben etwas Gerste und Weizen auch Gemüse gezogen. Das Klima dieser Gegenden gehört zu den heißesten der ganzen Erdoberfläche; in der Missionsstation Uargla zählt man öfters 48 bis 50 Grad Wärme im Schatten. Da die Luft im allgemeinen rein und trocken ist, wirkt die Hitze nicht so drückend; sie erschlafft aber doch auf die Dauer. In manchen Oasen treten im Sommer bösartige Fieber auf. — Aber auch diese weite Wüste hat ihre Reize und ihre Schönheiten. Der Himmel ist meist ohne Wolken und die Erde ohne Schatten. Alles ist von Licht und Sonne überflutet. Nirgends erscheint Gott größer und der Mensch kleiner.

Die Bevölkerung der Sahara ist sehr gemischt und weist in Körperbau, Farbe, Sitten und Gebräuchen sehr große Verschiedenheiten auf; den Grundstock bilden die Berberstämme. Zunächst muß man die seßhaften Bewohner der Städte von den Nomadenstämmen unterscheiden. Die Mzabiten, die ihren eigentlichen Wohnsitz im Siebenstädtebund haben, dessen Hauptort die Oase Ghardaia ist, sind geriebene Geschäftsleute, die nicht leicht von jemand an Schlauheit und Verschlagenheit übertroffen werden können. Die Araber sagen von ihnen, ihr Herz sei trockener als der Sand, schwärzer und härter als die Steine der Wüste. Zu den Mzabiten kommen dann noch die eigentlichen Söhne der Wüste, die nomadisierenden, oft räuberischen Stämme der Gurariten, der Schamba und besonders der Tuareg, die mehr als die Hälfte der Sahara beherrschen. Die meisten Tuareg sind von hagerer Gestalt, sehr abgehärtet und ausdauernd. Das Leben aller dieser Söhne der Wüste ist hart. Die verschiedenen Stämme haben unter sich nur ein Band, alle sind nämlich Anhänger des Islam und deshalb Feinde der Christen.

Kaum hatte im Jahre 1867 Erzbischof Lavigerie den Stuhl von Algier bestiegen, da richtete er auch schon seine Blicke weit über die für die Europäer bestehenden Pfarreien hinaus nach dem Süden. Auf seine Bitten hin wurde durch eine Verfügung der Propaganda vom 6. August 1868 die Mission der Sahara gegründet und der Erzbischof selbst zum Apostolischen Delegaten der Sahara und des Sudan ernannt. Wie in Kabylien, waren auch hier die Patres der Gesellschaft Jesu die ersten Pioniere des Christentums. Bereits im Jahre 1868 erhielten sie vom Erzbischof die Erlaubnis, sich in Laghuat, dem südlichsten französischen Militärposten, niederzulassen. Sie gründeten sofort eine Schule für die Eingeborenen, pflegten

die Kranken und suchten sich mit den Stämmen des Südens in Verbindung zu setzen. Unterdessen war die Kongregation der Weißen Väter entstanden. Schon im Jahre 1872 ersetzten drei Mitglieder der Genossenschaft die Jesuiten in Laghuat; in den drei folgenden Jahren ließen sie sich in Biskra, Geryville, Bu Saada, Metlili und Uargla nieder. Damit war die Mission der Sahara gegründet. Wie wir bereits früher gesehen haben (S. 28), versuchten im Dezember 1875 die Patres Menoret, Paulmier und Bouchand von Uargla aus sich nach dem Sudan zu begeben, wurden aber im Januar 1876 südöstlich von El-Golea von den verräterischen Tuareg ermordet. Nun verlangte die französische Regierung, daß die Missionare die vorgeschobenen Posten räumten. Da somit das Vordringen von Algerien aus einstweilen unmöglich war, versuchten es die kühnen Glaubensboten weiter östlich. Im Januar 1878 ließen sie sich in Rhadames (Tripolitanien) und im folgenden Jahre in der Stadt Tripolis nieder. Von hier aus unternahmen im Jahre 1881 die Patres Richard, Morat und Pouplard den früher erwähnten (S. 34) neuen Vorstoß nach dem Sudan, der ihnen das Leben kostete. Nach diesem zweiten blutigen Mißerfolge gab man die Saharamission für einige Zeit auf. Erst im Jahre 1883 wurde sie in Metlili wieder aufgenommen. Als hier bald nach der Ankunft die Gebäude der Mission zusammenstürzten, verlegte man die Niederlassung nach Ghardaia (Januar 1884). Im Jahre 1891 wurde die Mission von Uargla gegründet und 1892 die von El-Golea. Im Jahre 1890 wurde die Apostolische Delegation der Sahara und des Sudan zum Apostolischen Vikariat erhoben, und im Jahre 1901 in das Apostolische Vikariat des Französischen Sudan und die Apostolische Präfektur von Ghardaia geteilt.

Die Mission in der Sahara hat nur mit Anhängern des Islam zu tun; infolgedessen muß man sich an die früher gemachten Bemerkungen erinnern. Die Glaubensboten wissen wohl, daß auf diesem Boden keine Massenbekehrungen zu erwarten sind; sie bemühen sich deshalb, mit kluger Zurückhaltung nach und nach die Vorurteile zu zerstreuen und allmählich das Verständnis für die christliche Religion und später das Verlangen nach ihr zu wecken. Nur nach langer Vorbereitung wird das Erdreich dieser Herzen, das fast so hart und ausgedörrt ist wie ihre Wüste, so umgearbeitet werden können, daß es fähig wird, den Samen des Evangeliums aufzunehmen, ihn zum Keimen zu bringen und die Früchte des Christentums heranreifen zu lassen. Die Missionare benützen die einzig möglichen Mittel, auf die Söhne der Wüste einzuwirken, nämlich die Übung der christlichen Liebe in ihren verschiedenen Formen und die Schule. Unter dem belebenden Einfluß der göttlichen Gnade macht sich immer mehr ein Gesinnungsumschwung bemerkbar. An die Stelle der Verachtung, Geringschätzung und Abneigung ist bei vielen die Hochachtung getreten. Die weißen Marabuts machen auf sie einen vorteilhaften Eindruck, je mehr sie

sie aus der Nähe kennen lernen. Sie sind ja gekleidet wie sie, sie empfangen die Besucher nach orientalischer Sitte auf einer Matte sitzend. Sie verkehren mit den Leuten in der Landessprache; sie passen sich ihren Gebräuchen und Gewohnheiten an und vermeiden es, sie in ihren religiösen Anschauungen zu verletzen. Bei diesen Besuchen finden die Missionare immer wieder günstige Gelegenheit, in das Gespräch einige religiöse Wahrheiten einzuflechten. Auch die Kinder sind viel zutraulicher geworden. Früher waren sie wie die Erwachsenen zurückhaltend, mißtrauisch und fühlten sich in ihrem Eigendünkel den Glaubensboten weit überlegen; sagte doch eines Tages in der Schule ein kleiner Bengel von kaum zehn Jahren einem Pater mit verächtlichem Lächeln: „Du weißt nichts und kannst nichts wissen; denn du bist ja ein Christ!" Jetzt finden sie sich gern bei den Missionaren ein und zeigen sich sehr lernbegierig und folgsam. — Eines Tages kam ein unbekannter Mzabite zu einem Pater und sagte ihm: „Pater, da sind meine beiden Söhne, ich vertraue sie dir an. Seit zwei Jahren habe ich euch christliche Marabuts beobachtet und nur Gutes an euch gesehen. Ihr müßt auf dem Weg der Wahrheit sein, deshalb bringe ich dir meine Kinder."

Zu den übrigen Schwierigkeiten, die jeder Islammission eigen sind, gesellt sich in der Sahara noch der Umstand, daß die Nomadenstämme nur kurze Zeit in den Oasen bleiben. Nach der Ernte der Datteln zerstreuen sie sich in Gruppen nach allen Richtungen, um in der großen Wüste Weideplätze für ihre Herden zu finden. Der Einfluß der Missionare wird dadurch sehr gehemmt und verliert durch diese Unterbrechungen viel von seiner Wirksamkeit, trotzdem sie bemüht sind, die Nomaden möglichst oft in ihren Zeltlagern aufzusuchen, ihre Kranken zu pflegen und jede Gelegenheit auszunützen, um ihnen einige religiöse und sittliche Wahrheiten in der Form von Erzählungen aus dem Evangelium vorzulegen.

In Ghardaia wirken die Weißen Schwestern seit Jahren sehr segensreich. Sie widmen sich mit Eifer der Krankenpflege. Da sie freien Zutritt zu den Frauengemächern haben, können sie einen veredelnden Einfluß auf die Mädchen und Frauen ausüben. Sie unterhalten eine Volksschule für die Mädchen, ferner eine Handarbeitsschule, wo die Mädchen und Frauen spinnen, weben, sticken und nähen lernen. Bei den häufigen Besuchen in den Familien gelingt es ihnen, viele kleine Kinder zu taufen und ihnen so den Himmel zu öffnen.

Im Jahre 1901 erhielt die Saharamission einen eigenartigen Missionshelfer in dem Trappistenpater Karl von Jesus, dem ehemaligen Offizier und berühmten Marokkoforscher Vicomte Charles de Foucault, der sich als Einsiedler mehrere hundert Kilometer südlicher als die Missionare niederließ und dort ein Leben des Gebetes, der Entsagung und der Liebe führte. Er wollte Vorarbeit leisten für die spätere eigentliche Missionstätigkeit. Zu diesem Zwecke verfaßte er auch eine Grammatik und ein

Wörterbuch in der Tamaschekſprache. Im Jahre 1917 fiel er einigen Fanatikern zum Opfer.

Trotz der bisher geringen Anzahl von Taufen Erwachſener ſchauen die Glaubensboten dieſes ſo undankbaren und opferreichen Miſſionsgebietes voll zuverſichtlichen Vertrauens in die Zukunft, in dem tröſtlichen Bewußtſein, daß auch dieſe 500 000 unſterbliche Seelen vom Heiland mit ſeinem Herzblut erkauft wurden und ſomit auch dem Lichte des wahren Glaubens und dem Glücke chriſtlichen Lebens zugeführt werden müſſen.

II. Weſtafrika. Apoſtoliſches Vikariat des franzöſiſchen Sudan.

Das Apoſtoliſche Vikariat des franzöſiſchen Sudan iſt ſeiner Ausdehnung nach das größte Miſſionsgebiet des ſchwarzen Erdteiles; ſeine Breite beträgt über 3000 Kilometer. Dem Flächeninhalt nach iſt es wenigſtens ſiebenmal ſo groß als ganz Frankreich, das 84 Bistümer zählt. Es umfaßt das ganze Hinterland vom Senegal, von Franzöſiſch-Guinea, Sierra Leone, Liberia, der Elfenbeinküſte, der Goldküſte, Togo, Dahome und erſtreckt ſich bis zum Tſchad-See. Die Bevölkerung ſetzt ſich aus den verſchiedenſten Stämmen zuſammen, den Tuareg, Hauſſa, Fulbe, Bambara, Kaſſonke, Malinke, Bobo, Samo, Senufo, Moſſi, Gurunſi, Guerze, Tome uſw. mit ungefähr zehn Millionen Eingeborenen, die in Farbe, Körperbau, Anſchauungen, Sitten und Gebräuchen die größten Verſchiedenheiten aufweiſen und über dreißig verſchiedene Sprachen reden, die einzelnen Mundarten nicht mitgerechnet. Das Gebiet des oberen Senegal iſt im allgemeinen wenig bevölkert, während die Bevölkerung bei den Moſſi und Gurunſi ſehr dicht iſt. So zählt z. B. der Verwaltungsbezirk von Uagha-dugu im Lande der Moſſi über zwei Millionen Einwohner, der Bezirk von Kita im Senegal hingegen, der dieſelbe Ausdehnung hat, kaum 60 000.

Seit dem Jahre 1868 gehörte dieſes Gebiet zur Apoſtoliſchen Delegation der Sahara und des Sudan, die dem Erzbiſchof Lavigerie übertragen war. Am 14. Dezember 1890 wurde es zum Apoſtoliſchen Vikariate erhoben; die eigentliche Miſſionsarbeit konnte jedoch im Sudan erſt ſpäter begonnen werden. Bereits in den Jahren 1876 und 1881 hatten die Glaubensboten verſucht, von der Sahara aus in dieſe Gegenden vorzudringen, aber beide Karawanen fielen dem Fanatismus und der Raubgier der Tuareg zum Opfer. Da der Zugang von Norden her zu gefährlich ſchien, richtete man die Blicke nach dem Weſten. Die langerſehnte Stunde der Verheißung ſchlug erſt, als im Jahre 1894 das geheimnisvolle Timbuktu durch einen Handſtreich von franzöſiſchen Truppen erobert wurde. Sofort machte ſich eine Karawane von Miſſionaren auf den Weg; ſie erreichte auf dem Seewege den Senegal und drang von dort aus mutig ins

Innere vor. Im Jahre 1895 wurden die zwei Missionen von Timbuktu und Segu gegründet. Unter der tatkräftigen Leitung des seeleneifrigen Missionsbischofs Hacquard entstanden in wenigen Jahren im Gebiete des Niger eine ganze Reihe Missionsniederlassungen, bei den Bambara die Mission von Kati (1897) und die von Banankuru (1899). Im Jahre 1899 erforschte der unermüdliche Apostolische Vikar die Landschaft Mossi, und da die Bevölkerung für das Apostolat gute Aussichten bot, wurde dort im Jahre 1900 die Mission Kupela gegründet, der im Jahre 1901 Uaghadugu folgte.

Das Jahr 1901 brachte für das Vikariat wichtige Veränderungen. Auf Bitten der Missionare von Lyon wurde die Landschaft Gurma, wo bereits die Missionen von Kuande und Fada N'Gurma bestanden, dem Apostolischen Vikariate Ober-Dahome angegliedert. In demselben Jahre traten die Väter vom hl. Geiste an das Vikariat des Sudan den östlichen Teil des Vikariates Senegal mit den Stationen von Kayes, Dinguira und Kita gegen einen Teil von Guinea mit der Mission von Buye ab. Am 4. April 1901 wurde leider Bischof Hacquard durch einen Unfall im Niger der Mission entrissen. Um dieselbe Zeit wurde die Sahara als selbständige Apostolische Präfektur vom Sudan getrennt. Unter Bischof Bazin entstand bei den Bambara die Mission von Patiana (1902) und im Lande der Gurunsi (Englische Goldküste) die von Navarro (1906), der einige Jahre später die von Reo folgte. Da in dem vom Islam verseuchten Timbuktu und Patiana die Aussichten für die Mission wenig günstig waren, wurden die Stationen wieder aufgegeben. Unter Bischof Lemaître, der seit 1911 das Vikariat leitet, wurde die Niederlassung von Dinguira im Jahre 1913 nach Kakulu verlegt und bei den Samo die Mission von Toma, bei den Bobo die von Bondokuy gegründet.

Die Missionsaussichten sind in dem ungeheuren Gebiete ganz verschieden. Die Bevölkerung des oberen Senegal ist wenig dicht und sehr vom Islam beeinflußt. Unter Duldung und nur zu oft mit Unterstützung der französischen Regierungskreise, die hier dieselbe verhängnisvolle Politik befolgten wie in Algerien, drang der Islam in den letzten Jahrzehnten von Norden und Osten her in diese Gegenden vor und machte mit Hilfe der muselmännischen Kaufleute unheimliche Fortschritte. Ueberall wurden Moscheen errichtet, und die fanatischen islamitischen Bruderschaften gewannen Tausende von Mitgliedern. In diesem Teile des Vikariates wird deshalb die Mission einstweilen nicht auf große Erfolge zählen können. — Dazu kommt noch, besonders bei den Bambara, die große Anhänglichkeit der Eingeborenen an ihre abergläubischen Gebräuche, da der Fetischdienst das ganze öffentliche und private Leben durchdringt. Außerdem findet man in diesen Gegenden eine große Gleichgültigkeit für religiöse Fragen und für alle Wahrheiten, die das Jenseits betreffen.

Die Eingeborenen hören dem Missionar geduldig zu, wenn er ihnen die Glaubenswahrheiten vorträgt, dann aber erklären die meisten, daß sie nur den Weg zu ihren Feldern zu kennen brauchen; daß sie bleiben wollen, was ihre Vorfahren waren, und nach dem Tode dahin gehen wollen, wohin ihre Väter gegangen sind. Ihr Kopf und ihr Herz seien nicht gemacht für die hohen Lehren des Christentums. Diese Geistesverfassung ist für den Bekehrungseifer sehr ungünstig; auch fällt es den Glaubensboten schwer, in diesen Gegenden geeignete junge Leute zu finden, die zu Katechisten ausgebildet werden können. Manche halten sich in ihrem Eigendünkel für zu gut für das Christentum. Als in Segu eines Tages ein Pater nach der Unterhaltung mit einigen Häuptlingssöhnen sich von ihnen verabschiedete, indem er ihnen versprach, für ihre Bekehrung zu beten, folgte ihm einer und bat ihn flehentlich, doch ja nicht für ihn zu beten, denn er könne und wolle sich nicht bekehren, da er ja der Sohn eines Sultans sei.

Ganz anders sind die Aussichten im Lande der Mossi und der Gurunsi. Diese Länder sind bis jetzt noch wenig vom Islam bearbeitet; auch scheint der ganze Volkscharakter dem Christentum günstiger zu sein. Die Erfahrungen der Missionare sind bis jetzt recht erfreulich, und der Apostolische Vikar hat deshalb den Schwerpunkt der ganzen Missionsarbeit in diese Gegenden verlegt. Im Jahre 1913 schrieb Bischof Lemaître: „Wir haben hier ungefähr sieben Millionen Seelen, die zur Hälfte der Bekehrung keine Schwierigkeiten entgegensetzen würden; es fehlen nur die Missionare, die ihnen von Gott und der Religion sprechen. Die Bevölkerung ist sehr dicht; wir könnten sofort hundert Missionsstationen gründen, von denen jede in unmittelbarer Nähe wenigstens 15 000 Seelen hätte. Navarro zählt in einem Umkreis von 20 Kilometern mehr als 100 000 Eingeborene. Diese Leute sind reif für das Christentum. Sie können nicht mehr lange in ihrem Naturzustand bleiben, da der europäische Einfluß immer weiter vordringt. Sie werden sich dem anschließen, der zuerst kommt, und so entweder dem Islam, dem Protestantismus oder dem Katholizismus anheimfallen."

Eine sehr große Schwierigkeit für das Apostolat bietet die ungeheure Ausdehnung des Missionsgebietes und die Verschiedenheit der Sprachen. Trotz seines Motorrades kann der Apostolische Vikar nur selten die einzelnen Missionen besuchen; er hat deshalb eine Teilung des Vikariates beantragt. — Eine andere Schwierigkeit, die man in den meisten Missionen Afrikas sonst nicht findet, besteht darin, daß es infolge der kirchenfeindlichen französischen Gesetzgebung kaum möglich ist, Schulen zu gründen und so auf die heidnische Jugend einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Im Jahre 1917 bestanden nur sieben Schulen mit 221 Kindern. Die Regierung errichtet unter gewaltigen Kosten überall Regierungsschulen mit weltlichen Lehrern. — Im übrigen hat die Mission des Sudan mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen wie jede Negermission. Ein alter

Schule in Kabylien.

Landschaftsbild aus der Sahara.
(Vordringende Sanddünen, die einen Palmenhain zu verwehen drohen.)

P. Guerin mit P. Karl von Jesus.

Gurunsi-Neger sagte eines Tages dem Missionar: „Erlaube uns nur zwei Frauen zu haben, und ich verspreche dir, daß sich sofort fast ganz Navarro unterrichten lassen und bekehren wird."

Trotz dieser verschiedenen Hemmnisse geht das Missionswerk voran, und die Glaubensboten erleben an den Neuchristen und den Katechumenen manche Freude. Man bemüht sich, die Jugend in Vereinen zu sammeln und sie immer mehr mit christlichem Geiste zu erfüllen. — Vor einigen Jahren wurde im Vikariat der Verein für die Verbreitung des Glaubens eingeführt. Wie die Heiden ihre Fetischfelder haben, auf denen sie für das Heidentum arbeiten, so schaffen z. B. die Christen von Kati jeden Montag vormittag gemeinsam für das Werk der Glaubensverbreitung. — Von dem Eifer der Taufbewerber legt folgender Bericht eines Paters beredtes Zeugnis ab: „Der im vierten Katechismusjahre stehende Musa wohnt in dem 40 Kilometer weit entfernten Dorfe Gumuru. Für Sonntag kommt er nach Dinguira zur Mission. Er geht deshalb schon Freitag gegen Mittag von daheim weg, um Samstag nachmittag in Dinguira zu sein. Sonntags nach dem Gottesdienst macht er sich wieder auf den Heimweg. »Pater«, meinte er eines Tages, »ich weiß nicht, ob ich fortan regelmäßig kommen kann; die Wege sind schlecht; vier Gewässer sind da, über die ich nicht anders als durch Schwimmen kommen kann, wenn nur die Strömung nicht so stark wäre!«" — Im Jahre 1910 zählte das Vikariat trotz der ungünstigen Einwirkungen des Weltkrieges auf 11 Missionsstationen 39 Missionare, 2846 Christen und 3852 Katechumenen.

III. Die Missionen in Äquatorialafrika.

1. Zug der ersten Missionare ins Innere.

Die Genossenschaft hatte sich im Jahre 1877 dem hl. Vater für die neuentdeckten Gebiete im innersten Afrika zur Verfügung gestellt. Am 24. Februar 1878 unterzeichnete der soeben erwähnte Papst Leo XIII. die Urkunde, die ihr die Länder an den großen innerafrikanischen Seen in der Nähe des Äquators als Arbeitsfeld anwies. Unterdessen hatte man im Mutterhaus die Missionare für dieses gefahrvolle Unternehmen sorgfältig ausgewählt. Vier Patres und ein Bruder waren für die Mission am Nyansa bestimmt, an ihrer Spitze stand Pater Livinhac; fünf andere Patres mit Pater Paskal als Leiter sollten sich an den Tanganika begeben. Vor der Ausreise gab der Stifter in einem eindringlichen Schreiben seinen Söhnen die letzten väterlichen Ermahnungen, wies sie auf die ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens hin und stellte ihnen in kurzen, klaren, von Klugheit und Weisheit durchdrungenen Worten die Richtlinien für ihre zukünftige Tätigkeit vor Augen; dann forderte er sie auf, mutig vorwärts zu gehen im Vertrauen auf Gottes allmächtigen Schutz und Beistand.

Am 21. April 1878, am Ostersonntag, fuhren sie auf dem Schiff „Yang-Tse“ von Marseille ab ihrem fernen Ziele entgegen. Nach langer, beschwerlicher Fahrt kamen sie am 30. Mai in Sansibar an, wo sie bei den Vätern vom hl. Geist die herzlichste Aufnahme fanden. Pater Horner, der Apostolische Präfekt von Sansibar, stellte ihnen seine Wohnung und seine Person mit echt apostolischer Uneigennützigkeit zur Verfügung. Er war ihnen behilflich bei Erledigung der verwickelten Zollangelegenheiten und bei der ganzen Ausrüstung der Karawane, die mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da um dieselbe Zeit fünf andere Forschungsunternehmen in Sansibar weilten und bereits seit Monaten auf Träger warteten. Heutzutage kann man sich kaum eine Vorstellung machen von diesen Schwierigkeiten. Zunächst mußte man sich mit einem Indier ins Einvernehmen setzen; denn ohne ihre Vermittlung war es unmöglich, Träger (Pagazi) zu erhalten. Die indischen Kaufleute kannten aber nur einen Gott, das Geld, und diese Geldgier ließ sie die Notlage der Europäer in der rücksichtslosesten Weise ausbeuten. Die Patres brauchten allein für die zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Lasten mit Stoffen und Tauschartikeln, die alle von Negern getragen werden mußten, wenigstens 300 Träger; dazu kamen dann noch die nötigen Soldaten (Askari) zum Schutze der Karawane gegen feindliche Überfälle. Da in Sansibar auf absehbare Zeit nichts zu erreichen war, empfahlen die Missionare diese Sorge dem hl. Josef und begaben sich nach Bagamoyo, der Sansibar gegenüberliegenden Stadt auf dem Festlande. Die Väter vom hl. Geiste hatten dort bereits eine blühende Mission; sie nahmen die Reisenden aufs zuvorkommenste auf und leisteten ihnen die wertvollsten Dienste. Die Vorsehung schien selbst für die nötigen Träger zu sorgen, ganz unerwartet trafen nämlich um diese Zeit aus dem Innern verschiedene Karawanen mit Elfenbein ein, so daß an Trägern kein Mangel mehr war. Durch Vermittlung eines Arabers wurde eine hinreichende Anzahl Leute als Pagazi und Askari bis Tabora angeworben.

Endlich am 17. Juni waren alle Vorbereitungen soweit beendigt, daß man aufbrechen konnte, nachdem man das ganze Unternehmen noch einmal unter den Schutz des Allerhöchsten gestellt hatte. Die Fahne des göttlichen Herzens Jesu wehte an der Spitze des langen Zuges; sie sollte andeuten, daß der Heiland von diesen Gegenden und ihren unglücklichen Bewohnern Besitz ergreife, um ihnen die Früchte der Erlösung zuzuwenden. Daß es bei dieser friedlichen Eroberung nicht ohne Kreuz gehe, sollten die Missionare recht bald erfahren. Sie suchten unterwegs wenigstens an Sonn- und Feiertagen das hl. Meßopfer darzubringen, an den anderen Tagen war es ihnen nicht immer möglich. Mit besonderer Genugtuung vermerkt der Reisebericht, daß es ihnen gleich am Anfang vergönnt war, einem kranken kleinen Kinde den Himmel zu erschließen. Sonst machten sich Opfer und Entbehrungen der verschiedensten Art bemerkbar. Der Weg führte längere

Zeit durch Sumpfgebiet. Man hatte die größte Mühe, die Reiteſel durch die zähe, breiige Maſſe hindurchzuzerren; dabei mußte mehr als ein Miſſionar infolge der Starrköpfigkeit dieſer Tiere ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen. Die Hitze wurde immer größer, der feuchte Boden dampfte, Fieberdünſte erhoben ſich und ſetzten den Miſſionaren immer mehr zu. Von den Trägern blieben manche zurück, andere warfen ihre Laſten weg und riſſen aus; Diebe entwendeten öfters in der Nacht wertvolle Ballen. Einmal brach im Lager Feuer aus, dem mehrere Stofflaſten zum Opfer fielen. Auch hatte man viele Unannehmlichkeiten infolge des Gegenſatzes zwiſchen Askari und Trägern, der ſich immer mehr zuſpitzte und manchmal drohende Formen annahm. Man ſah ſich ſchließlich gezwungen, mehrere Askari wegzujagen. Es war ſchwer für die Miſſionare, die Boten des Friedens und der Liebe, mit der nötigen Strenge und Rückſichtsloſigkeit aufzutreten, die bei dieſen rohen Geſellen allein helfen konnte. Zudem wurde es immer ſchwieriger, die für die über 500 Perſonen zählende Karawane nötigen Lebensmittel zuſammenzubringen. Die Miſſionare litten unter dem Mangel der gewohnten Nahrung. Der Appetit verſchwand immer mehr, der Magen erſchlaffte und empfand Widerwillen gegen jede Nahrung. Es war ſelten, daß ſich alle Miſſionare zum Eſſen einfinden konnten. Nach und nach wurde das Fieber ein immer häufigerer Gaſt, jenes afrikaniſche Fieber, von dem Stanley ſchreibt („Wie ich Livingſtone fand", S. 256): „Der Kopf iſt ganz in Feuer, die Schläfen hämmern mit beſchleunigten Schlägen. Feurige Zangen ſcheinen einen zu zerreißen; in den Adern ſcheint Feuer zu fließen. Der Durſt verzehrt einen. Die heiße Luft iſt mit ſchrecklichen Ungeheuern angefüllt, mit bekannten und unbekannten Reptilien, die immer größer und zahlreicher werden und immer neue und ſchrecklichere Geſtalten annehmen. Jede Anſtrengung, die man macht, um dieſen Geſpenſtern zu entgehen, macht ſie furchtbarer und verurſacht neue Qualen. Zahlreich ſind die Stunden, die ich unter der Laſt dieſes hölliſchen Deliriums zugebracht habe. Überall Qualen des Geiſtes und Qualen des Leibes. Nichts lindert dieſen ſchrecklichen Todeskampf. Die ſorgſamſte Pflege, die zarteſte Aufmerkſamkeit, die demütigſte Hingebung, alles reizt und bringt einen vollends um den Verſtand. In dieſem ſchrecklichen Zuſtand würde ſelbſt Job in Raſerei verfallen ſein."

Die Miſſionare ſuchten ſich gegenſeitig aufzumuntern. Nur der Gedanke an die Millionen armer Heiden mit ihren unſterblichen Seelen, zu deren Rettung ſie dies alles auf ſich genommen hatten, hielt ſie aufrecht. Sie hatten ja im voraus alle dieſe Leiden geſehen und aus Liebe zum Gekreuzigten willig angenommen. — Seit Anfang Auguſt hatte das Fieber beſonders Pater Paſkal ſtark zugeſetzt. Trotz äußerſter Entkräftung wollte er ſich nicht in der Hängematte tragen laſſen, um einem ebenfalls erkrankten Mitbruder dieſe Erleichterung verſchaffen zu können. Unterdeſſen

wurde er immer schwächer, die Kräfte schwanden immer mehr, so daß man das schlimmste befürchten mußte. In ruhigen Augenblicken brachte er immer wieder dem göttlichen Heiland sein Leben zum Opfer dar. Am 19. August empfing er die hl. Sterbesakramente. Kurz darauf hauchte er ohne merklichen Todeskampf seine Seele aus. Es war das Erstlingsopfer der innerafrikanischen Mission und ein schwerer Verlust; denn der Dahingeschiedene war das Muster eines heiligmäßigen, seeleneifrigen Missionars, der überall sich selbst vergaß und nur an die Rettung der unsterblichen Seelen dachte. Die geplante Tanganikamission verlor in ihm ihren ersten Leiter. Die Glaubensboten konnten es zuerst gar nicht fassen, dann aber ergaben sie sich in den heiligen und anbetungswürdigen Willen Gottes in der festen Ueberzeugung, daß Pater Paskal am Throne des Allerhöchsten ein mächtiger Beschützer für sie und für ihr opfervolles Unternehmen sein werde. Mit Rücksicht auf die abergläubischen Vorstellungen der Eingeborenen der Gegend, die, wenn sie von dem Tode eines Weißen auf ihrem Gebiete Kunde erhalten hätten, diesen Umstand sicher zu Erpressungen ausgebeutet hätten, wurde der Leichnam in aller Stille in dunkler Nacht tief im Urwald zur letzten Ruhe gebettet. Dort, umgeben von tiefem Schweigen, erwartet der Leib des heiligmäßigen Apostels die Stunde der Auferstehung.

Die Karawane zog nun in der Landschaft Ugogo weiter neuen Schwierigkeiten entgegen. Die Häuptlinge, durch deren Gebiet man ziehen mußte, wurden immer anspruchsvoller und verlangten immer mehr Stoffe und Tauschwaren als Durchgangszoll. Kaum war man mit vieler Mühe und nach langen Verhandlungen mit einem zu Ende gekommen, da war man schon auf das Gebiet des folgenden Stammes gelangt, dessen Häuptling wieder möglichst viel zu erpressen suchte. Am 22. August warfen alle Träger ihre Lasten weg und liefen davon. Mit Hilfe der Askari gelang es, einen großen Teil wieder einzufangen. Nur unter schweren Opfern konnte man einige Eingeborene bewegen, sich als Träger der Karawane anzuschließen. Wenige Tage später suchten wieder 120 das Weite. Pater Lourdel war schwer erkrankt; aber man mußte trotzdem weiter, wenn nicht die ganze Karawane im Urwald umkommen sollte. Der Kranke litt unsäglich; man war gezwungen ihn mitzuschleppen; denn ein Aufenthalt wäre verhängnisvoll gewesen. Unterwegs traf man Züge von Sklavenjägern, die mit ihren armen Opfern, die sie unter den größten Grausamkeiten zusammengetrieben hatten, der Küste zustrebten. Den Missionaren blutete das Herz beim Anblick dieser Unglücklichen, und sie befestigten sich in dem Entschlusse, alles zu tun und zu leiden, um diese Greuel mit dem Lichte des wahren Glaubens und unter dem Einflusse des Christentums verschwinden zu machen.

Am 30. August wurde die Karawane von einer Bande der gefürchteten Buschräuber, Ruga-Ruga genannt, angegriffen. Zwei Träger

wurden von ihnen getötet; sie bemächtigten sich mehrerer Lasten und verschwanden damit im Walde, ehe die Askari sie fassen konnten. Zwei Tage nachher, als man in Tura, einem Dorf in der Nähe der Landschaft Unyanyembe, anlangte, warfen die Träger auf den Rat ihres Anführers die Lasten der Missionare weg und kehrten in ihre Heimat zurück. Die Patres gerieten dadurch in die größte Verlegenheit. Sie befanden sich noch mehr als 100 Kilometer von Tabora entfernt, ganz allein mit den Askari und den Lasten. Dabei waren zwei Patres schwer fieberkrank und fast immer im Delirium. Nur der Gedanke an die göttliche Vorsehung konnte sie in dieser kritischen Lage aufrecht halten. Nach eingehenden Beratungen wurde beschlossen, daß drei Patres sich zum Gouverneur von Unyanyembe begeben und ihn bitten sollten, Träger nach Tura zu senden, um die Lasten und den Rest der Karawane zu holen. Erst am 12. September gelangte diese Vorhut nach Tabora. Politisch unterstand damals Unyanyembe mit seiner Hauptstadt Tabora dem Sultan von Sansibar Saïd Bargasch, der sich durch einen Statthalter vertreten ließ. Der damalige Statthalter war Wali Abdallah ben Nassib, der die Missionare mit so großer Liebenswürdigkeit empfing, daß ihnen gleich Zweifel aufstiegen über deren Aufrichtigkeit. 260 Träger wurden abgesandt, und am 1. Oktober zog die Karawane in Tabora ein. Jetzt zeigten sich die wahren Gesinnungen des Wali, der den Glaubensboten 4000 Meter Stoff abpreßte.

So war endlich der erste größere Haltepunkt erreicht, wo die Missionare sich trennen sollten. Man hatte in dreieinhalb Monaten 866 Kilometer zurückgelegt und zwar unter den größten Gefahren und Schwierigkeiten. Dieselbe Strecke legt man jetzt mit der Bahn bequem in ein bis zwei Tagen zurück, so ändern sich die Zeiten. — Die unsäglichen Entbehrungen der Reise mit ihren beständigen Aufregungen hatten nun bei den Glaubensboten einen vollständigen Zusammenbruch der Kräfte zur Folge. Die Natur, die monatelang immer wieder zu Gewaltleistungen aufgepeitscht worden war, verlangte ihre Rechte. Augen- und Unterleibskrankheiten, verbunden mit heftigem Fieber, stellten sich ein und verwandelten die Wohnung der Missionare in ein wahres Krankenhaus. Zum Glück besaß immer wenigstens ein Pater genug Kräfte, um seine Mitbrüder zu pflegen und zum Vertrauen auf Gott zu ermutigen. Dieses Vertrauen wurde nicht getäuscht. Nach einiger Zeit kehrten die Kräfte wieder, und man schaute mit neuer Zuversicht in die Zukunft. Um diese Zeit enthält das Tagebuch folgende bezeichnende Stelle: „Diese Aufzeichnungen geben nur einen schwachen Begriff von dem, was wir gelitten haben. Aber ich muß gestehen, daß im Grunde genommen die Prüfungen, die uns Gott zu senden für gut befunden hat, für unsere Seelen sehr gut waren. Wenn wir weniger gelitten hätten, hätten wir auch weniger gebetet, wir wären weniger losgeschält gewesen von den Dingen dieser Welt und hätten uns weniger an Gott

angeschlossen. Wir danken deshalb dem göttlichen Meister, daß Er uns gewürdigt hat, etwas für ihn zu leiden. Wir wissen nicht, welches Kreuz Er noch für uns bestimmt hat, aber im Vertrauen auf seine Gnadenhilfe nehmen wir im voraus alles an, was Er uns zuzuschicken für gut hält. Wenn nur Gott verherrlicht und sein Werk gefördert wird, wenn nur die armen Schwarzen ihre Augen dem Lichte des Glaubens öffnen, alles andere hat keine Bedeutung."

Sobald es die Kräfte den Missionaren erlaubten, machten sie sich daran, ihre Ballen und Kisten zu öffnen, die Vorräte an Tauschwaren nachzuprüfen und sie auf die beiden Karawanen, die sich nun bilden sollten, zu verteilen. Dabei stellte sich heraus, daß sie nicht einmal mehr genug Stoffe besaßen, um auch nur die Träger bis nach Uganda und nach Udjiji am Tanganikasee zu bezahlen. Der Wali erklärte sich zwar bereit, ihnen alles Nötige zu verschaffen, aber indem er ihre Notlage ausbeutete und ungeheure Wucherpreise verlangte. Um dieser Zwangslage zu entgehen, beschlossen die Glaubensboten, sich an Mirambo zu wenden, den Todfeind des Wali, der in der Nähe sein Lager hatte und sich vom einfachen Räuberhauptmann nach und nach zu einer für die Araber bedrohlichen Macht aufgeschwungen hatte. Aber die beiden Patres, die sich zu ihm begaben, mußten unverrichteter Dinge wieder zurückkehren, da er gerade auf einem Raubzuge begriffen war. So war man denn dem Wali auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Nach langen und unerquicklichen Verhandlungen konnte man endlich die nötigen Tauschwaren und die Träger für die eine Karawane erhalten, die nach Norden an den Nyansa und weiter nach Uganda ziehen sollte. Es galt nun für die Missionare, Abschied zu nehmen; und am 18. November brach Pater Livinhac mit drei Patres und dem Bruder auf; mutig zogen sie neuen Strapazen und Gefahren entgegen. Schon nach wenigen Tagen rissen 62 Träger aus, weil man ihnen nicht das Doppelte des vereinbarten Lohnes geben wollte. Nur mit großer Mühe konnte man Ersatz finden. Trotz der größten Wachsamkeit gelang es immer wieder einigen Trägern zu entwischen. Die größte Gefahr drohte aber der Karawane in dem Waldgebiet, das man durchziehen mußte, von seiten mehrerer kleiner kriegerischer Häuptlinge, die nur durch große Geschenke von Feindseligkeiten abgehalten werden konnten. Ein Angriff in dieser unheimlichen Gegend hätte für die Glaubensboten die verhängnisvollsten Folgen haben können. So wurde am 27. März 1880 die folgende Karawane in diesen Wäldern überfallen; ein Träger wurde dabei erschlagen, ein Pater erhielt einen Streifschuß, Bruder Max Blum aus Unsleben in Bayern wurde mit einem Lanzenstich durch die Brust getötet. Der Bruder wurde mitten im Walde unter einem gewaltigen Baobabbaum begraben. — Diese kriegerischen Stämme umfaßten zwar meist nur einige Dörfer, sie lagen aber beständig im Krieg miteinander. Allenthalben begegnete man niedergebrann-

ten Dörfern und menschlichen Gebeinen, den traurigen Zeugen dieser beständigen blutigen Fehden. Die Missionare dankten der göttlichen Vorsehung, die in dieser gefährlichen Gegend gnädig über ihnen gewacht hatte, so daß sie trotz aller Strapazen glücklich zu friedlicheren Stämmen gelangten, die sich damit begnügten, ihnen einige Lasten Tauschartikel zu stehlen und einen möglichst hohen Durchgangszoll zu erpressen. Endlich, am 30. Dezember, kam man durch sumpfiges Gelände auf einen Hügel, von dem aus man die glitzernde Fläche des Nyansa erblickte, den die Askari mit ohrenbetäubendem Geschrei und wiederholten Gewehrsalven begrüßten. Nach kurzem Marsche traf man im Dorfe Kageye am südlichen Ufer des Sees ein, der ihr künftiges Arbeitsfeld bespülte. Die Reise von Tabora hatte ungefähr 50 Tage gedauert.

Nach einigen Tagen der wohlverdienten Ruhe machten sich die Glaubensboten daran, die Fahrt über den See vorzubereiten, da sie nach den ausdrücklichen Anweisungen des Stifters sich in Uganda, am Nordwestufer des Sees, niederlassen sollten. Man mußte sich zunächst die nötigen Barken verschaffen. Das war keine leichte Aufgabe, da zur damaligen Zeit die Einwohner der Sesseinseln allein den Verkehr auf dem See vermittelten, ihre Boote aber nur mit Erlaubnis des Mtesa, des Königs von Uganda, ausfahren durften. Man war deshalb gezwungen, eine Gesandtschaft an den Hof dieses Fürsten zu senden, um ihn durch Geschenke günstig zu stimmen und von ihm die notwendigen Fahrzeuge zu erhalten. Man fand schließlich eine zerbrechliche Piroge, der sich Pater Lourdel und Bruder Amantius mit einigen Ruderern anvertrauten. Während 28 langer Tage fuhren sie längs der Westküste, landeten dann in Uganda und benachrichtigten den König Mtesa über ihre Ankunft.

Seit 1852, unter der Herrschaft Sunas, des Vorgängers Mtesas, hatten arabische Händler angefangen, in Uganda Handel zu treiben. Mit ihnen kam auch der Islam ins Land. Infolge ihres Reichtums und der freien, der Sinnlichkeit der Neger schmeichelnden Sittenlehre des Propheten gewannen sie nach kurzer Zeit viele Anhänger. Im Jahre 1875 ließ ihnen Mtesa sogar in seiner Hauptstadt Rubaga eine Moschee errichten. Die Araber waren tonangebend am Hofe Mtesas, als der Afrikaforscher Stanley dort erschien. Durch sein ganzes Auftreten und seine fürstlichen Geschenke machte der kühne Reisende gewaltigen Eindruck. Man hörte ihm mit besonderer Aufmerksamkeit zu, als er seine christlichen Anschauungen klarlegte. Der schlaue Herrscher, der sich durch die Europäer ein Gegengewicht gegen die Araber verschaffen zu können glaubte, äußerte den Wunsch, durch christliche Missionare in ihrer Religion unterwiesen zu werden. Auf einen begeisternden Aufruf Stanleys hin waren einige protestantische Prediger herbeigeeilt, und als Pater Lourdel am Hofe eintraf, hatten die Missionare Wilson und Mackay seit drei Monaten begonnen, dort die Bibel zu erklären. Mtesa fragte sich mit einem gewissen Bangen, was

dieser neue Ankömmling wohl für Absichten haben könne. Er bat den Pater, ihm genauen Aufschluß hierüber zu geben, ebenso darüber, weshalb er nicht zu demselben Volke gehöre wie die anderen und nicht dieselbe Lehre bekenne. Die Araber, die für ihren Einfluß fürchteten, suchten den argwöhnischen Herrscher gegen die europäischen Eindringlinge aufzureizen und zwar mit dem Erfolg, daß der König für seinen Thron besorgt zu werden begann. Auch Mackay arbeitete mit Bitten und sogar Verdächtigungen und Verleumdungen gegen die katholischen Missionare. Trotzdem gelang es Pater Lourdel, Mtesa zu überzeugen, daß er und seine Mitbrüder nur einen Ehrgeiz und nur ein Bestreben hätten, nämlich ihm und seinem Volke die Kenntnis und Liebe des wahren Gottes zu vermitteln und ihnen durch die Beobachtung der Gebote das allein wahre Glück in dieser und in der andern Welt zu bringen. Nun stellte der König die nötigen Barken zur Verfügung, und am 25. Juni 1879 waren die fünf Missionare in Rubaga vereinigt. Damit war die Mission am Nyansa gegründet, die eine so herrliche Entwicklung nehmen sollte.

Unterdessen hatten die in Tabora zurückgebliebenen Glaubensboten von ihrem Prokurator in Sansibar Empfehlungsbriefe für Saïd ben Habib, einen arabischen Händler in Udjiji, erhalten. Sie sollten sich durch seine Vermittlung die notwendigen Tauschwaren verschaffen, ohne auf den Wali und die Händler in Tabora angewiesen zu sein, die ihre Notlage auszubeuten suchten, wie sie es bereits für die andere Karawane getan hatten. Zum Glück traf Saïd ben Habib am 24. November 1878 selber in Tabora ein und stellte sich den Missionaren sofort in entgegenkommendster Weise zur Verfügung. Er überließ ihnen sogar 50 von seinen eigenen Trägern, so daß sie endlich am 3. Dezember von Tabora aufbrechen und dem Tanganika, dem Ziele ihrer Reise, zustreben konnten. Auch dieser Teil der Reise sollte nicht ohne Prüfungen vor sich gehen. Bald verschwanden einige Träger, dann wieder einige Askari; endlich suchte der Dolmetscher das Weite, was aber, wie das Tagebuch bemerkt, die gute Wirkung hatte, daß die Patres gezwungen wurden, sich selbst mit ihren Sprachkenntnissen durchzuschlagen und sich so in viel kürzerer Zeit die Sprache anzueignen. Man hatte besonders viel zu leiden unter der Regenzeit, die inzwischen eingesetzt hatte. Sündflutartige Regengüsse verzögerten immer wieder den Marsch und beschädigten die Vorräte. Das Tagebuch verzeichnet einfach alle diese Widerwärtigkeiten und fügt dann die schlichten Sätze bei: „Wenn man eine solche Reise unternimmt, muß man täglich auf alles gefaßt sein und sich über nichts wundern; oder vielmehr man muß als wahrer Christ und Apostel in allem den Willen Gottes erblicken, im Unglück wie im Glück ruhig bleiben und sich trotz allem im Herrn freuen."

Auch in diesen Gegenden begegneten die Missionare nur zu oft vollständig verwüsteten Ortschaften, die von grausamen Sklavenjagden der Araber

und von beutegierigen Raubzügen Mirambos erzählten. Am 23. Januar 1879 abends erblickte man endlich den Tanganika, den die Missionare mit Freuden begrüßten und auf dessen Umgebung sie den Segen des Himmels herabflehten. Am folgenden Tage zog man in Udjiji ein, das politisch dem Sultan von Sansibar unterstand, der sich wie in Tabora durch einen Statthalter vertreten ließ. Bei der Ankunft der Missionare war es Muini Kheri. Da er gerade abwesend war, wurden sie von seinem Sekretär Hassan empfangen, der ihnen zur Unterkunft das Gebäude überwies, das Stanley auf seiner letzten Reise bewohnt hatte. Die Patres sahen sehr bald ein, daß in der Stadt selbst der Boden für die Missionsarbeit zu ungünstig war. Udjiji war ein wichtiger Handelsmittelpunkt, es stand aber ganz unter dem verhängnisvollen Einfluß der arabischen Händler, die die Eingeborenen im Tauschhandel ausbeuteten und in der ganzen Gegend Sklavenjagden veranstalteten oder wenigstens begünstigten. Die Glaubensboten suchten mit den verschiedenen Negerstämmen, die zum Tauschhandel in die Stadt kamen, Verbindungen anzuknüpfen, um zu erfahren, welche Gebiete für die Verkündigung des Evangeliums die günstigsten Aussichten boten. Damit war ein neuer Missionsmittelpunkt geschaffen, der bald seinen belebenden Einfluß auf alle Uferlandschaften des Sees ausdehnen sollte.

Die Genossenschaft der Weißen Väter hatte so im dunkelsten Afrika festen Fuß gefaßt. Weit ausgedehnte Gebiete warteten dort auf die frohe Botschaft des Heiles. Immer neue Scharen eifriger Glaubensboten folgten den ersten. Im Jahre 1879 waren es neun Patres, drei Brüder und sechs bewaffnete Freiwillige, ehemalige päpstliche Zuaven, die sich verpflichtet hatten, die Missionare zu schützen. Unter den Brüdern waren zwei Deutsche, Bruder Hieronymus Baumeister aus Unsleben in Bayern und sein Neffe, Bruder Max Blum, der leider, wie schon berichtet wurde, unterwegs ein tragisches Ende fand. Außerdem erreichten von dieser Karawane vier Patres, ein anderer Bruder und ein Freiwilliger das Ziel ihrer Sehnsucht nicht, sondern erlagen auf der Reise den Entbehrungen und Krankheiten. Im Jahre 1880 folgten ihnen trotzdem wieder sechs Patres und acht bewaffnete Freiwillige, unter ihnen der ehemalige Hauptmann der päpstlichen Zuaven, Joubert. Mit der Entwicklung der Genossenschaft nahm die Zahl der Missionare, die ins Innere vordrangen, mit edem Jahre zu. Die Verkehrsverhältnisse wurden immer mehr verbessert, und jetzt kann ein großer Teil des Weges, zu dem man einst Wochen und Monate brauchte, mit der Bahn oder mit dem Schiff in ein oder zwei Tagen zurückgelegt werden. Die Kräfte der Glaubensboten werden so viel weniger schon durch die Strapazen der Reise aufgerieben, was der Missionsarbeit bei den zahlreichen Volksstämmen der acht Missionsgebiete zugute kommt, die sich nach und nach dort gebildet haben, und deren erfreuliche Entwicklung wir nun kurz im einzelnen verfolgen wollen.

2. Apostolisches Vikariat Uganda (Englisches Uganda-Protektorat).

Dieses Missionsgebiet umfaßte früher als Nyansamission das ganze weite Gebiet um den Viktoria-Nyansa. Heute erstreckt sich das Vikariat Uganda über das eigentliche Königreich Uganda mit seinen Vasallenstaaten Unyoro, Toro und Nkole und zieht sich halbkreisförmig um die Nordwestecke des Viktoria-Nyansa, ungefähr zwischen dem 1. Grad südlicher und dem 2. Grad nördlicher Breite. Im Westen dehnt es sich von den Ruandavulkanen über den Albert-Eduardsee und das Ruwenzorimassiv bis westlich und nördlich vom Albertsee zum Teil in belgisches Gebiet hinüber aus. Trotz der Nähe des Aequators erfreut es sich eines verhältnismäßig günstigen Klimas, das durch die ziemlich hohe Lage über dem Meere und durch die Nähe des Sees bedingt wird. Das Land ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Unter den Bodenerzeugnissen ist vor allem die Banane zu nennen, die den Hauptbestandteil der täglichen Nahrung bildet, ferner die Süßkartoffel, Hirse, Tabak, Kaffee, Reis und Baumwolle. Auch die Tierwelt ist gut vertreten.

Der apostolische Vikar Bischof Streicher schätzt die Zahl der Eingeborenen seines Vikariates auf 1½ Millionen. Neben der einheimischen Urbevölkerung „Witschwesi", die aus Bantunegern besteht, findet man wie in Ruanda ein aus dem Norden vorgedrungenes Hirtenvolk „Baima", das sich durch die hohe Gestalt, feinere Züge und hellere Farbe von den anderen Negern unterscheidet und sich eine beherrschende Stellung zu erobern verstand, wenn es auch die Sprache der Besiegten annahm. Den größten Teil der Bevölkerung bilden die freien Bauern „Bakopi"; daneben gibt es noch einen alten Landadel, der meist die „Bakungu", die oberen Verwaltungsbeamten stellt. An der Spitze des Landes steht der König „Kabaka". Königliches Ansehen genießt noch die Königin-Mutter „Namasole". Der erste Minister oder Kanzler heißt Katikiro.

Die religiösen Anschauungen der Eingeborenen über Gott, den Menschen, die Seele usw. sind sehr verschwommen und mit vielem Aberglauben vermengt. Sie glauben an ein göttliches Wesen, das die Welt erschaffen hat, wenden sich aber in ihren Anliegen weniger an dieses als an die zahlreichen Geister. Die sittlichen Anschauungen sind durch Laster der verschiedensten Art verdunkelt, und das sittliche Empfinden ist sehr abgestumpft, wenn es auch lebendiger ist als bei anderen Negerstämmen. Das Volk ist im allgemeinen geistig ziemlich gut veranlagt; auch durch Festigkeit des Willens und Zartheit der Gesinnungen zeichnet es sich vor anderen Negern aus.

Wie bereits früher (S. 104) ausgeführt wurde, begannen die Missionare ihre Tätigkeit Ende Juni 1879 und zwar in der Hauptstadt des Landes

Rubaga, da der mißtrauische König sie in seiner Nähe haben wollte, um sie besser überwachen zu können. Zunächst stellten die Glaubensboten sich und die Mission unter den besonderen Schutz der Allerseligsten Jungfrau: alle Erfolge in der Zukunft sollten ihrem mütterlichen Schutze zugeschrieben werden. Wie in Nordafrika fing man damit an, das Vertrauen der Eingeborenen dadurch zu gewinnen, daß man sich der armen Kranken und Verlassenen annahm, sie liebevoll pflegte und die Jugend unterrichtete. Die Araber bemühten sich, mit allen möglichen, auch den unsinnigsten Anschuldigungen, den König gegen die Missionare aufzureizen. Sie wiederholten ihm immer wieder, die Patres seien nur die Vorposten der Europäer, die sein Land „aufzehren" wollten. Um dem drohenden englischen Einfluß zu entgehen, wollte sich der König durch Vermittlung der Missionare unter Frankreichs Schutzherrschaft stellen. Aber diese erklärten ihm, daß sie als Boten des Glaubens sich nicht in die Politik einmischen könnten, was den König sehr verstimmte. Trotzdem stellten sich nach und nach, wenn auch zögernd und schüchtern, einige Katechumenen ein; zumeist waren es junge Leute aus den besten Familien des Landes, die im Dienste des Königs oder der Hofbeamten standen. In der Fastenzeit des Jahres 1880 waren es bereits 250. Alles schien gut zu gehen und zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen. Aber nur zu bald sollte diese junge Christengemeinde schwere Prüfungen durchmachen; es sollte sich auch hier wieder zeigen, daß die Werke Gottes sich nur mit dem Kreuze und durch das Kreuz entwickeln können. Mtesa hatte sich nur aus Politik dem Christentum günstig gezeigt, im Grunde genommen war ihm jede Religion gleichgültig. Die Angst, seinen Thron zu verlieren, trieb ihn immer mehr den Arabern in die Arme, die bei jeder Gelegenheit den Haß gegen die Missionare schürten. Da diese aus zuverlässiger Quelle erfuhren, daß ihr Leben gefährdet sei, zogen sie sich am 20. November 1882 nach dem Süden des Sees zurück, wo in der Landschaft Bukumbi die Mission U. L. Frau von Kamoga gegründet wurde. Die kleine Herde blieb ohne Hirten, aber nicht ohne Glaubensmut. Man hatte vergebens gehofft, daß mit dem Weggang der Missionare das Christentum von selbst verschwinden werde; der Eifer der Neuchristen und der Taufbewerber wurde dadurch nur noch gesteigert. — Nach dem Tode Mtesas 1884 rief sein Nachfolger Muanga die Missionare zurück. Am 12. Juli 1885 trafen sie zur unbeschreiblichen Freude der Christen wieder in ihrer Mission ein. Sie kamen allerdings ohne den inzwischen zum apostolischen Vikar ernannten Oberen P. Livinhac, der nach Nordafrika zurückgekehrt war, um dort die Bischofsweihe zu erhalten. Muanga zeigte sich dem Christentum sehr gewogen, was die heidnische Partei mit dem Katikiro an der Spitze sogar zu einer Verschwörung gegen sein Leben trieb, die aber durch die Treue der Christen vereitelt wurde. Der Katikiro suchte nun dem König Mißtrauen gegen die Glaubensboten

und die Christen einzuflößen. Er erklärte ihm, sie unterhielten geheime Beziehungen mit den Weißen (Deutschen), die von Süden her gegen sein Land vorrückten. Der herrschsüchtige und wankelmütige Muanga ließ sich in eine immer größere Abneigung gegen die Christen hineinhetzen, die nur zu bald in Haß und offene Verfolgung übergehen sollte. Am 16. November 1885 wurde als erstes Opfer Josef Mkasa, der Hofmeister der königlichen Pagen, einer der eifrigsten Christen, hingerichtet. Nun sollten die jungen Pagen selbst an die Reihe kommen. Die Schuld an verschiedenen Unglücksfällen wurde den Christen zugeschrieben. Am 25. Mai 1886 stieß der König mit eigener Hand den Pagen Dionys Sebugua, der einen Kameraden im Glauben unterrichtete, nieder. In der folgenden Nacht erließ er den Befehl, alle Christen am Hofe gefangen zu nehmen. Man stellte sie vor die Wahl, abzufallen oder einem grausamen Tod überantwortet zu werden. Alle ohne Ausnahme, Christen wie Katechumenen, entschieden sich ohne Zaudern für den Tod. Man sah nun die Szenen voll blutgieriger Grausamkeit, aber auch voll heldenmütiger Glaubenstreue der ersten Jahrhunderte sich erneuern. Ungefähr 40 jugendliche Pagen wurden in Schilfbüschel gebunden und bei lebendigem Leibe an langsamem Feuer verbrannt, ohne daß sie eine Klage vernehmen ließen. Man legte mit Absicht das Feuer in der Nähe der Füße an, um durch die langsam vordringenden unsäglichen Qualen den einen oder anderen Bekenner in seinem Glauben wankend zu machen und zum Abfall zu verleiten. Aber alle, auch die jüngsten, blieben fest. Nur mit Rührung kann man den Bericht über die ergreifenden Szenen lesen, die sich dabei abspielten[1].

Ende Mai traf Bischof Livinhac wieder in seiner so schwer geprüften Mission ein, aber weder sein noch des unermüdlichen Paters Lourdel Einfluß konnten den Tyrannen von dem Wüten gegen die Christen abbringen. Die Verfolgung pflanzte sich von der Hauptstadt in die Provinz weiter fort. Die Missionare stellten sofort Erhebungen über den Tod der glaubensstarken neuen Martyrer an. Für 22 konnte die Untersuchung abgeschlossen werden; der Seligsprechungsprozeß ist in Rom seit einigen Jahren im Gange. — Wenn der König und seine Ratgeber gehofft hatten, durch die blutige Verfolgung die Christen zum Abfall zu bringen und die Heiden von der Bekehrung abzuschrecken, so mußten sie bald sehen, daß sie sich vollständig geirrt hatten. Es bewahrheitete sich auch hier wieder das Wort Tertullians: „Das Blut der Martyrer ist der Same von neuen Christen." Scharenweise drängten sich die heilsbegierigen Seelen zum Unterricht und zur hl. Taufe. Ende des Jahres 1886 zählte man bereits über 150 Getaufte und 1000 Katechumenen. — Um diese Zeit gelang es den Arabern,

[1] Vergl. die von der Missionsgesellschaft herausgegebene Broschüre „Die Negermartyrer von Uganda."

die durch das Vordringen der europäischen Mächte im Innern ihre Machtstellung und ihren Handel bedroht sahen, Einfluß auf den um seinen Thron mehr denn je besorgten Muanga zu gewinnen und ihn gegen alle Weißen, auch gegen die Missionare aufzuhetzen. Er überließ sich immer mehr seinen Leidenschaften, zu deren Befriedigung er weder Ehre noch Hab und Gut seiner Untertanen schonte. Durch seine rücksichtslosen Gewalttätigkeiten machte er sich immer mehr verhaßt. Sogar die Araber brachte er schließlich gegen sich auf, weil er ihnen im Handel nicht freie Hand ließ. Diese Entfremdung seiner Untertanen reizte ihn aufs äußerste und trieb ihn wieder der heidnischen Partei in die Arme. Unter ihrem Einfluß beschloß er, in einem gemeinsamen Blutbad Katholiken, Protestanten und Muselmänner zu vernichten. Aber die Bedrohten waren auf ihrer Hut.

Am 10. September 1888 wurde Muanga nach einer Palastrevolution, an der sich besonders die Mohammedaner beteiligt hatten, vertrieben, und an seiner Stelle wurde sein Bruder Kiwewa König, der vollständig von den Arabern abhängig war. Die Christen begannen aufzuatmen; da wurden sie selbst durch einen Handstreich der Mohammedaner überfallen. Ihre Führer wurden zum Teile niedergemacht, nur wenige konnten sich mit ihren Anhängern in das benachbarte Königreich Nkole flüchten. Nun gingen die Araber daran, das Christentum vollständig auszurotten. Zu diesem Zwecke mußten vor allem die Missionare entfernt werden; sie wurden vollständig ausgeplündert und gefangen gesetzt. Zunächst dachte man daran, ihnen die Augen auszustechen und sie dann elendiglich im Gefängnis umkommen zu lassen; da man aber Vergeltungsmaßregeln befürchtete, wurden die Glaubensboten, Katholiken wie Protestanten, des Landes verwiesen und auf einer armseligen Barke auf den See hinausgestoßen. Unterwegs litten sie Schiffbruch, bei dem die Missionare mit knapper Not gerettet wurden, während fünf Kinder ertranken. Nach einer beschwerlichen Fahrt gelangten sie endlich nach der Mission von Kamoga. — Kiwewa, der sich von dem schmählichen Joche der Araber befreien wollte, wurde nun seinerseits vertrieben und an seine Stelle Karema, ein anderer Sohn Mtesas, gesetzt, der das ganze Land mit Gewalt dem Islam zuführen wollte. Das brachte eine Gegenströmung zustande. Die nach Nkole geflüchteten Christen und die Heiden erhoben sich und führten Muanga nach einer blutigen Niederlage der Mohammedaner wieder in seine Hauptstadt zurück. Am 12. Oktober 1889 gelangten auch die Missionare, die Muanga sofort zurückgerufen hatte, wieder nach Rubaga. Die einflußreichsten Stellen am Hofe wurden nun Christen verliehen. Bei der Verteilung der Ämter war es den sechs bis siebenmal weniger zahlreichen Protestanten gelungen, einem der ihrigen das Amt des Katikiro zu sichern. Auch sonst suchten sie einen vorherrschenden Einfluß zu gewinnen. — Karema hatte unterdessen die Trümmer seines meist aus Anhängern des Islam bestehenden Heeres verstärkt, und am 23. November 1889

brachte er den Truppen Muangas eine schwere Niederlage bei, eroberte die Hauptstadt und verbrannte sie. Muanga, die Missionare und die Christen flüchteten sich auf die Sese-Inselgruppe. Um seinen Thron zu retten, wandte sich Muanga um Hilfe an Jackson, den Führer einer Karawane der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der sie ihm unter der Bedingung zusagte, daß er sich unter englisches Protektorat stelle und seiner Gesellschaft das Handelsmonopol einräume. Durch die Not gedrängt und von der protestantischen Partei bearbeitet, versprach der König am 25. November auf alles einzugehen, wenn er schleunige Hilfe erhalte. Aber Jackson sandte anstatt der gewünschten Truppen nur die Fahne seiner Gesellschaft. Von dieser Seite im Stiche gelassen, einigten sich Katholiken und Protestanten, und es gelang ihren verzweifelten Anstrengungen, die Mohammedaner am 11. und 12. Februar 1890 zu schlagen und aus dem Lande zu vertreiben. — Am 3. März schloß Muanga mit dem unterdessen von Süden eingetroffenen Deutschen Reichskommissar Dr. Peters einen Handelsvertrag ab. Nun stellte sich auf einmal, von den Vertretern der Englischen Kirchen-Missionsgesellschaft eiligst herbeigerufen, auch Jackson mit 260 Soldaten ein und verlangte, unterstützt von der protestantischen Partei, Annahme der englischen Schutzherrschaft. Die Lage war äußerst kritisch. Um den Krieg zu vermeiden, schlug P. Lourdel vor, man möge die Sache dem englischen, deutschen und französischen Konsul in Sansibar unterbreiten, was auch geschah.

Alle diese Kriegswirren konnten den Bekehrungseifer nicht aufhalten. Im Januar 1890 wurde auf den Seseinseln eine neue Missionsniederlassung gegründet. Man zählte um diese Zeit in Rubaga und Umgebung wenigstens 2000, in den Außenprovinzen ungefähr 10000 Christen und Katechumenen. Die Verfolgung, die Verbannung und der Krieg hatten dazu beigetragen, den wahren Glauben in entferntere Gegenden zu bringen. Leider sollten gerade um diese Zeit der vielversprechenden Mission zwei ihrer eifrigsten Missionare entrissen werden. Am 31. März 1890 erhielt Bischof Livinhac die Nachricht von seiner Wahl zum Generalvikar der Genossenschaft. Blutenden Herzens nahm er Abschied von seiner Mission, erteilte am 25. Mai in Kamoga seinem Nachfolger P. Hirth die Bischofsweihe und begab sich ins Mutterhaus. Kaum hatte der Oberhirte die Herde verlassen, da wurde sie von einem neuen schweren Verluste betroffen. P. Lourdel, der unermüdliche Arbeiter der ersten Stunde, starb am 12. Mai eines heiligmäßigen Todes.

Am 1. Juli 1890 wurde durch einen Vertrag zwischen England und Deutschland Uganda endgültig dem englischen Einfluß unterstellt, und am 18. Dezember kam Hauptmann Lugard, um im Namen Englands von dem Lande Besitz zu ergreifen. Am 26. Dezember unterzeichnete Muanga, durch die Verhältnisse gezwungen, den Vertrag, durch den er die

Oberhoheit Englands anerkannte. Nun glaubten die Protestanten, obwohl in der Minderheit, daß die Gelegenheit günstig sei, um die Katholiken vollständig zu entrechten. Sie hörten weder auf die Mahnungen des englischen Residenten noch auf die der englischen Prediger. Am 21. Februar 1891 waren neue katholische Missionare eingetroffen. Am 10. März sandte Bischof Hirth die Patres Streicher, Gacon und Bruder Viktor in die Provinz Buddu, wo sie die Station Villa Maria gründeten. Nach 4 Monaten zählte man bereits 2115 eifrige Taufbewerber. Seit dem 4. April verkündete P. Achte über 4000 Katechumenen die frohe Botschaft in der Mission von Bikira. Mit demselben Erfolge arbeiteten die Missionare in Busoga und auf den Seseinseln. In Rubaga war der Zudrang so groß, daß die Arbeit nicht mehr bewältigt werden konnte. Diese vielverheißende Bewegung zum hl. Glauben wurde durch den unseligen Bürgerkrieg vom Jahre 1892 in Frage gestellt. Die einheimischen Protestant n kannten keine Duldsamkeit, vermengten Politik und Religion und erklärten immer wieder, das Land müsse protestantisch werden, da es englisch sei. Die Missionare hatten sich sofort aufrichtig auf den Boden der englischen Besitzergreifung gestellt und suchten die Katholiken zu beruhigen. Manche unkluge Maßnahmen und richterliche Entscheidungen des englischen Residenten Lugard, der die Verhältnisse noch nicht genügend kannte, bestärkten die Heiden und die Katholiken in einem gewissen Mißtrauen und in dem Glauben, daß er nur im Lande sei, um dem Protestantismus zum Sieg zu verhelfen. Die Lage wurde immer gefährlicher. Als die Protestanten in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar von der Residentur Gewehre und Munition erhalten hatten, hielten sie den Augenblick zum Losschlagen für gekommen. Sonntag, den 24. Januar, überfielen sie die ahnungslosen Katholiken. Bischof Hirth und die Missionare mit vielen Frauen und Kindern flüchteten sich in die Missionsgebäude, während die Kugeln von allen Seiten pfiffen. Plötzlich ging die Kirche und die Mission in Flammen auf. Dem Bischof und seinen Gefährten gelang es, sich in einen Vorratsraum zu flüchten, wo sie bereit waren, jeden Augenblick das Opfer ihres Lebens zu bringen. Die noch nicht getauften Frauen und Kinder wurden schleunigst getauft. In der höchsten Not wandte sich Bischof Hirth in einem Briefchen, das zwei Christen unter Lebensgefahr überbrachten, um Hilfe an Lugard, der nach zwei langen Stunden die Missionare aus ihrer gefährlichen Lage befreite. Unterdessen hatten sich die Katholiken gesammelt, bewaffnet und nach heißem Ringen die Angreifer zurückgeworfen; da griff das englische Fort mit einer Kompagnie Soldaten und einer Kanone zugunsten der Protestanten ein und vertrieb die Katholiken. Muanga flüchtete, und kehrte erst nach langen Verhandlungen wieder in die Hauptstadt zurück. Die aus ihrer Heimat verstoßenen Katholiken sammelten sich in der Provinz Buddu, wohin ihnen die Missionare folgten. Am 5. April wurde ein Vertrag abgeschlossen,

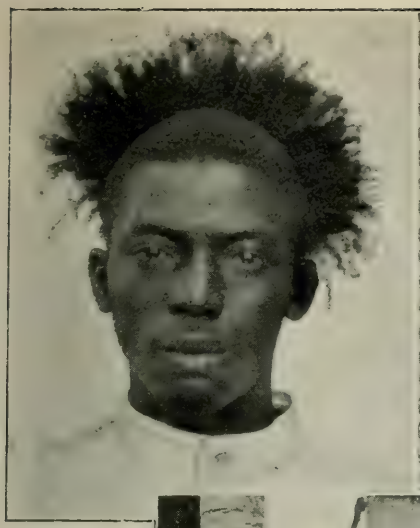
der die vollständige Entrechtung der Katholiken enthielt. Die Protestanten erhielten alle einflußreichen Stellen und fünf Siebtel des ganzen Landes.

Unterdessen war die Kunde von den traurigen Ereignissen nach Europa gedrungen, und die englische Regierung sah sich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen, eine Untersuchung anzustellen, die dem englischen Kommissar Macdonald übertragen wurde. Der Hauptzeuge für die katholische Seite war Bischof Hirth, der in überzeugender Weise die Ursachen des Krieges klarlegte und auf die verhängnisvolle Parteinahme der Vertreter der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft hinwies. Das Ergebnis der Untersuchung muß für die Katholiken günstig gewesen sein, wie man aus den Maßnahmen der englischen Regierung schließen kann. Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft mußte das Land räumen; England sollte in Zukunft durch einen eigenen Kommissar beim König vertreten sein. Der katholischen Mission wurde für die erlittenen Verluste Entschädigung gewährt. Die Katholiken erhielten einige neue Landschaften und Beamtenstellen zugewiesen. Damit war aber das schreiende Unrecht nicht ganz beseitigt.

Um den einheimischen Protestanten jeden Vorwand zu nehmen, behaupten zu können, daß englisch und protestantisch gleichbedeutend sei, beschloß die Genossenschaft mit apostolischer Weitherzigkeit, einen Teil der Mission an die durch Kardinal Vaughan gegründete englische Missionsgesellschaft von Mill Hill abzutreten. Die Propaganda in Rom nahm den Vorschlag an, und durch eine Verfügung vom 13. Juli 1894 wurde die Mission am Nyansa in drei verschiedene apostolische Vikariate geteilt. Das erste, Süd-Nyansa, umfaßte den auf deutschem Boden gelegenen Süden und wurde Bischof Hirth anvertraut. Das englische Gebiet wurde in zwei Vikariate geteilt: der östliche Teil mit dem Namen Ober-Nil wurde den Missionaren von Mill Hill mit Bischof Hanlon an der Spitze zugewiesen, während der Westen als Vikariat Nord-Nyansa den Weißen Vätern verblieb und in P. Guillermain einen neuen Oberhirten erhielt[1].

Die Missionsarbeit konnte nun mit neuem Eifer aufgenommen werden. Schon im April 1894 hatte Bischof Hirth P. Achte in die Landschaft Unyoro gesandt, um dort die Mission Bukumi zu gründen; auch nach Koki war man vorgedrungen. Um diese Zeit wurde in Kisubi der Grundstein zu einem Knabenseminar gelegt. Im Jahre 1895 wurde die Mission Virika in Toro in Angriff genommen. Die Missionare konnten trotz der größten Anstrengungen der Arbeit nicht Herr werden. Bischof Guillermain gab seinen Missionaren das herrlichste Beispiel vollständiger Hingebung und kannte keine Schonung. Am 11. Juli 1896 erkrankte er am Schwarzwasser-

[1] 1915 wurde durch eine Verfügung der Propaganda das Vikariat Nord-Nyansa „Vikariat Uganda" benannt.



Neger-
Typen

Ruanda,
D.-Ostafrika.

Kongo-Miſſionare (Rechts vom Beſchauer P. Schynſe).

Miſſionar mit Katechiſten.

fieber und bereits am 14. Juli ging er in ein besseres Jenseits hinüber. P. Streicher wurde sein Nachfolger; er erhielt am 15. August 1897 zu Kamoga die Bischofsweihe.

Muanga versuchte vergebens noch einmal die Fesseln der englischen Herrschaft abzuschütteln. Durch die langwierigen, von Juli 1897 bis Mai 1899 hin- und herwogenden Kämpfe wurden die jungen Christengemeinden sehr in Mitleidenschaft gezogen. Innerhalb eines Jahres waren mehr als 2000 Christen umgekommen, drei von den von Katholiken bewohnten Provinzen waren vollständig verwüstet, fast alle Dörfer waren in Flammen aufgegangen, 148 Nebenkapellen vernichtet. Trotzdem entwickelte sich das Bekehrungswerk mit unverwüstlicher Lebenskraft weiter. Im Herbst 1899 wurde Bujuni als selbständige Mission ausgebaut. Um dieselbe Zeit wurde Mitala-Maria in der Provinz Mawokota, Busibisi in der Provinz Singo, Nandere, Hoïma, Narosari gegründet. Im Oktober 1899 konnten endlich die Weißen Schwestern in Villa Maria und Rubaga ihre segensreiche Tätigkeit beginnen. 1902 wurde von der Mutterstation Rubaga der Hafenort Entebbe, 1907 Gayaza und Katende, 1909 Naddangira, 1908 von Mitala-Maria die Mission Bukalagi als selbständige Station abgezweigt. 1913 wurden Kisuma und Buruli als selbständige Missionen eingerichtet. — In den Außenländern machte das Christentum keine geringeren Fortschritte. Von der Mission von Virika wurde 1904 Butiti abgetrennt. — Im äußersten Westen konnte infolge Personalmangels und wegen der noch nicht endgültig festgelegten Grenzen erst in den letzten Jahren zu Neugründungen geschritten werden. Für die zum Kongostaat gehörenden volkreichen Stämme westlich und nördlich des Albertsees entstand im Jahre 1911 die Niederlassung von Kilo, 1912 die von Nakasanze und Mahagi. — In Unyoro mußte 1911 Masindi von Hoïma abgetrennt werden. — In der Provinz Nkole wurde 1902 Mbarara gegründet, 1909 Bunyaruguru, 1912 Ibanda, 1914 Kitabi, Kajara, Lujumbula.

Diesem kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Ugandamission möge nun noch einiges über das christliche Leben beigefügt werden. Einen guten Gradmesser für das religiöse Leben bietet der Eifer im Empfang der hl. Sakramente. Manche Christen machen zu diesem Zwecke öfters mehrstündige, ja sogar mehrtägige Reisen, die besonders für die Frauen recht beschwerlich sind, da sie neben den notwendigen Lebensmitteln oft noch ein Kind auf dem Rücken mitzuschleppen haben. In der Mission angelangt, müssen sie bei dem großen Andrang, besonders vor großen Festtagen, manchmal lange warten. Jeden Morgen nach der hl. Messe werden Beichtzettel ausgeteilt. Nur wer einen Beichtzettel vorweisen kann, wird zum Beichtstuhl zugelassen. Als ein Missionar aus Mitleid die Frauen mit einem Kinde zuerst in den Beichtstuhl rief, liehen sich einige

ein Kind, um so früher an die Reihe zu kommen. Leider müssen öfters Christen unverrichteter Dinge wieder heimkehren, weil ihre Lebensmittel nicht weiter reichen. Die Missionare tun das Menschenmögliche und bringen trotz der Hitze und der starken Ausdünstungen der Eingeborenen bei festlichen Anlässen ganze Tage im Beichtstuhl zu. Am Fronleichnamstage 1913 zählte man in Villa Maria 3350, in Bukumi 2342, in Busibisi sogar mehr als 4000 Kommunionen. Wie bereits früher ausgeführt wurde (S. 56), richten die Patres ihr Augenmerk besonders darauf, die hl. Kommunion als wertvolles Hilfsmittel anzuwenden, um die Neuchristen zu einem echt christlichen Leben zu erziehen. Davon sind auch die Kinder nicht ausgeschlossen, wie folgender Bericht des Bischofs Streicher vom Juli 1911 zeigt:

„Wenn sich die Ugandakirche dank ihrer 113811 (1917: 158127) Neuchristen zu einer ansehnlichen Pflanzung im Weinberge des Herrn entwickelt hat, so ist die Zahl von 1236126 Kommunionen ein Beweis, daß es trotz mancher trockener Blätter und verdorrter Zweige um den Baum des übernatürlichen Gnadenlebens gut steht. Die der eucharistischen Lebensquelle entströmende Kraft dringt bis zu den zartesten Zweiglein. Ich denke da an die 4986 Kinder von 7 bis 10 Jahren, die im April zur Osterkommunion zugelassen wurden und sich seither allmonatlich wenigstens einmal, von dem Vater oder der Mutter oder gar beiden Eltern geführt, an der Kommunionbank eingefunden haben. Zu diesen zarten Zweiglein rechne ich ferner die heranwachsenden 3850 Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren, deren Privatkommunion nach einer sechsmonatlichen Vorbereitung durch die erste feierliche Kommunion ihre Vollendung und Krönung fand. Gewiß war die Arbeitsmehrung, die den Missionaren durch die Vorbereitung dieser Kinderkommunionen erwuchs, ganz bedeutend; aber man übernahm sie gerne, und man möchte sie auch in Zukunft nicht mehr missen, so augenscheinlich sind die tröstlichen Wirkungen, die von den Kinderseelen in die einzelnen Familien übergreifen."

Die Christen von Uganda zeichnen sich besonders aus durch eine rührende, kindliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau, der „Namasole", Königin-Mutter des Himmels. Die ganze Mission war ja von Anfang an unter den besonderen Schutz der Himmelskönigin gestellt worden: alle Missionsniederlassungen tragen als Namen irgendeinen ihrer Ehrentitel. Die Muttergottesmedaille, die mit Stolz auf der Brust getragen wird, ist das Ehrenzeichen der Katechumenen, während die Neuchristen mit nicht geringerem Stolze den Rosenkranz um den Hals tragen. Sie tragen ihn aber nicht bloß, sondern sie beten ihn auch. Es gibt wenig Christen, die nicht wenigstens einen täglich beten. In den Familien wird er gemeinsam gebetet. Draußen kann man oft Christen antreffen, die auf Reisen oder auf dem Wege zur Arbeit andachtig den Rosenkranz beten. —

Am 19. Februar 1914 sah das Heiligtum U. L. Fr. von Afrika bei Algier eine ergreifende Feier. Der besondere Schutz des Himmels während

der verschiedenen Verfolgungen, die erfreuliche Verbreitung des wahren Glaubens, die Einleitung des Seligsprechungsprozesses der Baganda-Martyrer, die Weihe der ersten Baganda-Priester brachten den Katholiken Ugandas so recht zum Bewußtsein, was sie nach Gott dem Schutze Mariens schuldeten. Sie wählten deshalb vier von den angesehensten Katholiken aus, die der Königin Afrikas öffentlich ihren Dank abstatten sollten. Die Abgesandten waren zugleich beauftragt, dem hl. Vater in Rom ihre Huldigung darzubringen, nach Jerusalem an das Grab des Erlösers zu pilgern, und das Mutterhaus der Weißen Väter aufzusuchen, um dem Generaloberen, Bischof Livinhac, ihrem ersten Apostel, und seinen Missionaren, die ihnen das Licht des wahren Glaubens gebracht hatten, ihre Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Die Gesandtschaft wurde geführt von Stanislaus Mugwanja, dem Justizminister des Königreiches Uganda, der wegen seiner hohen Verdienste um die Kirche vom Papste durch Verleihung des Sylvesterordens ausgezeichnet worden war. — Nach dem Pontifikalamte, das Bischof Streicher unter Assistenz von Bischof Livinhac in der Basilika feierte, las Stanislaus Mugwanja folgende Huldigung vor:

„O heiligste Jungfrau Maria, unsere Mutter, schaue auf uns Kinder Ugandas, die wir hier vor dir knieen. Wir sind gekommen, um dir in unserem Namen und in dem aller katholischen Baganda Dank zu sagen für die wunderbare Ausbreitung, die unsere hl. Religion in unserem Lande genommen hat. Wir danken dir auch für die große Anzahl seeleneifriger Priester, die du zu uns gesandt hast, damit sie uns in den Wahrheiten des Glaubens unterrichten. Wir weihen dir unser Land und unterstellen es deiner Obhut. Nimm unsere Weihe huldvoll an, und erwirke allen jenen, die unseren hl. Glauben bereits angenommen haben, die Gnade, ihm treu zu bleiben; jenen unserer Landsleute aber, die dich noch nicht kennen, sowie den Völkern ringsumher verschaffe das unschätzbare Glück, katholisch zu werden, und so dahin zu gelangen, in Wahrheit Jesus, unsern Herrn und Seligmacher, kennen und lieben zu lernen!"

Das Christentum in Uganda gibt sich nicht nur in frommen Gefühlen und äußeren Andachtsübungen kund, es handelt sich um eine echte, tiefe Frömmigkeit, die das ganze Leben durchdringt und die auch vor den größten Opfern und Entbehrungen nicht zurückschreckt. Das haben die Christen während der verschiedenen Verfolgungen bewiesen, das beweisen sie auch jetzt noch durch ihr eifriges Tugendstreben. In hartem Kampfe gegen ihre Leidenschaften suchen sie sich zu einem wahrhaft christlichen Leben durchzuringen. Von ihrem Bußgeiste gaben sie einen herrlichen Beweis, als vor mehreren Jahren der apostolische Vikar mit Erlaubnis des hl. Vaters eine kleine Milderung des Fastengebotes durchführen wollte. Da kam eine Abordnung der katholischen Provinzen zu ihm, um in aller Ehrfurcht, aber auch mit Entschiedenheit dagegen Verwahrung einzulegen. Sie sahen in der Milderung nur Mißtrauen gegen ihren Eifer und ihre Treue im Glauben. So mußte man denn bei der alten Strenge bleiben, die von Alcher-

mittwoch bis Ostern auch an Sonntagen jeden Fleischgenuß untersagt, und täglich nur eine volle Mahlzeit und zwar am Abend gestattet.

Bei dem großen Bildungsdrang der Bagandaneger konnte es nicht ausbleiben, daß die Missionare von Anfang an der Schule und dem Unterrichtswesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. An allen Hauptstationen wurden Volksschulen für Knaben und Mädchen eingerichtet, die von Missionaren und Schwestern geleitet werden. Auch an den meisten Nebenstationen befinden sich Schulen, die den Katechisten-Lehrern und Lehrerinnen unterstehen. Im Jahre 1917 zählte das Vikariat 606 Volksschulen mit 12251 Knaben und 7905 Mädchen. Die einheimischen Lehrkräfte werden in besonderen höheren Schulen sorgfältig ausgebildet. Außerdem sind hier noch zu nennen das blühende Knabenseminar zu Bukalasa mit 82 Zöglingen und das Priesterseminar zu Katigondo mit 39 Alumnen. 1904 wurde zu Rubaga die St. Mary's School gegründet, in der junge Leute für die Beamten- oder die Handelslaufbahn vorbereitet werden. Der Lehrplan ist der der englischen höheren Kolonialschulen. Die Anstalt zählt gegen 200 Schüler. Auf dem Gebiete der Schule ganz besonders haben die Patres den scharfen Wettbewerb der Protestanten zu bestehen. Der protestantische Katikiro gab offen als Losung aus: „Die Weißen Väter üben durch ihre Kirchen schon einen zu großen Einfluß auf die Baganda aus; wir dürfen nicht zulassen, daß sie es auch noch durch die Schulen tun." Dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend widmen sich 30 Weiße und 72 einheimische Schwestern. — Die gut eingerichteten und sorgfältig gepflegten Kinder-, Jünglings-, Jungfrauen-, Männer- und Müttervereine tragen mächtig dazu bei, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Katholiken zu pflegen, das religiöse Leben zu vertiefen und durch entsprechende Unterweisungen den verschiedenen Lebensaltern mit ihren verschiedenartigen Gefahren und Bedürfnissen anzupassen. An allen Missionsstationen nimmt man sich mit besonderer Liebe der armen Kranken an. Im Jahre 1917 wurden 427570 Kranke gepflegt. Die stets hilfsbereite Opferwilligkeit der Missionare zeigte sich besonders in der Sorge um die Aussätzigen und die unglücklichen Opfer der Schlafkrankheit. Diese schreckliche Seuche nahm vor einigen Jahren an den Ufern des Nyansa eine unheimliche Ausdehnung. Von den Bewohnern der Seseinseln fielen ihr in drei Jahren 10000 Eingeborene zum Opfer. Nach einem Bericht des englischen Residenten Bell hatte sie im Jahre 1908 bereits über 200000 Eingeborene hinweggerafft. Die Glaubensboten sammelten die armen Verlassenen in großen Schlafkrankenheimen, suchten ihre Leiden zu lindern und sie auf den Tod vorzubereiten.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiete suchte die Mission vorbildlich zu wirken und die Eingeborenen zu geregelter Arbeit zu erziehen. Aus dem Jahresberichte von 1913 erfahren wir, daß neben den Gärten und

Feldern, die zum täglichen Unterhalt der Missionare und des Missionspersonals dienen, mehrere Baumwollpflanzungen, 168280 Kaffeebäumchen und über 50000 Kautschukpflanzen vorhanden waren. Außerdem waren die Patres darauf bedacht, überall Nutzholz anzupflanzen; so befinden sich in Kisubi neben anderen Baumarten über 20000 Eukalyptusbäume. An derselben Mission gibt es eine große Ziegelbrennerei, eine Töpferei, Schreiner- und Zimmermannswerkstätten, eine Gerberei, Schusterei und Sattlerei. Mit diesen Betrieben ist eine Landwirtschafts- und Handwerkerschule verbunden. — In Bukalasa befindet sich eine große Druckerei, aus der bereits eine bedeutende Anzahl Werke der verschiedensten Art für das Vikariat und die umliegenden Missionen hervorgegangen sind. Auch der „Munno" (mein Freund), ein katholisches Familienblatt, wird dort gedruckt. Diese Zeitschrift erscheint jeden Monat. Sie umfaßt 16 Seiten, außerdem noch 8 Seiten Anhang mit einem Heiligenleben. Ihr Hauptzweck ist, den katholischen Familien des Vikariates neben den örtlichen, religiösen und politischen Nachrichten eine tiefere Kenntnis der Religion und der katholischen Kirche zu vermitteln. Die erste Nummer erschien im Januar 1911. Das Blatt wurde von den Katholiken aufs freudigste begrüßt und hat schon viel Gutes gestiftet.

Die englische Regierung hat bei verschiedenen Gelegenheiten den Missionaren ihre Anerkennung ausgesprochen. Der Gouverneur Coryndon schrieb am 9. März 1918 nach einem Besuche in Rubaga an Bischof Forbes, der seit 1917 Bischof Streicher zur Seite steht:

„Durch diese Zeilen möchte ich Ihnen mitteilen, welch angenehme Eindrücke ich bei meinem Besuch in Rubaga gehabt habe und wie sehr ich alle Ihre Werke schätze. Schon seit langem hatte ich von den glänzenden Arbeitsleistungen der Ugandamissionare gehört; ich habe mich nun zu meiner größten Genugtuung mit eigenen Augen davon überzeugen und die Erfolge sozusagen mit eigenen Händen greifen können. Das blühende Gedeihen aller Ihrer Missionsposten ist ein beredtes Zeugnis für das Geschick und die Weisheit der opfermutigen Apostelseelen in jenen Männern und Frauen, die ihr Leben einer so hohen Aufgabe geweiht haben. Empfangen Sie meine aufrichtigen Wünsche für den weiteren Erfolg Ihrer großen Mission."

Ueber die gewaltige religiöse Umwandlung, die in diesem Volke vor sich gegangen, äußerte sich Missionsbischof Geyer nach einer Reise durch Uganda folgendermaßen:

„Dieses Uganda und dieses Unyoro, das sich nördlich und südlich an den Erdgleicher hängt, ist etwas für sich, etwas Einziges. Dieses Hochland zwischen den beiden Seen ist mit ganz ausnahmsweisem irdischem und himmlischem Segen überstreut. Es ist eine Hochburg der Religiosität. In wenigen Jahrzehnten wurden über 100000 Bekehrungen erzielt, und andere 100000 Katechumenen harren der hl. Taufe. Es gibt Pfarreien mit

10000 Seelen und Missionsposten, welche mit 5000 Gläubigen beginnen; 6000 Kommunionen in einer Kirche am Osterfest, in allen Kirchen täglich Hunderte von Andachtskommunionen; über 1000 eingeborene Katechisten, jeder mit 100 und mehr Katechumenen; blühende kirchliche Kongregationen, ein Knaben- und ein Priesterseminar, und eingeborene Schwestern. -- Die eheliche Keuschheit, der Priester- und Ordensberuf in einem Lande mit hundertjähriger Polygamie, das spricht mehr als Worte für die durch das Christentum geschaffene Umwandlung. Das ist eine Wiederholung der Wunder der ersten Kirche, das Martyrium nicht ausgeschlossen. — Es soll nicht gesagt sein, daß Uganda mit Unyoro ein Land von Heiligen sei. Aber dieses Volk, das mit Begeisterung nach Religion dürstet, Tag und Nacht betet und liest, ist etwas für Afrika ganz außergewöhnliches und in der neueren Missionsgeschichte einzig dastehendes. Das Triebwerk des Missionsapparates der Weißen Väter, soweit ich in denselben hineinschauen konnte, ist großartig[1].

Viel ist in dieser schönen Mission von Uganda, die vor kaum 40 Jahren gegründet wurde, unter dem Schutze und mit Hilfe der göttlichen Gnade geleistet worden, aber noch viel mehr bleibt zu tun übrig, bis dieses herrliche Volk in seiner Gesamtheit dem wahren Glauben zugeführt ist.

3. Apostolisches Vikariat Viktoria-Nyansa (Deutsch-Ostafrika).

Das apostolische Vikariat Viktoria-Nyansa erstreckt sich über die Randgebiete der südlichen Hälfte des gleichnamigen Sees, der 1868 von Speke entdeckt wurde. Er ist der größte der innerafrikanischen Seen und erreicht mit seinen 68 480 qkm fast die Größe des Königreichs Bayern ohne die Rheinpfalz. Seine Ufer sind an landschaftlichen Schönheiten sehr reich. Dieses Missionsgebiet umfaßt von Westen nach Osten die Landschaften: Kisiba, Uhaya, Ihangiro, Usuwi, Usindja, Usukuma, Uschaschi, Ururi und Ugaye: außerdem im See die Inseln: Ukerewe, Ukara und Kome. Je nach der Lage der einzelnen Gebiete ist die Bodengestaltung, das Klima und die Bevölkerung verschieden, was für die Missionsarbeit wenig förderlich ist. Manche Gegenden, namentlich im Westen des Sees, gehören zu den fruchtbarsten der ganzen Kolonie und haben eine dichte, höchst entwicklungsfähige Bevölkerung; aber es ist nicht immer leicht, die Bewohner zu erreichen. So setzen sich z. B. die Landschaften Kisiba und Ihangiro aus einer Reihe von ziemlich hohen Hügeln zusammen, die durch tiefe Schluchten und Sümpfe voneinander getrennt sind. Im Süden des Sees sind vor allem die Wasukuma zu nennen. Es ist dies ein kräftiger, unternehmungslustiger Volksstamm, der gute Arbeiter und Karawanenträger

[1] Durch Sand, Sumpf und Wald. S. 478.

liefert, aber im Anfange dem Christentume ablehnend gegenüberstand. Im Jahre 1883 wurde bei den Wassukuma im Bezirke Bukumbi von den aus Uganda verbannten Missionaren die Missionsstation Kamoga gegründet. Die Glaubensboten wurden vom König des Landes und vom Volke freundlich aufgenommen; als sie aber die Sprache genügend beherrschten und die Predigt des Evangeliums begannen, stießen sie auf eine vollständige Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Die Eingeborenen wiederholten ihnen immer wieder, daß diese Religion nicht für sie sein könne; sie seien nur auf der Welt, um zu essen und Lasten zu tragen. Bei einer solchen Geistesverfassung ist es leicht begreiflich, daß das Christentum nur langsam festen Fuß fassen konnte, und daß man die Seelen fast eine nach der andern erobern mußte. — An der Nordostküste des Bukumbigolfes liegt die Hafenstadt Muansa, die annähernd 15 000 Einwohner zählt. Muansa vermittelt den Verkehr von der Ugandabahn über den See mit Tabora und dem Kongo. Seit der Durchführung der Mittellandbahn bis an den Tanganikasee hat es viel von seiner früheren Bedeutung eingebüßt.

Im Jahre 1894 wurde das Gebiet des jetzigen Vikariates mit Nuanda als Vikariat „Süd-Nyansa" von Uganda losgetrennt und seine Verwaltung Bischof Hirth übertragen, der den am See gelegenen Teil im Jahre 1912 seinem Koadjutor Bischof Sweens überließ und sich in das neugebildete Vikariat Kiwu zurückzog. Im Jahre 1915 wurde der Name „Süd-Nyansa" in „Viktoria-Nyansa" umgewandelt.

Als Bischof Hirth im Jahre 1894 das Vikariat übernahm, bestand neben Kamoga nur noch die im Jahre 1892 von ihm selbst gegründete Station Marienberg in der Landschaft Kisiba. Auch hier waren die Anfänge der Mission sehr schwierig infolge der feindlichen Gesinnung der Häuptlinge, die ihren Untertanen bei Todesstrafe verboten, sich von den Missionaren unterrichten zu lassen. Nur durch große Geduld und Liebe gelang es nach einiger Zeit, diese Feindschaft zu besiegen. — Die Missionsarbeit auf der ungefähr 30 000 Seelen zählenden Insel Ukerewe wurde im Jahre 1895 in Angriff genommen; nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten entwickelte sie sich günstig. Im Jahre 1897 ließen sich die Missionare am Südostufer des Sees in der Landschaft Ururi nieder, mußten sich aber wegen der Feindschaft der Eingeborenen zurückziehen und konnten erst 1910 zu Nyegina die Mission wieder aufnehmen. 1897 folgte die Gründung von Katoke in der Landschaft Usuwi, 1910 die auf der Insel Kome. 1902 entstand Bwanja; 1903 Kagondo; 1904 Rubia, wo sich auch das Seminar des Vikariates befindet; 1907 Muanja; 1910 Bukoba; 1911 Tsumwe.

Die Mission nahm in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung, besonders seitdem sich die Feindschaft und die Abneigung einiger Häuptlinge gelegt hat. An den Gestaden des Sees sind mit dem Vordringen der europäischen Kultur mehrere neue Schwierig-

keiten entstanden. In der Gegend von Bukoba und Muansa, die Mittelpunkte der Verwaltung und des Handels sind, vollzieht sich unter den Eingeborenen eine große Umwälzung. Wenn die wahre Umwandlung eines Volkes im äußeren, materiellen Fortschritt bestünde, dann wären diese Gebiete obenan. Man kann nämlich dort Schwarze in nicht geringer Zahl sehen, die in europäischen Kleidern mit feinen Lackstiefeln, falschen Kragen, Schlipsen nach der neuesten Mode einherstolzieren. Aber leider sind es meist nur übertünchte Gräber, die unter diesem äußeren Firnis eine viel größere sittliche Verkommenheit verbergen als der einfache Neger mit seinem armseligen Graslendenschurz. Der Missionar hat nun die schwierige Aufgabe, den Leuten verständlich zu machen, daß die wahre Gesittung nur die sein kann, die auch die Seele hebt und veredelt und die Sitten reinigt. — Im Westen und Süden des Sees wurden mehrere große Pflanzungen angelegt, auf denen die Eingeborenen arbeiten. Leider bleibt diesen Leuten nur zu oft keine Zeit mehr, sich in der christlichen Lehre weiter unterrichten zu lassen. Es wäre deshalb von großem Vorteil, wenn die Mission selbst den Leuten Arbeit verschaffen und sie so regeln könnte, daß noch Zeit für den religiösen Unterricht bliebe. — Da man ferner für die verschiedenen öffentlichen Arbeiten, z. B. für den Wegebau oder für den Trägerdienst, nicht immer die nötige Anzahl Freiwilliger findet, muß manchmal zur Zwangsaushebung geschritten werden. Dabei gehen nun die Häuptlinge, die der Mission nicht gewogen sind, sehr parteiisch vor. Nur zu oft bestimmen sie zu solchen Arbeiten Taufbewerber oder Neuchristen, die so für längere Zeit dem Einfluß der Missionare entzogen werden.

Auch hat der Islam an den Ufern des Sees eine besorgniserregende Ausdehnung genommen. In Muansa befinden sich schon mehr als zehn Moscheen. Da die Islamgefahr für alle afrikanischen Missionen und besonders für Deutsch-Ostafrika von der größten Bedeutung ist, seien hier einige Bemerkungen darüber beigefügt. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstreckte sich in Aequatorialafrika der Einfluß des Islam meist nur auf einen nicht sehr breiten Küstenstreifen. Die arabischen Händler drangen aber nach und nach immer mehr ins Hinterland vor, wo sie den ganzen Handel an sich rissen. Ohne ihre Hilfe und Empfehlung war es unmöglich, ins Innere zu gelangen, denn sie beherrschten alle Handels- und Verkehrsmittelpunkte. Solange sie die Macht in Händen hatten, gewannen sie besonders in den Gebieten, wo sie bei den Eingeborenen nur als gefürchtete Elfenbein- und Sklavenjäger bekannt waren, wenig Anhänger. Das wurde aber anders, als sie durch die Besetzung dieser Gegenden durch europäische Mächte ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß schwinden sahen. Sie suchten nun mit Hilfe der Religion das Verlorene wiederzugewinnen. Dabei gingen sie mit zäher Beharrlichkeit vor. Jeder Muselmann, sei er nun Händler oder Soldat der Schutztruppe oder Regierungs-

beamter, ist ein eifriger Werber für seine Religion; das Verhängnisvolle dabei ist, daß er seine Tätigkeit meist so ausübt, daß sie nach außen wenig hervortritt und man so leicht über ihre Gefährlichkeit hinweggetäuscht wird. — Uebrigens stellt die „Bekehrung" eines Negers zum Islam keine hohen Anforderungen. Er kann seinen heidnischen Aberglauben ruhig beibehalten; er darf seinen Lastern weiter fröhnen, auch mehrere Frauen haben, wenn er sich nur beschneiden läßt, einige äußere Gebräuche annimmt und das Glaubensbekenntnis ablegt: „Es gibt nur einen Gott Allah, und Mohammed ist sein Prophet". Dann wird er auf einmal weit über die „Waschensi" (Wilde) erhoben, und schaut mit Geringschätzung und Verachtung auf Christen und Heiden herab. In unglaublich kurzer Zeit hat sich der Islam in ganz Innerafrika ausgebreitet, und sein Einfluß macht auch in Deutsch-Ostafrika rasche Fortschritte, sogar in Ruanda und Urundi, die bis in die letzten Jahre unberührt geblieben waren. In manchen Gegenden, vor allem in der Nähe der Küste, ist kaum ein Dorf ohne Moschee. — Leider unterschätzen manche Kolonialpolitiker und auch manche Regierungsvertreter die Gefährlichkeit des Islam. Man hält ihn für die richtige Religion der Negerrasse, oder wenigstens für eine geeignete Uebergangsreligion zum Christentum. Wer so urteilt, kennt den Islam nicht. Der Mohammedanismus ist nicht nur eine religiöse, sondern auch eine kulturelle und politische Gefahr. Beim Aufstand des Jahres 1905 spielte der Islam eine hervorragende Rolle. — Hören wir, wie ein guter Kenner afrikanischer Verhältnisse über den Wert des Islam urteilt. Richard Kandt schreibt in seinem „Caput Nili" S. 195:

„Wo sich bei den Negern besonders hartnäckige und scheinbar unüberwindliche Vorurteile gegen Christen- und Europäertum finden, so haben sie immer ihre Wurzeln in Einflüsterungen von Mohammedanern. Alle Kolonialvölker wollen den Islamitismus mit Schonung, Freundlichkeit, Toleranz und manchmal sogar Adjuvanz für uns und unsere Kultur gewinnen. Vergebliches Bemühen, verlorener Aufwand. Nur mit seinen eigenen Waffen, mit Feuer und Schwert ist die Gefahr seiner Ausbreitung zu unterdrücken. Aber für diese Aufgabe sind wir nicht gerüstet, sind wir zu sehr geistig gehemmt durch allerhand Ketten und Schuhe, trotzdem ein Blick in die Kulturgeschichte der Völker lehrt, daß mit der bisher verfolgten Methode der Mohammedaner unbekehrbar bleibt in Religion und Politik. Wie oft hörte ich hier die lockende Rede von der Kultur, die der Mohammedaner mit sich bringt. Geschichte studieren, meine Herren! Nichts täte uns mehr not. Ein Meer von Trümmern könnte man aus dem Treibsande Asiens und Nordafrikas graben, und daraus ein Denkmal der Kultur, die den Wegen der Mohammedaner folgt, zusammensetzen, das zu uns nicht sprechen, sondern schreien würde."

Trotz aller dieser Schwierigkeiten schauen die Glaubensboten voll Zuversicht in die Zukunft. Im Jahre 1917 zählte die Mission bereits 12365 Christen und 7307 Katechumenen. In 50 Schulen werden 2145 Knaben

und 1493 Mädchen unterrichtet. Ein blühendes Knaben- und Priesterseminar, aus denen schon vier einheimische Priester hervorgegangen sind, berechtigen zu den besten Hoffnungen. Weiße Schwestern und einheimische schwarze Schwestern widmen sich der weiblichen Jugend und der Frauenwelt. Von dem eifrigen religiösen Leben der Neuchristen zeugt folgender Bericht eines Paters an den apostolischen Vikar:

„Die Herz Jesu-Verehrung erfüllt unsere Christen mit wahrer Opfergesinnung. Ich brauche Ew. Bischöfliche Gnaden nur daran zu erinnern, daß eine Reihe von Christen bei Ihnen angelegentlichst um die Erlaubnis nachgesucht hat, allwöchentlich eine nächtliche Anbetungsstunde vor ausgesetztem Gute halten zu dürfen. Ich kenne eine Reihe von Christen, die inzwischen für sich daheim in der Nacht von Donnerstag auf Freitag die Anbetungsstunde hält. Der Erste Freitag im Monat wird feierlich begangen. Den ganzen Tag über sehen wir verschiedene Männer und Frauen ihre Anbetung am Fuße des Altares halten. Dann und wann zählen wir darunter solche, die einen Weg von 6–7 Stunden haben zurücklegen müssen, um unsern Herrn und Heiland im Allerheiligsten Sakramente begrüßen zu können. Die Neuchristen aus der Umgegend der Mission kommen zahlreich. Das Herz Jesu-Fest selbst aber wird mit der größten Feierlichkeit begangen. Der Andrang zu den hl. Sakramenten ist außerordentlich, und die Kirche wird tagsüber von Besuchern nicht leer."

Auf der Insel Ukerewe hat die Mission die große Pflanzung Marienhof angelegt, wo über 1000 Christen lohnende Arbeit finden, und wo die Eingeborenen angeleitet werden, selbst Baumwolle, Reis und andere wertvolle Kulturpflanzen anzubauen. Aber die Mission steht zum Teil erst in ihren Anfängen. Der Apostolische Vikar Bischof Sweens schrieb gegen Ende des Jahres 1917: „Zu Anfang des Jahres habe ich unsere 7 Stationen des Gebietes am Nyansa besucht, das ungefähr 600000 Einwohner zählt, unter denen sich kaum 7000 Katholiken befinden. Der Rest ist noch dem Fetischismus ergeben." — Es wird noch viel Arbeit und große Opfer kosten, bis diese Naturkinder alle für das Christentum gewonnen sind.

4. Apostolisches Vikariat Kiwu (Deutsch-Ostafrika).

Das Apostolische Vikariat Kiwu, nach dem im Nordwesten die Mission vom Kongostaat trennenden Kiwusee benannt, wurde durch einen Erlaß der Propaganda vom 12. Dezember 1912 errichtet; und zwar erhielt es vom Vikariat Viktoria-Nyansa die Landschaft Ruanda mit 9 Missionsstationen, vom Vikariat Unyanyembe die Landschaften Urundi und Uha mit 6 Niederlassungen zugewiesen. Bei der Neueinteilung der Vikariate war man bestrebt, Gebiete mit ähnlichen Volksstämmen und ähnlicher Sprache möglichst zu einem Missionsgebiet zu vereinigen, weil das den Glaubensboten die Bekehrungsarbeit bedeutend erleichtert. Das neue Vikariat Kiwu ist ohne Zweifel das wichtigste Missionsfeld von ganz Deutsch-Ost-

afrika, zählt es doch in den drei Landschaften Ruanda mit 2 500 000, Urundi mit 1 800 000 und Uha mit 800 000 Einwohnern ungefähr ebensoviel Eingeborene als alle anderen 7 Missionsgebiete der Kolonie zusammen. Diese drei Provinzen bilden die Nordwestecke Deutsch-Ostafrikas; sie sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entdeckt und den Glaubensboten zugänglich gemacht worden. Im Jahre 1892 durchzog Oskar Baumann als erster Urundi, im Jahre 1894 durchquerte Graf Götzen Ruanda; ihnen folgten dann Richard Kandt, Hans Meyer, der Herzog von Mecklenburg mit einem ganzen Stabe von Fachmännern. — Die Landschaft Uha ist das nördlichste der Steppenländer, die sich an den Tanganika anlehnen und den Übergang zum eigentlichen Unyamwesi bilden. Sie ist zum Teil mit dichtem Wald, zum Teil mit Grassteppe bedeckt. Die Bevölkerung besteht aus Bantu-Hamiten, die sich meist mit Viehzucht abgeben. — Die durchschnittliche Höhenlage der Gebiete von Ruanda und Urundi beträgt 1400 m über dem Meeresspiegel. Landschaftlich findet man die herrlichsten Stellen, die sich mit mancher Gegend in der Schweiz messen können. Im Nordwesten erheben sich Vulkane bis zu 4500 m Höhe. Urundi wie Ruanda hat Äquatorialklima mit zwei Regenzeiten. Infolge der großen Erhebung über dem Meere ist das Klima ziemlich günstig, Malaria ist selten. Neun Zehntel des Landes sind von Acker- und Weideland bedeckt. — Die Bevölkerung zerfällt in drei ganz verschiedene Klassen oder Kasten. Die Batussi sind ein von Nordosten eingewandertes Hirten- und Herrenvolk. Sie gehören zu den längsten Menschen der Erde; Männer von über 2 m Höhe sind nicht selten. Sie haben in ihrem ganzen Auftreten etwas Selbstbewußtes und Würdevolles. Ihnen gehören die zahlreichen Rinderherden. Die Felder werden von der zweiten Kaste, den Bahutu, bestellt, die von den herrschenden Batussi auf jede Art ausgebeutet werden. Die Bahutu bilden 90 Prozent der Bevölkerung, sie haben aber gar keinen Einfluß. Die niedrigste Klasse bildet das Wald- und Zwergvolk der Batwa, die sehr wenig zahlreich sind. — Bei diesen Völkern ist der Familiensinn viel mehr entwickelt als bei anderen Negerstämmen; die Stellung der Frau ist auch eine viel bessere; die Zahl der Kinder ist verhältnismäßig groß. Die religiösen Überlieferungen weisen in manchen Punkten merkwürdige Ähnlichkeiten mit christlichen Wahrheiten auf. Die Eingeborenen glauben an einen Gott „Imana", der gut ist, deshalb kümmern sie sich nicht weiter um ihn; dafür wenden sie sich aber um so mehr an alle möglichen Geister und „Mzimus" (Seelen) der Verstorbenen. So ist natürlich dem größten Aberglauben Tür und Tor geöffnet, der von den zahlreichen Zauberern dazu benutzt wird, über die armen Leute eine wahre Tyrannei auszuüben. Wenn auch die Bewohner dieser Gegenden sittlich höher stehen als die meisten anderen Negerstämme, so sind sie im allgemeinen doch noch recht wild und unbotmäßig. Morde sind nicht selten. Ein Sprichwort in Ruanda

sagt bezeichnend: um ein Mann zu sein, muß man jemand getötet haben. Auch rühmen sie sich offen ihrer Mordtaten, wenn es gilt, bei den Trinkgelagen oder vor den Häuptlingen auf ihre Tapferkeit hinzuweisen. Besonders schwer auszurotten ist der Hang zum Lügen und Stehlen und die Blutrache.

In Urundi wurde im Jahre 1896 zu Muyaga die erste Mission gegründet, während die ersten Glaubensboten erst im Jahre 1900 nach Ruanda vordrangen. Die Häuptlinge des Landes waren nicht sehr erfreut über ihre Ankunft. Die Führer hatten Auftrag, die Missionare in die Irre zu führen. Bei ihrem Herannahen verließen die Eingeborenen die Dörfer und versteckten die Lebensmittel. Es war klar, man wollte sie zwingen, das Land zu verlassen; aber die Patres ließen sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen. Die meisten Eingeborenen hielten sie für mächtige Zauberer, deshalb wandten sie sich nach und nach doch an sie in den verschiedensten Anliegen. Auf einmal stellten sich aber die Leute viel seltener ein; die Zauberer hatten nämlich das Gerücht verbreitet, die Patres hielten in ihren Hütten ihre Mütter versteckt, die sie auf unterirdischen Wegen herbeigehext hätten; diese Mütter äßen am liebsten das Fleisch von Kindern. Sobald sich die Missionare irgendwo zeigten, flohen deshalb die Kinder nach allen Richtungen auseinander.

Eine weitere Schwierigkeit für die Bekehrung bildet das Kastenwesen. Die Bahutu verhielten sich zunächst sehr zurückhaltend, weil sie in den Patres eine neue Art Batussi vermuteten, die nur gekommen sei, um auf der Bahutu Kosten ein sorgenfreies Dasein zu fristen. Als sie aber bemerkten, daß die Weißen Männer Gerechtigkeit und Liebe übten gegen alle, auch gegen sie, wurden sie zutraulicher und hofften, in ihnen eine Stütze zu finden gegen die tyrannischen Häuptlinge. — Die Batussi ihrerseits sahen in den Glaubensboten nur die lästigen Beobachter ihres Aussaugesystems den Bahutu gegenüber. Sie wollten sich deshalb ihrer möglichst bald entledigen. Um ihnen den Aufenthalt zu verleiden, legten sie zu verschiedenen Malen Feuer an ihre Niederlassungen. Aber die Missionare hielten mutig aus und fuhren fort, sich durch Güte das Vertrauen aller zu gewinnen; denn dieses Vertrauen ist ja die notwendige Vorbedingung für eine gedeihliche Wirksamkeit. Wie rasch es ihnen gelang, das Zutrauen der Bahutu zu erwerben, beweist folgende Stelle aus dem Tagebuch der im Jahre 1900 gegründeten Mission von Issawi:

„Um den wunderbaren Teich zu Bethsaida fand wohl kein größeres Gedränge statt, als um die Apotheke des guten P. Paul Barthelemy, wenn er mit seinem geheimnisvollen Medizinkasten erschien. Es war gut, daß er mit frischer Geduld ausgerüstet war, um die langen Sitzungen auszuhalten. Er bedurfte seines starken Glaubensgeistes, um nicht inmitten dieses schrecklichen Geruches der vielen ekelerregenden Wunden zu unterliegen. Ich habe in keiner

unserer anderen Missionen je ähnliches gesehen. Weitklaffende Wunden, die die Knochen bloßlegten; bei manchen ganz zerfressene Gesichter; viele hatten keine Zehen mehr an den Füßen. Blinde kamen zu uns, um das Augenlicht, Taube, um das Gehör wiederzuerhalten. Selbst Sterbende brachte man auf Tragbahren zu uns. Ein jeder wollte der erste sein, um gepflegt zu werden. Die Mütter nahmen ihre Kinder und reichten sie über die Reihen hinüber. Zwischen anderen kam es fast zum Ringkampfe, um sich einen guten Platz zu erobern. Wenn wir auch nicht jene Wunder wirkten, welche die Menge von uns erhoffte, so haben wir doch gar manchem Sterbenden die Pforte des Himmels erschlossen."

Nachdem einmal in das Mißtrauen eine Bresche gelegt war, konnten die Missionare es wagen, in den am meisten bevölkerten Provinzen Ruandas rasch eine ganze Reihe Niederlassungen zu gründen; so entstanden 1900 Nsasa, 1901 Nyundo, 1903 Mibirisi, 1904 Ruasa, 1906 Kabgaye, 1908 Rulindo, 1910 Nyaruhengeri, 1912 Murunda, 1913 Kigali. — In Urundi folgten die Niederlassungen weniger schnell aufeinander: 1896 Muyaga, 1899 Mugera, 1902 Buhonga, 1905 Kanyinya, 1909 Rugari, 1912 Buhoro.

Missionsbischof Hirth, der bereits das dritte Missionsgebiet zur Entwicklung bringt, legt sehr großes Gewicht darauf, daß die Missionare durch den Einzelverkehr auf die Taufbewerber einwirken. Zu diesem Zwecke stehen sie jeden Morgen nach der Unterweisung den Eingeborenen zur Verfügung. Bei diesen Sonderunterredungen kann dann die so wichtige Kleinarbeit geleistet werden, bei der besonders auf die Erziehung des Gewissens, das bei diesen Naturkindern gefälscht oder abgestumpft ist, ins Auge gefaßt wird. Beim Unterricht wird auch die Erziehung des äußeren Menschen nicht vernachlässigt. Man achtet sehr auf Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Die ganze Haltung soll zeigen, daß die Taufbewerber vom Ernste der Sache durchdrungen sind. — Auch dem Schulwesen widmeten sich die Missionare mit großem Eifer. Im Jahre 1917 bestanden 85 Schulen mit 3847 Knaben und 2639 Mädchen; außerdem befindet sich in Nianza, der Residenz des Königs, eine Schule für Häuptlingssöhne und Pagen des königlichen Hofes. In Kabgaye ist das Knaben- und Priesterseminar untergebracht, in dem neben dem ernsten Streben nach Wissenschaft auch für Abwechslung in der nötigen Abspannung gesorgt ist. So berichtet im Jahre 1914 P. Donders unter anderm:

„P. Schumacher verschaffte mir noch einen anderen Genuß, nämlich eine Theatervorstellung der Schwarzen. Ich hatte Ähnliches nie bei den Negern beobachtet. Es waren Pantomimen von Szenen aus dem Volksleben. Da trat ein Schwarzer als Mutussi-Frau auf, die ihren Töchtern einen Anstands- und Tanzkursus gibt; ein kleiner Mutwa, dünn und behend wie ein Äffchen, ahmte einen Raben nach, der eine tote Hyäne findet und sich vorsichtig überzeugt, daß die Gefürchtete tot ist, bevor er ihr mit dem hungerigen Schnabel

zu Leibe rückt. Es waren köstliche Szenen, die von der Beobachtungsgabe dieser Naturkinder beredtes Zeugnis ablegten."

Durch unverdrossene, geduldige Arbeit ist es den Missionaren gelungen, einen Teil dieses wilden Bergvolkes unter das Joch Jesu Christi zu beugen. Es wäre nicht richtig, zu behaupten, daß alle Neubekehrten wahre Musterchristen sind, aber bei dem kurzen Bestehen der Mission sind die Erfolge recht erfreulich. Im Jahre 1917 zählte die Mission 22594 Neuchristen und 6341 Katechumenen. Es sind nur trockene Zahlen, die kaum ahnen lassen, was während weniger Jahre in diesen Naturkindern für eine Umwandlung vor sich gegangen ist. Eine der blühendsten Niederlassungen ist die von Issawi, die schon mehrere Tausend Christen zählt. Jeden Sonntag kommen dort die Christen aus der ganzen Umgegend zusammen und füllen die 80 m lange und 20 m breite Kirche bis auf den letzten Platz. Sie bringen gewöhnlich den ganzen Sonntag in der Nähe der Kirche zu. Am Morgen empfangen sie die hl. Sakramente, und viele bekommen erst am Abend nach ihrer Heimkehr etwas zu essen. Ein erfreuliches Zeichen eifrigen und erleuchteten Glaubens sind die häufigen Besuche beim eucharistischen Heilande. Kommen die Christen zur Mission, so gilt immer der erste und letzte Besuch der Kirche. — Der Diebstahl gehört zu den Nationallastern des Volkes; nun verlangt aber die christliche Gerechtigkeit, daß das zu Unrecht erworbene Gut zurückerstattet und daß der zugefügte Schaden wieder gut gemacht werde. Das ist manchmal keine Kleinigkeit. Mehrere von diesen ehemaligen Räubern und Wegelagerern zahlen bereits seit Jahren bei der Ernte eine kleine Summe zurück, um so der Gerechtigkeit zu genügen. — Eine weitere große Schwierigkeit für die Christen ergibt sich aus der drakonischen Strenge des Gesetzes der Blutrache. In den Augen der Eingeborenen verliert jeder, der sich nicht rächt seine Manneswürde und wird ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Und doch bringen es die Christen über sich, mit diesem Vorurteil zu brechen und in christlicher Liebe zu verzeihen. Ein Katechumene, der der Sitte des Landes gemäß den Tod eines Verwandten hätte rächen müssen, schenkte den Mördern großmütig das Leben. Um aber zu zeigen, daß er es nicht aus Feigheit oder aus Mangel an günstigen Gelegenheiten tue, schlich er sich sechsmal in der Nacht allein zu den Feinden seiner Familie, weckte sie aus dem Schlafe, und zum Beweise, daß er sie leicht hätte töten können, zündete er eine kleine Hütte an, und brachte sich dann wieder in Sicherheit. — Gar manche müssen Beschimpfungen, Drohungen, ja selbst Mißhandlungen über sich ergehen lassen, um den Unterricht der Missionare besuchen zu können. Viele Bahutu wurden sogar von ihren Lehensherren ihres Viehes beraubt, andere wurden von Haus und Hof vertrieben, weil sie ihrem Glauben nicht entsagen wollten. Auch die stolzen Batussi, die sich bis in die letzte Zeit ziemlich abseits hielten, schließen sich der Bewegung an und lassen

sich zugleich mit den früher so verachteten Bahutu unterrichten. Missionare, die mit den Verhältnissen vertraut sind, erwarten von der Kiwumission eine ähnliche günstige Entwicklung, wie sie Uganda aufzuweisen hat.

5. Apostolisches Vikariat Tanganika (Deutsch-Ostafrika).

Der Tanganikasee, der dem Missionsgebiet den Namen gegeben hat, ist ungefähr 600 km lang und 50—80 km breit. Er liegt im zentralafrikanischen Graben zwischen Deutsch-Ostafrika, dem Kongostaat und Nordostrhodesia. Die Araber drangen bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in diese Gegenden vor, wo sie den ganzen Handel an sich rissen und die Neger in der schamlosesten Weise ausbeuteten. In Udjiji war bei der Ankunft der Missionare im Jahre 1879 wegen der vorherrschenden Stellung des Islam für das Bekehrungswerk einstweilen nichts zu erwarten. Die Glaubensboten wandten sich deshalb zunächst gegen Norden nach Urundi, wo am 30. Juli 1879 zu Rumonge die erste eigentliche Missionsstation gegründet wurde. Nach der Ankunft der Missionare der zweiten Karawane ließ man sich im Kongogebiete am anderen Ufer des Sees zu Mulweva in der Landschaft Massanze nieder, wo die Mission günstige Aussichten zu bieten schien. In Rumonge wurden die Missionare im Mai des Jahres 1881 von den wilden Eingeborenen überfallen; die Patres Augier und Deniaud wurden von Pfeilen und Lanzen durchbohrt und grausam verstümmelt. Den beiden anderen Patres gelang es, das Haus zu verrammeln und, nachdem Hilfe eingetroffen war, sich nach Massanze zu flüchten.

Um diese Zeit erhob sich für die Mission eine große Gefahr, da die Araber die Eingeborenen gegen alle Weißen, auch gegen die Missionare, aufhetzten. Unter der Führung des berüchtigten Sklavenhändlers Rumalisa „Allzerstörer" suchten sie die Ufer des Tanganika auch weiterhin gegen die vordringenden europäischen Mächte zu behaupten. Es entspannen sich lange und erbitterte Kämpfe zwischen den arabischen Sklavenräubern und dem ehemaligen Hauptmann der päpstlichen Zuaven Joubert, der mit unermüdlicher Ausdauer und heldenmütiger Tapferkeit mit einigen Negern die Missionare und die Eingeborenen, die sich unter ihren Schutz geflüchtet hatten, verteidigte. Im Jahre 1885 bot die internationale Gesellschaft von Brüssel den Missionaren die beiden befestigten Plätze Karema auf dem Ostufer und Mpala am Westufer des Sees als Zufluchtsstätte an. Die Glaubensboten nahmen das Anerbieten an und verließen die Niederlassungen, in denen sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Sie mußten nun blutenden Herzens zusehen, wie die ganze Umgegend von den Banden Rumalisas gebrandschatzt wurde. Im Jahre 1890 waren die Missionare in Mpala mit Joubert in der größten Gefahr, aus der sie nur durch ganz besonderen

göttlichen Schutz errettet wurden. Rumalisa hatte nämlich gegen 1000 Mann zusammengebracht, um endlich einen entscheidenden Schlag zu führen. Unter dem Bandenführer Radjabu ließ er seine Leute zu Lande gegen die Weißen marschieren, während die Flinten und die Munition auf verschiedenen Kriegsbooten über den See gebracht werden sollten. Bei ruhiger See fuhren die Boote in der Nacht aus, um den Truppen, die bis in die Nähe der Station gelangt waren, die Waffen zu überbringen. Die Gefahr war groß. Die Missionare und die Christen beteten zu U. L. Frau von der Immerwährenden Hilfe. Plötzlich erhob sich auf dem See ein heftiger Sturm, der die Boote gegen die Felsen trieb, wo sie mit ihrer gefährlichen Ladung versanken. Dadurch wurden auch die Truppen gezwungen, sich schleunigst aus den unter dem Schutze Jouberts stehenden Gebieten zurückzuziehen. Die durch den Antisklavereikreuzzug des Kardinals Lavigerie gegründeten Ausschüsse rüsteten verschiedene Truppenabteilungen aus, die in erbitterten Kämpfen mit den Sklavenhändlern schwere Verluste erlitten, aber endlich doch vereint mit der kampferprobten Truppe Jouberts im Jahre 1894 Rumalisa entscheidend schlugen und seine Banden für immer aus der Tanganikagegend vertrieben. — Während dieser langjährigen schweren Kämpfe war naturgemäß an eine planmäßige und erfolgreiche Bekehrungsarbeit nicht zu denken. Die Missionare bemühten sich, den Eingeborenen, die sich vor den Sklavenjägern zu ihnen flüchteten, den nötigen Schutz angedeihen zu lassen und sie im wahren Glauben zu unterrichten; aber bei dem öfteren Wechsel der Niederlassungen war es nicht möglich, das ganze Werk auf eine breitere Grundlage zu stellen. Das sollte nun anders werden, nachdem etwas Ruhe und Friede eingekehrt war. Bereits am 27. September 1880 war das ganze Gebiet um den See zu einem Provikariat erhoben worden. Eine neue Verfügung Roms vom 30. Dezember 1886 schuf aus dem Provikariate drei Missionsbezirke. Der auf dem westlichen Ufer des Sees gelegene Teil bildete das Provikariat Oberkongo, während das weite Gebiet östlich vom Tanganika das Provikariat Unyanyembe und das apostolische Vikariat Tanganika umfaßte. Erster apostolischer Vikar des Tanganika war Bischof Charbonnier, der bereits im Jahre 1888 dem Klima erlag; sein Nachfolger Bischof Bridoux fiel schon im Jahre 1890 den Strapazen zum Opfer, während Bischof Lechaptois die Mission von 1891 bis 1917 leitete.

Das apostolische Vikariat Tanganika erstreckt sich über die Landschaften Uwinza und Ugalla im Norden; Ubenda, Ufipa und Urungu im Westen längs des Sees, Ukonongo und Itumba im Innern; die Unyika-Hochfläche im Süden. Es zählt trotz der Ausdehnung von über 200 000 qkm wenig Einwohner. Die traurigen Folgen der Sklavenjagden, von denen allenthalben Überreste verwüsteter Dörfer Kunde geben, machen sich noch immer bemerkbar. — Die Ufer des Sees weisen einige tiefe Buchten auf

Alumnen des Knaben- und Priesterseminars zu Katigondo (Uganda).

wurde besonders erschwert durch den nachteiligen Einfluß des Klimas auf die Gesundheit der Missionare und durch die geringe Dichte der Bevölkerung. — Des Grundsatzes eingedenk, daß wer die Jugend hat, die Zukunft beherrscht, gingen die Patres sofort mit allem Eifer daran, möglichst viel Schulen zu gründen, die sie an den Hauptstationen selbst leiten, während ihnen in den Nebenstationen gründlich ausgebildete Lehrer und Katechisten vorstehen. Im Jahre 1917 zählte man in 197 Schulen 6913 Knaben und 5120 Mädchen, die neben den notwendigsten weltlichen Kenntnissen sich dort auch die christlichen Glaubens- und Sittenlehren aneignen. Durch die Kinder wird dann der Same des Christentums in die Familien getragen, der allmählich in den Anschauungen und Sitten eine Umwandlung hervorbringt, die sich immer mehr bemerkbar macht; wenn auch manche alte Heiden erst in der letzten Stunde den Mut und die Kraft finden, vollständig mit den heidnischen Gewohnheiten zu brechen. So stirbt in den Dörfern, die von Kala aus die frohe Botschaft erhalten, kaum ein Eingeborener, ohne das Sakrament der Wiedergeburt empfangen zu haben. Wohl wehrten sich die Zauberer mit aller Macht gegen die Tätigkeit der Missionare, die ihren Einfluß vollständig lahmzulegen drohte. Sie suchten mit allen möglichen Mitteln und Drohungen vor allem die Kinder vom Besuche der Mission abzuhalten. Zu diesem Zwecke streuten sie die tollsten Gerüchte aus; so z. B. die Patres töteten die Kinder, um ihre Stimme zu rauben, die sie dann in eine Kiste einsperrten; die Töne des Harmoniums an der Missionsstation seien nichts anderes als die Stimmen dieser armen Opfer. Aber trotzdem gewannen die Missionare immer mehr das Vertrauen der Eingeborenen, so daß der Apostolische Vikar im Jahre 1913 schreiben konnte: „Seit 20 Jahren sehe ich die Mission des Tanganika sich entwickeln, langsam aber gleichmäßig fortschreitend. Ich sah, wie trotz der großen Schwierigkeiten und des Verlustes vieler Missionare, die durch einen zu frühen Tod hinweggerafft wurden, die Missionsstationen sich vermehrten und nach und nach wahre und gute Pfarreien wurden, in denen das christliche Leben täglich an Eifer gewinnt. Der Tanganika gehört nicht zu jenen glücklichen Missionen, wo die Schäflein ihre Hirten aufsuchen. Die meisten wohnen zerstreut und wären für immer verloren, wenn die Hirten ihnen nicht nachgingen und sie in den sogenannten Hilfsmissionen zu sammeln suchten. Manche Missionen haben 10 und sogar 20 solcher Hilfsstationen errichtet. Gewöhnlich befindet sich dort eine Kapelle und eine Schule mit einem Katechisten. Durch diese Nebenstationen schließen sich die einzelnen Hauptstationen zu einem Ganzen zusammen, und so kann der Einfluß des Christentums sich auf den größten Teil der zerstreut wohnenden Bevölkerung ausdehnen." — Durch diesen Einfluß vollzieht sich ein Umschwung, der sich im ganzen Leben der Christen und Katechumenen kundgibt. — So ließ in Mwazye der alte Häuptling Kasea, als ihn während einer schweren

Krankheit der Katechist taufen wollte, alle seine Kinder und die Dorfbewohner zusammenrufen, damit sie der heiligen Handlung beiwohnten. Er wollte so allen ein gutes Beispiel geben. Als er wieder genesen war, leuchtete er allen seinen Untertanen durch einen echt christlichen Lebenswandel voran und trug stolz das Kreuz und die Muttergottesmedaille auf der Brust.

Die Glaubensboten verwendeten seit Jahren großen Eifer darauf, einheimische Hilfskräfte heranzubilden. In Karema befindet sich eine Katechistenschule und ein kleines Seminar, das 44 Zöglinge zählt, in Utinta ein Priesterseminar mit 4 Alumnen, von denen zwei bereits die Tonsur erhalten haben. — Neben den Weißen Schwestern leisten die eingeborenen Schwestern des hl. Petrus Claver in verschiedenen Missionen bei der Erziehung der Mädchen und Frauen ausgezeichnete Dienste.

Auch in materieller Hinsicht bemühen sich die Glaubensboten, veredelnd und fördernd auf die Eingeborenen einzuwirken. An allen Missionsstationen wurden Obst- und Gemüsegärten angelegt, deren Erzeugnisse wesentlich dazu beitrugen, den Gesundheitszustand der Missionare zu bessern. Auch mit größeren Pflanzungen wurden Versuche gemacht. In Kala, das in einer durch steil aufsteigende Berge geschützten Bucht liegt, findet man tropisches Obst in Hülle und Fülle. Man hat dort eine Fläche von 10 Hektar mit Kaffee, 4 Hektar mit Ölpalmen und 2 Hektar mit Baumwolle bepflanzt. Über die hier geleistete Arbeit gab der protestantische Reisende Ernst Zimmermann im Jahre 1910 folgende Schilderung:

„Der Prior holte heran, was zu so später Stunde möglich war, den Gast zu erquicken; ich verbrachte dann eine ungestörte Nacht in Kala. Am nächsten Morgen wollte ich früh aufbrechen, wurde aber freundlich zurückgehalten; nach gutem Frühstück besichtigte ich den Pflanzungsgarten der Station und dann die Plantagen. Zunächst gingen wir auf guter Straße zu den Ziegelstreichern, die vielbegehrte Ziegel und Dachziegel fertigen. Dann gings durch eine in vollster Blüte befindliche Allee von Orangebäumen zum Pflanzgarten hinunter. Da standen Apfelsinen-, Zitronen- und Mandarinenbäume, alle mit Früchten schwer behangen, mexikanische Aprikosen, Kaffee- und Teebäumchen, Fruchtbäume aller möglichen Sorten. Mit großem Fleiß haben die Brüder gearbeitet und alle möglichen Kulturversuche gemacht. Zur Plantage wanderten wir in die Berge hinein. — Ich wanderte mit dem Pater dann zurück und besuchte mit ihm auch die Schwesternstation. Auch die Schwestern arbeiten ganz tüchtig. Sie lehren die Negerweiber die Ölbereitung, Brot backen, nähen."

6. Apostolisches Vikariat Unyanyembe (Deutsch-Ostafrika).

Das heutige Apostolische Vikariat Unyanyembe umfaßt die Landschaften: Umbulu, Iraku, Turu, Uschora, Ussure, Unyanyembe, Msalala, Uschirombo und Usambiro. Unter dem Namen „Unyanwesi" faßt

wurde besonders erschwert durch den nachteiligen Einfluß des Klimas auf die Gesundheit der Missionare und durch die geringe Dichte der Bevölkerung. — Des Grundsatzes eingedenk, daß wer die Jugend hat, die Zukunft beherrscht, gingen die Patres sofort mit allem Eifer daran, möglichst viel Schulen zu gründen, die sie an den Hauptstationen selbst leiten, während ihnen in den Nebenstationen gründlich ausgebildete Lehrer und Katechisten vorstehen. Im Jahre 1917 zählte man in 197 Schulen 6913 Knaben und 5120 Mädchen, die neben den notwendigsten weltlichen Kenntnissen sich dort auch die christlichen Glaubens- und Sittenlehren aneignen. Durch die Kinder wird dann der Same des Christentums in die Familien getragen, der allmählich in den Anschauungen und Sitten eine Umwandlung hervorbringt, die sich immer mehr bemerkbar macht; wenn auch manche alte Heiden erst in der letzten Stunde den Mut und die Kraft finden, vollständig mit den heidnischen Gewohnheiten zu brechen. So stirbt in den Dörfern, die von Kala aus die frohe Botschaft erhalten, kaum ein Eingeborener, ohne das Sakrament der Wiedergeburt empfangen zu haben. Wohl wehrten sich die Zauberer mit aller Macht gegen die Tätigkeit der Missionare, die ihren Einfluß vollständig lahmzulegen drohte. Sie suchten mit allen möglichen Mitteln und Drohungen vor allem die Kinder vom Besuche der Mission abzuhalten. Zu diesem Zwecke streuten sie die tollsten Gerüchte aus; so z. B. die Patres töteten die Kinder, um ihre Stimme zu rauben, die sie dann in eine Kiste einsperrten; die Töne des Harmoniums an der Missionsstation seien nichts anderes als die Stimmen dieser armen Opfer. Aber trotzdem gewannen die Missionare immer mehr das Vertrauen der Eingeborenen, so daß der Apostolische Vikar im Jahre 1913 schreiben konnte: „Seit 20 Jahren sehe ich die Mission des Tanganika sich entwickeln, langsam aber gleichmäßig fortschreitend. Ich sah, wie trotz der großen Schwierigkeiten und des Verlustes vieler Missionare, die durch einen zu frühen Tod hinweggerafft wurden, die Missionsstationen sich vermehrten und nach und nach wahre und gute Pfarreien wurden, in denen das christliche Leben täglich an Eifer gewinnt. Der Tanganika gehört nicht zu jenen glücklichen Missionen, wo die Schäflein ihre Hirten aufsuchen. Die meisten wohnen zerstreut und wären für immer verloren, wenn die Hirten ihnen nicht nachgingen und sie in den sogenannten Hilfsmissionen zu sammeln suchten. Manche Missionen haben 10 und sogar 20 solcher Hilfsstationen errichtet. Gewöhnlich befindet sich dort eine Kapelle und eine Schule mit einem Katechisten. Durch diese Nebenstationen schließen sich die einzelnen Hauptstationen zu einem Ganzen zusammen, und so kann der Einfluß des Christentums sich auf den größten Teil der zerstreut wohnenden Bevölkerung ausdehnen." — Durch diesen Einfluß vollzieht sich ein Umschwung, der sich im ganzen Leben der Christen und Katechumenen kundgibt. — So ließ in Mwazye der alte Häuptling Kasea, als ihn während einer schweren

Krankheit der Katechist taufen wollte, alle seine Kinder und die Dorfbewohner zusammenrufen, damit sie der heiligen Handlung beiwohnten. Er wollte so allen ein gutes Beispiel geben. Als er wieder genesen war, leuchtete er allen seinen Untertanen durch einen echt christlichen Lebenswandel voran und trug stolz das Kreuz und die Muttergottesmedaille auf der Brust.

Die Glaubensboten verwendeten seit Jahren großen Eifer darauf, einheimische Hilfskräfte heranzubilden. In Karema befindet sich eine Katechistenschule und ein kleines Seminar, das 44 Zöglinge zählt, in Utinta ein Priesterseminar mit 4 Alumnen, von denen zwei bereits die Tonsur erhalten haben. — Neben den Weißen Schwestern leisten die eingeborenen Schwestern des hl. Petrus Claver in verschiedenen Missionen bei der Erziehung der Mädchen und Frauen ausgezeichnete Dienste.

Auch in materieller Hinsicht bemühen sich die Glaubensboten, veredelnd und fördernd auf die Eingeborenen einzuwirken. An allen Missionsstationen wurden Obst- und Gemüsegärten angelegt, deren Erzeugnisse wesentlich dazu beitrugen, den Gesundheitszustand der Missionare zu bessern. Auch mit größeren Pflanzungen wurden Versuche gemacht. In Kala, das in einer durch steil aufsteigende Berge geschützten Bucht liegt, findet man tropisches Obst in Hülle und Fülle. Man hat dort eine Fläche von 10 Hektar mit Kaffee, 4 Hektar mit Ölpalmen und 2 Hektar mit Baumwolle bepflanzt. Über die hier geleistete Arbeit gab der protestantische Reisende Ernst Zimmermann im Jahre 1910 folgende Schilderung:

„Der Prior holte heran, was zu so später Stunde möglich war, den Gast zu erquicken; ich verbrachte dann eine ungestörte Nacht in Kala. Am nächsten Morgen wollte ich früh aufbrechen, wurde aber freundlich zurückgehalten; nach gutem Frühstück besichtigte ich den Pflanzungsgarten der Station und dann die Plantagen. Zunächst gingen wir auf guter Straße zu den Ziegelstreichern, die vielbegehrte Ziegel und Dachziegel fertigen. Dann gings durch eine in vollster Blüte befindliche Allee von Orangebäumen zum Pflanzgarten hinunter. Da standen Apfelsinen-, Zitronen- und Mandarinenbäume, alle mit Früchten schwer behangen, mexikanische Aprikosen, Kaffee- und Teebäumchen, Fruchtbäume aller möglichen Sorten. Mit großem Fleiß haben die Brüder gearbeitet und alle möglichen Kulturversuche gemacht. Zur Plantage wanderten wir in die Berge hinein. — Ich wanderte mit dem Pater dann zurück und besuchte mit ihm auch die Schwesternstation. Auch die Schwestern arbeiten ganz tüchtig. Sie lehren die Negerweiber die Ölbereitung, Brot backen, nähen."

6. Apostolisches Vikariat Unyanyembe (Deutsch-Ostafrika).

Das heutige Apostolische Vikariat Unyanyembe umfaßt die Landschaften: Umbulu, Iraku, Turu, Ufchora, Ufsure, Unyanyembe, Msalala, Ufchirombo und Ufambiro. Unter dem Namen „Unyanwesi" faßt

man das ganze Hochland zusammen, das den westlichen und mittleren Teil des Vikariates bildet. Es ist dies eine gewaltige wellige Fläche mit zahllosen niedrigen Felskuppen, die sich durchschnittlich 1100–1300 Meter über dem Meere erhebt. Das Land ist im allgemeinen wenig fruchtbar und sehr dünn bevölkert. — Die Wanyamwesi gehören zur großen Familie der Bantuneger. Sie sind meist mittelgroß, ausdauernd, sehr reiselustig und deshalb als Träger und Arbeiter viel gesucht. In Iraku und Turu befindet sich eine Völkerschaft, die große Ähnlichkeit mit den Massai aufweist. Die Waniraku, deren Zahl auf 100000 geschätzt wird, sind gute Ackerbauer. Die Landschaft Unyanyembe, nach der das Missionsgebiet benannt ist, bildet das Mittelstück des Tafellandes von Unyamwesi. Hier befindet sich Tabora, die größte Stadt Innerafrikas, das in einer weiten Mulde liegt. Tabora ist der Mittelpunkt des Handels von der Küste nach dem Innern. Von Tabora zogen früher die Karawanenstraßen an den Viktoria-Nyansa und an den Tanganika. In den letzten Jahren ist es Eisenbahnknotenpunkt geworden. Die Mittellandbahn geht von Daressalam über Tabora an den Tanganika; eine Zweigbahn von Tabora nach Ruanda ist im Bau. Die Stadt ist weit ausgedehnt und zählt etwa 30000 bis 40000 Einwohner, bietet aber für die Missionsarbeit einen sehr ungünstigen Boden. Die Bewohner sind aus allen Gegenden bunt zusammengewürfelt und meist vom Islam verseucht. Die Mehrzahl geht nur darauf aus, in kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen; für die Beschäftigung mit der Religion und für die Sorge um ihre unsterbliche Seele bleibt ihnen gewöhnlich keine Zeit mehr übrig.

Da Unyanyembe von jeher das Durchgangsland für die Karawanen nach dem Innern war, lag es in der Natur der Sache, daß die Missionare gleich nach ihrer Ankunft versuchten, dort als Stütz- und Ruhepunkte einige Niederlassungen zu gründen; aber infolge der beständigen Wirren, die das arme Land zerrissen und verwüsteten, ließ sich das erst spät verwirklichen. Drei verschiedene Parteien kämpften damals um die Herrschaft. Zunächst die Wangoni, ein räuberischer Volksstamm, der von Süden her in die Landschaft Unyamwesi eingefallen war; dann Mirambo, ein kühner Negerhäuptling, der sich ihnen und den Arabern, die im Innern schon ein großes Reich gegründet hatten, entgegenstellte. Jahrelang wogte der Kampf hin und her. Erst gegen Ende des Jahres 1881 erlangten die Missionare vom Sultan Sike die Erlaubnis, in Tabora eine Niederlassung zu gründen, die zunächst als Prokura und Zufluchtsstätte für die aus der Sklaverei losgekauften Kinder dienen sollte. Im Jahre 1883 wurde die Anstalt nach Kivalapala in der Nähe von Tabora verlegt. Im Jahre 1884 gelang es einigen Missionaren, sich im Lande Mirambos bei Djiua la Singa niederzulassen, aber bereits nach einigen Monaten mußte diese Mission infolge großer Unruhen wieder aufgegeben werden. Durch eine

Verfügung der Propaganda vom 30. Dezember 1886 wurde die Mission von Unyanyembe von der des Tanganika getrennt und zum Provikariat erhoben.

Im Jahre 1888 hatte sich Deutschland an der Küste niedergelassen zum großen Ärger der Araber, die im Innern einen gefährlichen Aufstand hervorriefen. Durch diese Ereignisse wurde die Lage der Missionare in Kipalapala unhaltbar. Da der Sultan Sike ihnen nicht erlauben wollte, sich und die Waisenkinder in Sicherheit zu bringen, beschlossen sie im Jahre 1889, sich heimlich an den Nyansa nach Kamoga zu begeben. Pater Schynse gelang es, mit Bruder Petrus und den kleinsten Kindern unbehelligt zu entkommen, während die beiden anderen Patres mit den übrigen Kindern nur durch die Vermittlung des Arabers Sif ben Saad dem sicheren Tode entgingen und an den See gelangten. — Erst zwei Jahre später, im Februar 1891, als der Aufstand durch deutsche Truppen niedergeworfen worden war, konnten die Missionare es wagen, die Missionstätigkeit in Unyanyembe und zwar in Uschirombo wieder aufzunehmen. Der König und die Häuptlinge des Landes zeigten sich sehr entgegenkommend und wohnten selbst dem Unterricht bei. Im Anfang des Jahres 1893 ließen sich die Patres in Msalala nieder, wo sie mit Einwilligung des Königs die Mission St. Michael gründeten. Im Januar 1896 berief die Königin von Ndala, Montabo, die Glaubensboten in ihr Reich und bereitete ihnen einen glänzenden Empfang. Im Jahre 1897 wurde Unyanyembe zum Apostolischen Vikariat erhoben und P. Gerboin zum ersten Oberhirten ernannt. Seit seinem Tode (1912) steht Bischof Leonard an der Spitze des Vikariates. Im Jahre 1900 gelang es endlich, in Tabora wieder eine Mission zu eröffnen, 1902 folgte Ulungwa, 1904 Usambiro, 1907 Iraku, 1909 Turu. Die 5 in Urundi gelegenen Niederlassungen wurden 1912 an das Apostolische Vikariat Kiwu abgetreten. In Kipalapala hat sich wieder eine kleine Christengemeinde gebildet, die von Tabora aus jede Woche ein- oder zweimal von einem Pater besucht wird. In der Nähe von Uschirombo richtete die Regierung ein Dorf für Aussätzige ein. Regelmäßig begibt sich ein Missionar dorthin, um den Katholiken die heiligen Sakramente zu spenden, die Heiden, die guten Willens sind, zu unterrichten, und alle zu ermutigen und zu trösten. In Uschirombo selbst befindet sich ein blühendes Seminar zur Heranbildung von einheimischen Priestern. Wenn auch nicht alle Zöglinge ihr hohes Ziel erreichen, so werden sie doch befähigt, als Katechisten und Lehrer der Mission große Dienste zu leisten, oder als Schreiber und Beamte Anstellung zu finden. Seit dem Jahre 1894 besitzt Uschirombo auch eine Niederlassung der Weißen Schwestern, die unter anderem an der Ausbildung von einheimischen Schwestern arbeitet. Im Jahre 1913 legten die ersten Novizinnen ihre Gelübde ab, im Jahre 1917 war die Zahl dieser schwarzen Schwestern auf 13 gestiegen. Sie werden

zu dreien in die verschiedenen Missionen gesandt, wo man mit ihrem Wirken sehr zufrieden ist. Die eigentliche Missionsarbeit im Vikariate ist vielfach sehr mühsam und stellt an den Opfergeist der Missionare hohe Anforderungen. In manchen Bezirken sind die Männer oft abwesend; sie verdingen sich als Arbeiter auf den Pflanzungen und an der Bahn, oder lassen sich als Träger anwerben. Ferner breitet sich der Islam gerade in diesen Gegenden immer weiter aus. Indische und arabische Händler sind seine eifrigen Apostel. Die Missionare bemühen sich, ihrem verhängnisvollen Einfluß in etwa entgegenzuwirken, indem sie geeignete Christen unterstützen und ermutigen, sich auch dem Handel zu widmen oder einen Laden zu eröffnen, und so nach und nach die mohammedanischen Händler zu verdrängen, oder sie wenigstens zu verhindern, die Eingeborenen weiter auszubeuten und ihre Handelsbeziehungen zur Islamisierung der Neger zu mißbrauchen. — Die Zahl der Schulen des Vikariates beläuft sich auf 41 mit 2008 Knaben und 592 Mädchen. Im Jahre 1917 zählte die Mission 5524 Neuchristen und 2534 Taufbewerber. Im großen und ganzen sind die Missionare mit ihren Christen zufrieden, das Christentum schlägt in ihrem ganzen Leben immer tiefere Wurzeln. Das zeigt sich besonders im Empfange der hl. Sakramente und in dem Opfersinn, den sie beim Bau von Kirchen und Kapellen bekunden. So war es nur durch die uneigennützige Mitarbeit der Christen möglich, die geräumige Kirche von Ndala, die bei Ausbruch des Krieges kaum begonnen war, fertig zu stellen. In Uschirombo schleppten die Christen unentgeltlich Tausende von Ziegelsteinen und über 6000 Dachziegel 9 km weit zur Baustelle der neuen Filialkapelle in Namabuye. Ebenso ist es nur dieser opferfreudigen Mithilfe der einheimischen Christen zu verdanken, daß die Filialkapelle in Bukomkebombe und die Missionarswohnung in Turu errichtet werden konnten. Über die Mission von Uschirombo spricht sich Hauptmann Charisius in einem Bericht folgendermaßen aus:

„Die katholische Missionsstation der Weißen Väter in Uschirombo hat im Laufe der Jahre in baulicher, wirtschaftlicher wie erziehlicher Hinsicht auffallend Gutes geleistet. Allerdings ist diese alte Missionsstation dauernd mit zahlreichem männlichem sowie weiblichem europäischem Personal besetzt, und der Bischof Gerboin, die Seele des Ganzen, ist persönlich ein Mann von rastloser Arbeitskraft. Die neueren Gebäude der Missionsstation sind fast durchweg aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut und mit gebrannten Dachziegeln gedeckt; sie machen einen freundlichen und sehr sauberen Eindruck. Unter diesen Gebäuden befand sich ein geräumiges Schulgebäude und ein kleines, praktisches Lepraheim. Der große Missionsgarten weist die verschiedensten Kulturversuche auf. Die von einem Pater geleitete größere Bienenzucht nach europäischem Muster gedeiht vorzüglich und wirft gute Erträge ab. Um die Mission herum werden ausgedehnte Felder zur Ernährung der farbigen Missionszöglinge bestellt."

7. Apostolisches Vikariat Ober-Kongo (Belgischer Kongo).

Über die Anfänge der Kongomission an den Gestaden des Tanganika wurde bereits früher (S. 105) berichtet. Das Westufer des Sees war vom Jahre 1879 an, wo zu Mulweva die erste Niederlassung der Mission gegründet wurde, der Schauplatz blutiger Kämpfe gegen die Sklavenhändler. Erst nach der endgültigen Bezwingung Rumalisas im Jahre 1894 konnte in diesen Gebieten die Missionsarbeit ernstlich aufgenommen werden. Leider sollte der Friede und die Ruhe nicht lange dauern. Die Soldaten, die vorher das Land gegen die Araber verteidigt hatten, erhoben sich gegen die Regierung des Kongostaates, töteten ihre Offiziere und verwüsteten und brandschatzten die ganze Gegend. Es bedurfte langer, blutiger Kämpfe, die bis zum Jahre 1899 dauerten, bis das Gebiet wieder einigermaßen beruhigt war, und die Glaubensboten das Bekehrungswerk wieder tatkräftig in Angriff nehmen konnten.

Im Jahre 1880 war durch eine Verfügung der Propaganda die Mission vom südlichen und nördlichen Ober-Kongo errichtet und den Weißen Vätern übertragen worden. Aber erst im Jahre 1885 konnte eine Karawane, zu der auch der deutsche Pater Schynse gehörte, ausgesandt werden, die von der Mündung des Kongo aus ins Innere vordrang, um die für Missionsniederlassungen günstigen Gegenden auszusuchen. Unter unsäglichen Mühen und Gefahren gelangten sie über Stromschnellen und durch Urwälder nach Kwamouth am mittleren Kongo. In der Nähe gründeten sie beim Stamme der Bayansi die Niederlassung Bungani (1886) und machten sich mit Eifer an das Studium der Sprache und an die Ausübung der christlichen Liebe. Schon glaubten sie die Früchte ihrer Bemühungen heranreifen zu sehen, da kam am 16. Januar 1887 die Weisung, die Mission zu verlassen und ins Mutterhaus zurückzukehren. König Leopold hatte vom Papste erwirkt, daß diese Gebiete dem belgischen Missionshause von Scheutfeld anvertraut wurden. Blutenden Herzens nahmen die Glaubensboten von der Mission, die sie soviel Schweiß und Opfer gekostet hatte, Abschied. Der Kongregation verblieb nur das heutige Vikariat Ober-Kongo, das sich längs des Tanganika und des Kiwu bis zum Albert Eduard-See erstreckt und im Westen von der Luapula und dem Oberlauf des Kongo begrenzt wird. Das ganze Gebiet ist ungefähr achtmal so groß als Belgien. Der nördliche Teil weist ganz beträchtliche Erhebungen auf, in der Nähe des Kiwu befinden sich Vulkanriesen von 4500 m Höhe.

In der südlichen Hälfte des Vikariates, die der Schauplatz der grausamen Sklavenjagden war, besonders am Tanganika in den Landschaften Marungu, Urua und Manyema, ist die Bevölkerung nicht sehr dicht. Im Kiwugebiet befinden sich zahlreiche, kräftige und kriegerische Volksstämme; vor allem sind hier zu nennen die Banyabungu, die Warega, die Walendu und Wabika.

Die älteste jetzt noch bestehende Missionsstation ist Mpala (1885) am Gestade des Tanganika. Wegen der früher erwähnten Ereignisse folgten die nächsten Gründungen viel später: Baudouinville 1893, Lusaka 1896, Lukulu 1900, Kasongo 1903, Bruges St. Donat 1904, Roulers. Erst in den letzten Jahren wurden in dem vielversprechenden nordöstlichen Teile des Vikariates folgende Missionsmittelpunkte gegründet: Thielt St. Pierre, Katana, Pelichy, Rugari.

Die Mission vom Ober-Kongo wurde im Jahre 1886 als Provikariat vom Tanganika getrennt und im Jahre 1895 zum apostolischen Vikariate erhoben. Erster apostolischer Vikar wurde Bischof Roelens, der im Jahre 1909 in P. Huys einen Weihbischof erhielt. Die Missionare hatten im Anfang mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Muselmänner und die Zauberer stachelten die Eingeborenen gegen die Patres auf; in diesem Treiben wurden sie leider nur zu oft von freimaurerischen Beamten des Staates unterstützt. Aber trotz aller Prüfungen machte das Bekehrungswerk erfreuliche Fortschritte. In den älteren Stationen sind ungefähr alle Eingeborenen für das Christentum gewonnen; und in einem Umkreis von 40 km stirbt selten ein Heide ohne die Taufe. — Im Jahre 1906 wurde zwischen dem hl. Stuhl und der Regierung des Kongostaates ein Abkommen getroffen, nach dem jede Missionsniederlassung das volle Eigentumsrecht über 100—200 ha kulturfähiges Land als unveräußerliches Eigentum zu Missionszwecken erhält. Dafür verpflichteten sich die Missionen, besonders auf dem Gebiete der Schule tätig zu sein. In der letzten Zeit wird die Mission von manchen höheren Beamten und Offizieren in der zuvorkommendsten Weise unterstützt.

Ein Missionsgehilfe eigener Art verdient hier eine besondere Erwähnung. In St. Ludwig von Mrumbi, eine Stunde von Baudouinville entfernt, wohnt der ehemalige Hauptmann Joubert, der den Eingeborenen durch sein lebendiges Beispiel das Christentum vor Augen führt. Ohne Ehren und Auszeichnungen zu suchen, weihte er sich still der großen Sache der christlichen Kultur. Er kam zu den Schwarzen, nicht um sie zu unterdrücken oder auszubeuten, sondern um sie zu heben und mit seinem Apostelherzen dazu beizutragen, daß der Heiland in diesen Gegenden immer mehr gekannt und geliebt werde. Für alle Mühen und Arbeiten erwartet er von Gott allein den Lohn. Er steht den Eingeborenen jederzeit zur Verfügung; er pflegt sie in ihren Krankheiten, schlichtet ihre Streitigkeiten und gibt ihnen Anleitung zur Arbeit. Im Jahre 1888 nahm er die christliche Tochter eines Häuptlings zur Frau, um so ganz an die Eingeborenen gebunden zu sein. Eine seiner Töchter ist Mitglied einer einheimischen Schwesternkongregation; ein Sohn bereitet sich auf das Priestertum vor.

Vor einigen Jahren hatte die Mission eine schwere Prüfung durchzumachen. Die unheimliche Schlafkrankheit suchte die Gegend des Tanganika-

sees heim. Ganze Landstriche wurden vollständig entvölkert. Im Jahre 1906 mußte die Mission von Lusenda aufgegeben werden, fünf Siebtel der Einwohner waren der Seuche zum Opfer gefallen.

Die Missionare wirken besonders durch die sogenannten Kapellen-Schulen, an denen gewöhnlich einige Katechisten und Lehrer arbeiten, auf die Eingeborenen ein, die von der Mission entfernt wohnen. Die Hauptstationen sind von einem ganzen Kranz solcher Kapellen-Schulen umgeben. — In Lusaka befindet sich eine Katechistenschule mit 110 Schülern und ein Lehrerseminar, das von der Regierung anerkannt ist. Ein einheimisches Priesterseminar, aus dem bereits einige Priester hervorgegangen sind, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Eine Kongregation einheimischer Brüder und schwarzer Schwestern zeigen, wie tiefe Wurzeln das Christentum bereits geschlagen hat. Allerdings sind nicht alle Neubekehrten Musterchristen. Manchen fällt es auch nach der Taufe schwer, nach den Grundsätzen des Christentums zu leben. Das Heidentum hat ihre Natur zu sehr geschwächt, und die schlechten Gewohnheiten lassen sich nicht auf einmal ablegen. Aber wenn auch die Leidenschaften stark sind, die Kraft der göttlichen Gnade ist noch stärker, und nach und nach wird das ganze Leben immer mehr vom Christentum durchdrungen. In Baudouinville kann man häufig Christen sehen, die im Laufe des Tages einige Zeit in der Kirche zubringen, um dort den göttlichen Heiland zu besuchen oder vor der Statue der Gottesmutter einen Rosenkranz zu beten. In den älteren Stationen wohnen jeden Sonntag gegen 2000 Christen dem Hochamte bei und führen gemeinsam die lateinischen Gesänge aus. Man wird bis in die Tiefe der Seele ergriffen, wenn man diese altehrwürdigen Gesänge vernimmt, die von armen Negern ausgeführt werden, die bis vor kurzem noch im Heidentume schmachteten. — Als die Schlafkrankheit ausbrach, errichteten die Christen auf einem Hügel in der Nähe der Mission von Baudoinville eine Kapelle zu Ehren der Allerseligsten Jungfrau, und an den Sonntagen kann man zahlreiche Neger dahin pilgern sehen, um der Himmelskönigin ihre Sorgen und Anliegen anzuempfehlen.

Am Anfang war es schwer, die Leute an ernste Arbeit zu gewöhnen, da sie früher nie sicher waren vor Plünderung. Jetzt bebaut jeder Christ sorgfältig wenigstens ein kleines Feld. Manche haben es durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit bereits zu einem gewissen Wohlstand gebracht und beschäftigen auf ihren eigenen Pflanzungen mehrere Arbeiter. Reinliche Dörfer, die von blühenden Gärten umrahmt sind, umgeben die einzelnen Missionsstationen. Dies alles beweist, daß auch diese Naturkinder zu brauchbaren Menschen erzogen werden können.

8. Apostolisches Vikariat Bangweolo (Englisch-Rhodesia).

Dieses Missionsgebiet ist nach dem gleichnamigen in Nordost-Rhodesia gelegenen See benannt, der im Jahre 1868 von Livingstone entdeckt wurde. Die Grenzen des Vikariates werden gebildet: im Norden durch die Apostolischen Vikariate Oberkongo und Tanganika, im Osten durch die Wasserscheide zwischen dem Tschambesi, einem Zufluß des Bangweolosees, und der Luangwa, die sich in den Sambesi ergießt. Im Süden reicht es bis an den 13. Grad südlicher Breite und an die Luapula; dieser Fluß und der Mweruſee begrenzen es im Westen. Das Land ist im Durchschnitt 1200 bis 1500 m über dem Meere gelegen; das Klima ist im allgemeinen gesund und auch für Europäer zuträglich.

Das Vikariat umfaßt die wichtigen Volksstämme der Babemba, Babisa, Banakischinga, Bamambwe und zählt 600 000—700 000 Einwohner. Die Sprachen der einzelnen Stämme sind verschieden, die der Babemba wird aber überall verstanden, was für die Glaubensboten von großem Vorteil ist. Die Geschichte des Vikariates ist bis zum Jahre 1913 zugleich die Geschichte des Vikariates Nyassa, da bis um diese Zeit die beiden Gebiete zusammen die Nyassamission bildeten.

Nach einer Übereinkunft zwischen Kardinal Lavigerie und der portugiesischen Regierung wurde durch einen Erlaß der Propaganda vom 31. Juli 1889 das Provikariat Nyassa gegründet. P. Lecheptois zog mit zwei Patres und zwei Brüdern unter unsäglichen Gefahren in die neugegründete Mission und ließ sich am Ufer des Schira in Mponda nieder. Da erhob England Anspruch auf diese Länder. Das schwache Portugal mußte weichen, und das Gebiet wurde dem englischen Einfluß unterstellt. Im Anschluß an diese Ereignisse verließen die Missionare Mponda und gründeten im Jahre 1891 weiter im Norden die Station Mambwe. Die Gegend war durch die Sklavenjagden fast entvölkert und bot deshalb für das Bekehrungswerk kein günstiges Arbeitsfeld. Von hier aus drang im Jahre 1895 der unerschrockene P. Dupont in das Land der Babemba vor. Die Babemba sind ein kräftiger, kriegslustiger, begabter Volksstamm, der aus der Gegend des oberen Kongo in das Gebiet des Tschambesi eingefallen war und die dort ansässigen Stämme unterjocht hatte. Der Häuptling Makassa erlaubte zunächst den Glaubensboten, sich in Kaiambi niederzulassen. Der Oberhäuptling Kitimkulu erklärte aber, daß er keine Weißen in seinem Gebiete dulde, worauf Makassa die Genehmigung wieder zurückzog. P. Dupont ließ sich aber nicht einschüchtern; er stellte sich trotz der feindseligen Stimmung im Dorfe Makassas ein und bat, wenigstens eine Nacht im Dorfe bleiben zu dürfen. Als man ihm das gewährte, machte er sich sogleich daran, in aller Ruhe die zahlreichen Kranken zu pflegen. Diese Kaltblütigkeit besiegte den Widerstand der Eingeborenen.

Die Missionare durften bleiben, und es gelang ihren eifrigen Bemühungen, die unruhigen, räuberischen Babemba der Gegend zu einem seßhaften, friedlichen Leben zu bestimmen, und sie zu bewegen, das Christentum anzunehmen. Im Jahre 1897 wurde das vielversprechende Missionsfeld zum apostolischen Vikariate erhoben und P. Dupont zum ersten Oberhirten ernannt. Der Einfluß des Bischofs auf die umliegenden Stämme wurde immer größer; das zeigte sich besonders in den eigenartigen Umständen, die die Gründung der Mission von Kilubula im Jahre 1898 begleiteten. Der Oberhäuptling Muamba, der zunächst die Erlaubnis zu einer Niederlassung gegeben, aber dann auf Anstiften der arabischen Händler wieder zurückgezogen hatte, ließ auf dem Todesbette den Bischof zu sich rufen und bat ihn, nach seinem Tode die Regierung des Landes zu übernehmen. Da der Bischof wußte, daß der Tod eines Häuptlings gewöhnlich der Anlaß zu Menschenopfern, Aufständen und grausamen Bürgerkriegen zwischen den einzelnen Thronbewerbern war, nahm er, um Tausenden von armen Eingeborenen das Leben zu retten, nach dem Tode Muambas vorübergehend die Regierung des Landes in die Hand, und es gelang seinem Einfluß und seinem klugen Vorgehen, jedes Blutvergießen zu verhindern. — Im Jahre 1905 konnte bei den Babemba zu Kapatu eine dritte Station errichtet werden.

Unterdessen war es den Glaubensboten gelungen, sich bei den Stämmen in der Nähe des Bangweolosees niederzulassen und die Missionen von Kilonga (1899), Kilubi (1903), Ngumbo (1905) und Kibofwe zu gründen. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Vikariates war es schwer, alle Gebiete gleichzeitig in Angriff zu nehmen und mit dem nötigen Nachdrucke zu bearbeiten. Trotzdem hatte sich im Angoniland ein neuer Missionsmittelpunkt mit 5 Stationen gebildet, die aber im Jahre 1913 als selbständiges Vikariat Nyassa abgetrennt wurden, während die früher angeführten Stationen das Vikariat Bangweolo bildeten. Da die Gesundheit von Bischof Dupont durch die Strapazen und Krankheiten zu sehr geschwächt war, wurde P. Larue zum apostolischen Vikar der Bangweolo- und P. Guilleme zum apostolischen Vikar der Nyassamission ernannt.

In den letzten Jahren entwickelte sich die Bangweolomission in erfreulicher Weise. Ein großes Hemmnis für das gedeihliche Wirken bildet der Umstand, daß die Eingeborenen in vielen oft sehr weit von einander liegenden Dörfern wohnen. So gehören zum Wirkungskreis der Station Kilubula 118, zu dem von Kaiambi 112 Dörfer. Für eine ernste Beeinflussung aller dieser Dörfer würden die wenigen Patres nicht genügen, es stehen ihnen aber 307 eifrige Katechisten zur Seite, die die Arbeit der Missionare vorbereiten und unterstützen. In den entfernteren Dörfern bringen sie den Eingeborenen die Anfangsgründe unserer hl. Religion bei. Nachdem sie durch den Oberen der Mission für ihr verantwortungsvolles

Amt sorgfältig vorbereitet worden sind, werden sie zu zweien für drei Wochen in die ihnen zugewiesenen Dörfer gesandt, wo sie die Christen zu gemeinsamen Andachten versammeln und die Taufbewerber unterweisen. Dann kehren sie für eine Woche zur Mission zurück, legen genaue Rechenschaft ab über ihre Tätigkeit, stärken sich im Verkehr mit den Missionaren zu neuer Arbeit und ziehen dann mit frischem Mute wieder hinaus. Die Patres lassen dann alle Vierteljahre die Christen aus 6—8 Dörfern an einem Orte zusammenkommen, unterweisen sie während einiger Tage in den Wahrheiten des hl. Glaubens, spenden ihnen die hl. Sakramente und ermuntern sie zur Standhaftigkeit. — Die Eingeborenen zeigen sich im großen und ganzen für die Lehren des Evangeliums recht empfänglich, wenn auch die Beobachtung der Gebote Gottes infolge der großen sittlichen Verkommenheit an ihre Beharrlichkeit hohe Anforderungen stellt. Ein großer Übelstand bildete sich in den letzten Jahren heraus; die Männer lassen sich nämlich für die Arbeiten in den Minen von Transvaal und Katanga anwerben, so daß sie oft monatelang von der Familie entfernt sind. Es versteht sich von selbst, daß durch diese lange Abwesenheit die religiöse Unterweisung, die Erziehung der Kinder und das christliche Familienleben überhaupt sehr ungünstig beeinflußt werden. Nichtsdestoweniger hat sich die Zahl der Neubekehrten in den letzten vier Jahren verdoppelt. Im Jahre 1917 zählte das Vikariat 18025 Neuchristen und 24870 ernste Taufbewerber. Neben den 8 Missionsstationen haben 158 Dörfer eine kleine Kapelle mit einer frisch aufblühenden Christenschar. Von dem Eifer der Christen gibt folgender Bericht eines Missionars von Kilubula vom 23. April 1917 ein anschauliches Bild:

„Zu Ostern hatten sich über 2000 Neuchristen auf der Station eingefunden. Die meisten kamen von weit her. Manche hatten zwei oder gar drei Tagereisen machen müssen und das zur Regenzeit, wo die Pfadwege der Wildnis ohne Ausnahme schwer gangbar sind, viele Wasserläufe über ihre Ufer treten und die gebrechlichen Stege und Holzbrücken beschädigen oder gar mitfortreißen. — Ein erhebendes Schauspiel, die christlichen Babemba in größeren und kleineren Gruppen den Hügel heraufkommen zu sehen: vorauf die Männer mit der Lanze bewehrt; folgen die Frauen, die in einem Korbe auf dem Kopfe die Lebensmittel mitbringen und oft genug noch dazu in einem Hängetuch auf dem Rücken ein kleines Kind tragen. — In einer der Gruppen bemerke ich eine Christin, die drei Tagereisen weit hergekommen ist. »Auch du, Rosalie«, rede ich sie an; »der weite Weg, die Bäche und Flüsse haben dich nicht zurückgehalten?« — »Wer läßt sich denn durch so etwas zurückhalten, es ist ja Ostern, und da kann ich doch nicht daheim bleiben!« — Seither habe ich in Erfahrung gebracht, daß Rosalie bei ihrem beschwerlichen Gang zur Missionsstation eine Wallfahrt für ihren im Kriege weilenden Mann machen wollte, um Gottes Schutz und Segen auf ihn herabzuflehen. — Der Zudrang der Gläubigen zu den hl. Sakramenten war außerordentlich. Am Karsamstag, Ostersonntag und Ostermontag wurden gegen 4000 hl. Kommunionen ausgeteilt."

9. Apostolisches Vikariat Nyassa (Englisch-Nyassaland).

Das apostolische Vikariat Nyassa besteht in seiner jetzigen Ausdehnung erst seit dem Jahre 1913, wo die hauptsächlichsten Niederlassungen der früheren Nyassamission dem neu errichteten Vikariate Bangweolo zugeteilt wurden. Dem Vikariate Nyassa verblieben nur die fünf verhältnismäßig jungen Missionsstationen des Angonilandes. Das Gebiet ist 600 km lang und 450 km breit; der größere Teil gehört politisch zum englischen Nyassaland, der kleinere zu Rhodesia, in diesem Teile befindet sich noch keine Missionsniederlassung. Im Süden wird das Vikariat durch portugiesisches Gebiet begrenzt. Die Mission hat gemäßigtes Klima auf den Hochflächen des Angonilandes, sehr warmes in den Ebenen längs des Nyassasees und glühend heißes in dem weitausgedehnten Tale der Loangwa.

Die Einwohner gehören der Banturasse an mit einer leichten Mischung von Hottentottenblut. Man kann fünf durch Sprache und Sitten verschiedene Gruppen unterscheiden: Die Wangoni, die auf ihren früheren Raubzügen bis nach Deutsch-Ostafrika vordrangen; mit ihrer Hilfe war es dem berüchtigten Mirambo gelungen, zwischen Tabora und Muansa sein großes Reich zu gründen. Die Achewa, auch Achipeta genannt, sind die Ureinwohner des Landes. Die von der Küste her eingewanderten Yao haben zum großen Teil den Islam angenommen. Die friedlichen, Ackerbau treibenden Asenga und das Hirtenvolk der Bakondi haben verschiedene Sitten und Gebräuche mit den Barundi gemein.

Die ersten Weißen Väter ließen sich im Jahre 1890 im Süden des Nyassa-Sees in Myonda nieder, zogen sich aber infolge der Zwistigkeiten zwischen England und Portugal gegen den Tanganika zurück. Erst zwölf Jahre später, als das Land unter englischer Herrschaft beruhigt war, konnte die Missionsarbeit unter günstigeren Bedingungen wieder aufgenommen werden. Im Jahre 1902 wurde die Mission von Mua gegründet, die ihren Einfluß auf ungefähr 5000 Eingeborene ausübt. Daran schlossen sich nach und nach die Missionen von Kachebere mit 25000, Likuni mit 35000, Bembecha mit 15000, Utakataka mit 30000 Seelen und endlich im Jahre 1913 Mpangwa. — Im Agoniland gründeten die Patres von Montfort, die Bischof Dupont im Jahre 1902 zu Hilfe gerufen hatte, eine Mission, die im folgenden Jahre der Mittelpunkt eines neuen Missionsgebietes, der apostolischen Präfektur des oberen Schire, wurde.

Seitdem es den Glaubensboten gelungen ist, das Mißtrauen der Eingeborenen zu beseitigen, sind die Aussichten der Nyassamission im allgemeinen günstig. Leider sind auch hier viele Männer gezwungen, um das nötige Geld für die Steuern und die Kleidung zusammenzubringen, sich als Träger zu verdingen oder in den Minen von Transvaal zu arbeiten, wo viele infolge der großen Sterblichkeit unter den Arbeitern (an manchen

Stellen 229 auf 1000) ein frühes Grab finden. — Die alten Heiden halten sich noch zurück, weil ihnen das christliche Sittengesetz zu schwer vorkommt. Wenn aber der Tod herannaht, verlangen auch sie nach dem Sakramente der Wiedergeburt, von dessen Notwendigkeit sie überzeugt sind. So ließ eines Tages ein Häuptling den Missionar rufen und bat flehentlich um die hl. Taufe, indem er sagte: „Pater, ich will nicht ohne die Taufe sterben. Wenn ich bis jetzt meine Frauen behalten habe, dann war es nur, weil ich Häuptling bin. Jetzt werde ich sterben, taufe mich, denn ich will nicht in die Hölle gehen." — Besonders großen Bekehrungseifer zeigt die Jugend, auf der ja zum großen Teil die Zukunft der Mission ruht. In 359 Schulen werden 12708 Knaben und 9927 Mädchen nicht nur im weltlichen Wissen, sondern auch in den religiösen Wahrheiten unterrichtet. Die Mission von Mua besitzt bereits eine eigene Anstalt zur Heranbildung einheimischer Priester.

Infolge der großen Entfernungen zwischen den einzelnen Dörfern sind die Glaubensboten gezwungen, viel hin und herzuwandern, wobei es nicht immer ohne Unglücksfälle abgeht, die aber den Eifer der Missionare nicht lahmlegen und ihnen den guten Humor nicht rauben können. Als der apostolische Vikar einem Pater, der auf einer langen apostolischen Reise bei einem Sturz vom Rade eine Rippe gebrochen hatte, sein Beileid ausdrückte, entgegnete dieser ruhig: „Eine Rippe mehr oder weniger, Hochwürdigster Herr, macht wenig aus, denn ich habe ja viele. Wenn ich aber ein Bein gebrochen hätte, könnten Sie mich bedauern, weil ich nur zwei besitze, und weil ich der unglücklichste Mensch von der Welt wäre, wenn ich die Christen nicht mehr aufsuchen könnte, die unsere Seelsorgsarbeit so notwendig haben."

Die 7596 Neuchristen und die 7417 Katechumenen suchen sich der hingebenden Liebe ihrer Missionare noch immer mehr würdig zu zeigen und bemühen sich, ihnen durch ihren Eifer Freude zu machen und sie bei der Errichtung von Kirchen, Kapellen und Schulen nach Kräften zu unterstützen.

Der apostolische Vikar legt besonders großes Gewicht auf die Bildung wahrhaft christlicher Familien, die für die Zukunft der Mission von der größten Bedeutung sind. Zu den christlichen Eltern hofft er die naturgemäßen Gehilfen zu finden für die richtige Erziehung der Jugend. Da die eingeborenen Eltern sich gewöhnlich kaum um ihre heranwachsenden Kinder kümmern, war es keine geringe Arbeit, ihnen ihre Verantwortung in dieser Beziehung nach und nach zum Bewußtsein zu bringen. Manche Christen mahnen und strafen bereits ihre Kinder, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen, und wachen sorgfältig darüber, daß sie ihre Gebete verrichten und regelmäßig dem Gottesdienst und dem Unterrichte beiwohnen.

Die Missionare sind darauf bedacht, bei Kindern und Erwachsenen die hl. Kommunion in den Dienst der Festigung des christlichen Lebens zu stellen. Die Ergebnisse sind bis jetzt sehr erfreulich und berechtigen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Stand der Missionen der Weißen Väter (Juli 1916 bis Juli 1917).

Missionen und apostolische Vikariate	Stationen	Missionäre	Schwestern	Katechisten	Christen	Katechumenen	Taufen Erwachsener	Taufen von Christenkindern	Taufen in Todesgefahr	Firmungen	Beichten	Kommunionen	Eheschließungen	Schulen	Knaben	Mädchen	Gepflegte Kranke	Charitative Anstalten	
Nordafrika .	13	65	94	9	1 247	181	15	47	766	—	14 760	48 602	2	16	515	225	116 786	29	6 Asyle 21 Armenapotheken 2 Hospitäler
Sudan . .	11	39	18	90	2 846	3 852	135	162	211	—	30 165	146 156	36	7	130	91	49 347	14	4 Hospitäler 10 Armenapotheken
Nyassa . .	6	26	4	226	7 596	7 417	534	485	602	216	74 164	121 951	169	359	12 708	9 927	12 195	13	5 Hospitäler 6 Armenapotheken 2 Waisenhäuser
Bangueolo .	8	28	6	307	18 025	24 870	1 799	1 223	1 828	2 008	125 718	222 249	621	777	9 978	592	22 414	12	1 Hospital 1 Waisenhaus 10 Armenapotheken
Oberkongo .	11	59	20	144	14 481	5 231	1 024	797	2 652	2 191	230 714	308 058	353	66	7 429	5 202	233 441	78	14 Hospitäler 46 Armenapotheken 18 Waisenh. u. Asyle
Tanganika .	12	35	13	192	13 118	6 517	490	687	1 067	649	108 460	140 710	239	197	6 913	5 126	81 770	30	17 Armenapotheken 3 Hospitäler 10 Waisenhäuser
Unyanyembe	10	28	11	62	5 524	2 534	168	171	351	—	53 566	141 169	52	41	2 008	592	52 947	25	12 Armenapotheken 6 Hospitäler 7 Asyle
Kivu . . .	18	52	31	176	22 594	6 341	1 012	1 349	2 430	2 354	215 574	593 609	339	85	3 847	2 639	124 659	24	
Nyanza . .	13	44	22	129	12 365	7 307	519	531	1 124	621	170 722	436 689	207	50	2 145	1 496	125 308	29	14 Armenapotheken 15 Spitäler
Uganda . .	31	100	39	1 302	158 127	71 102	5 596	6 593	3 219	6 711	690 816	2 027 909	1 346	704	12 351	7 905	427 570	52	32 Armenapotheken 19 Hospitäler 1 Aussätzigenheim
Zusammen .	133	476	258	2 637	255 923	135 352	11 292	12 045	14 250	14 750	1 714 659	4 187 102	3 364	2 292	58 024	33 795	1 256 437	296	

IV. Griechisch-melchitisches Priesterseminar St. Anna zu Jerusalem.

Wir haben bereits früher gesehen (S. 31), daß sich die Missionare und ihr Stifter erst nach langer, reiflicher Überlegung entschlossen, das St. Anna-Heiligtum von der französischen Regierung anzunehmen. Die Verhandlungen wegen der endgültigen Übernahme waren langwierig und sehr heikler Natur, da es galt, eine Reihe von Empfindlichkeiten und Befürchtungen wegen bereits bestehender Werke zu überwinden. Endlich gelang es der geschäftsgewandten Tatkraft des Erzbischofs Lavigerie, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. In einem Vertrage mit der französischen Regierung wurde vereinbart, daß das Heiligtum auf ewige Zeiten französisches Nationaleigentum bleibe, daß es aber zur Nutznießung den Missionaren überlassen werde, die in den von der Regierung zu errichtenden Räumen eine Anstalt eröffnen sollten, an der junge französische Geistliche höhere biblische und archäologische Studien betreiben könnten. Die Regierung stellte einen jährlichen Zuschuß von 12 000 Franken in Aussicht. Der Erzbischof versprach sich zwar nicht viel von diesem Plane. Im Stillen hegte er einen anderen, der mehr mit dem apostolischen Berufe seiner Missionare übereinstimmte; aber einstweilen ging er auf die Vorschläge der Regierung ein mit der festen Überzeugung, daß die Vorsehung schon zur richtigen Zeit ihre Absichten verwirklichen werde.

Die Propaganda in Rom ermächtigte am 8. Februar 1878 durch eine Verfügung die Missionare, sich in St. Anna niederzulassen. Sie wurden aber dem lateinischen Patriarchen unterstellt, und es wurde ihnen untersagt, sowohl für sich als auch für ihr Unternehmen Geld zu sammeln. Für den Anfang sollte ihre Zahl klein bleiben; auch durften sie ihr Ordenskleid, das dem der Araber ähnlich ist, außerhalb des Hauses nicht tragen. Die Bedingungen waren hart, aber für den Augenblick war nicht mehr zu erreichen. Der Erzbischof reiste im Juni 1878 zur Besitzergreifung selber nach Jerusalem. Mitte Oktober trafen die ersten Missionare dort ein. In den ausführlichen Anweisungen, die der Stifter ihnen mitgegeben hatte, ließ er seine eigentlichen Pläne bereits durchblicken. „Die Patres von St. Anna", sagte er unter anderem, „sollen bedenken, daß sie von der Genossenschaft besonders beauftragt sind, an der Geburtsstätte der Allerseligsten Jungfrau und auf dem blutigen Kreuzweg ihres lieben göttlichen Sohnes zu beten für die christliche Welt und vor allem für das bedauernswerte Afrika. Sie sollen durch ihr heiligmäßiges Leben und durch die Betätigung ihrer Liebe dahin streben, nach und nach das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, um dann auf sie eine belebende Wirksamkeit auszuüben. — Die Schismatiker sind unsere Brüder, wie wir getauft in dem Blute Jesu Christi. Wenn sie nach St. Anna kommen, soll man sie mit möglichst großer Liebenswürdigkeit aufnehmen. Sie müssen fühlen, daß man sie liebt,

Kirche von Ulinta.

Grab eines Miſſionars.

Schulgebäude von Iraku.

und daß man sich ihnen nähern will. Man muß sich deshalb vor allem hüten, die geringste Mißachtung zu zeigen für ihre Gebräuche, ihre Sprache und ihre Liturgie, die die Kirche gebilligt hat.

Er sprach sich sehr scharf gegen das „Latinisieren" aus, d. h. gegen das Hinüberziehen der Orientalen zum lateinischen Ritus. Er betonte immer wieder, daß ihr Ritus, ihre Kirchensprache und ihre heiligen Gebräuche mit ihrer Religion und diese hinwiederum mit ihrem Volkstum so eng verbunden sind, daß, wer seinen Ritus verläßt, nach ihrer Auffassung gewissermaßen vom Glauben abfällt und Verrat übt an seinem Vaterlande. Deshalb könne im Orient nur ein Weg zum Ziele führen: „Bei den Orientalen alles achten und annehmen, das Laster und den Irrtum ausgenommen." — Diese Ansichten standen aber in scharfem Widerspruch zu dem Verfahren, das man bisher befolgt hatte. Deshalb empfahl er seinen Missionaren eindringlich die größte Zurückhaltung. Sie sollten möglichst wenig an die Öffentlichkeit treten, besonders in Jerusalem, sondern bescheiden zu Hause bleiben und „beten, studieren und abwarten". Dieses Abwarten stellte den Eifer der Missionare auf eine harte Probe. Die Anstalt bestand schon seit zwei Jahren, und noch hatte sich kein Zögling für die Bibelschule gemeldet. Im Jahre 1881 baten einige vornehme Muselmänner der Stadt, die Patres möchten doch ihnen und ihren Kindern Sprachunterricht erteilen. Der Stifter vernahm das mit Freuden, riet aber wieder zur Geduld und zum Abwarten und fügte bei: „Gott hat sieben Tage dazu verwandt, die Welt zu erschaffen, da darf man doch nicht schneller voranmachen wollen als Er."

Die Vorsehung führte nun nach und nach das Werk seiner eigentlichen Bestimmung zu. Am 20. Juni 1880 besuchte der griechisch-melchitische[1] Patriarch Gregorios Yussef die Anstalt. Er gab seinem Erstaunen und seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß ein solches Haus so wenig Nutzen stifte. „Welche Verdienste", sagte er zu den Missionaren, „würde Ihre Genossenschaft sich um den Orient erwerben, wenn sie in St. Anna eine Unterrichtsanstalt eröffnete, um junge Leute des griechisch-melchitischen Ritus zu katholischen Volksschullehrern oder zu Priestern heranzubilden!" Dieser Vorschlag sagte den Missionaren sehr zu und entsprach ganz den geheimen Wünschen des Stifters, der nun die Zeit für gekommen hielt, die Anstalt ihrem eigentlichen Zwecke zuzuführen. Das machte langwierige Verhandlungen mit den französischen und kirchlichen Behörden notwendig, die die neue Bestimmung der Anstalt vorher zu genehmigen hatten. Die meisten

[1] Melchiten = Kaiserliche (vom hebräischen Worte Melek = König, Kaiser) wurden von den abtrünnigen Monophysiten die unter dem Schutze des Kaisers Marcian beim rechten Glauben verbliebenen Christen genannt. Heute heißen die syrischen und ägyptischen mit der katholischen Kirche vereinigten Griechen so.

Schwierigkeiten waren in Rom zu befürchten, wo man eine vollständige Änderung des bisherigen Verfahrens gutheißen sollte. Der Erzbischof hatte nämlich in einer Denkschrift ganz klar folgendes verlangt: zunächst die Erlaubnis, in St. Anna Kinder des griechisch-melchitischen Ritus aufzunehmen, die Priester oder Lehrer werden wollten; dann die Genehmigung, sie nach den Gebräuchen ihrer Heimat und in ihrem eigenen Ritus erziehen zu dürfen; endlich die Ermächtigung, in der St. Annakirche durch melchitische Priester die hl. Geheimnisse nach griechischem Ritus zu feiern.

Nach langer und eingehender Prüfung wurden endlich am 8. März 1882 die drei Bitten des Erzbischofs, der unterdessen Kardinal geworden war, gewährt, eine vierte jedoch, die für die Missionare selbst die Erlaubnis zum orientalischen Ritus überzutreten verlangte, wurde abschlägig beschieden. Zugleich wurde die Anstalt dem Amtsbereich des lateinischen Patriarchen von Jerusalem entzogen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese günstige Entscheidung der Propaganda zum großen Teil auf den persönlichen Einfluß Leos XIII. zurückführt, der die Ansichten des Kardinals in dieser Frage voll und ganz teilte und zeitlebens für St. Anna das größte Interesse zeigte. — Die französische Regierung hatte schon vorher aus politischen Gründen dem Plane ihre Zustimmung erteilt und sogar eine einmalige Unterstützung von 90 000 Franken für die Einrichtung bewilligt. So konnte denn im Jahre 1882 das Seminar mit 16 Knaben eröffnet werden.

Die Stunden- und Hausordnung ist ganz dem orientalischen Charakter angepaßt, und die ganze Erziehung zeigt echt orientalisches Gepräge. Kein Zögling darf zum lateinischen Ritus übergehen; keiner darf Mitglied der Genossenschaft der Missionare werden. Die hl. Messe und die übrigen Andachtsübungen werden nach griechischem Ritus abgehalten. Der orientalische Kirchengesang wird eifrig gepflegt; man suchte ihn in seiner ursprünglichen Reinheit nach den ältesten byzantinischen Mustern wiederherzustellen, und nach kurzer Zeit war es allgemein bekannt, daß die griechische Liturgie und besonders die Kirchengesänge des griechisch-melchitischen Ritus nirgends schöner und reiner ausgeführt werden als im Seminar von St. Anna. Auf das Studium der orientalischen Sprachen wird großes Gewicht gelegt, ohne daß man deshalb die anderen Fächer vernachlässigt. Die Zöglinge werden sorgfältig in der vaterländischen Profan- und Kirchengeschichte ausgebildet. Der theologische Unterricht schließt sich vor allem an die Blütezeit der griechischen Kirchenväter an und berücksichtigt in erster Linie orientalische Verhältnisse. Die Gymnasialstudien dauern acht, die philosophisch-theologischen wenigstens fünf Jahre. Man will dadurch eine wissenschaftlich und aszetisch auf der Höhe stehende Priesterschaft heranbilden und nach und nach die ganze Geistlichkeit heben, die es leider bisher oft nicht nur an Wissenschaft und priesterlichem Eifer und Opfermut, sondern auch an priesterlicher Zucht und Tugend fehlen ließ, und deshalb keinen tieferen und nach-

haltigen Einfluß auf das in Unwissenheit dahinlebende Volk ausüben konnte. Die Missionare bemühten sich von Anfang an ihren Zöglingen Verständnis, Achtung und Liebe für die abendländische Kirche und ihren Mittelpunkt Rom zu vermitteln, Vorurteile zu zerstreuen und langsam aber sicher eine Annäherung anzubahnen. Ganz besonders suchte man in ihnen Gelehrigkeit und übernatürlichen Gehorsam den Lehren und Anweisungen des hl. Vaters gegenüber zu entwickeln. Da die Alumnen später auf einfachen, armen Landpfarreien in ärmlichen Verhältnissen leben sollen, so werden sie in der Anstalt an eine einfache, strenge Lebensweise gewöhnt. Auch das Spiel und die Erholung müssen zur Abhärtung der Zöglinge dienen. Zu demselben Zwecke ist in der Tagesordnung die tägliche Handarbeit vorgesehen. Trotz der größten Schwierigkeiten und trotz vielfacher Anfeindungen hat sich das Werk den Absichten des Stifters und der Missionare entsprechend langsam aber stetig weiter entwickelt. Im Jahre 1882 fing man an mit 16 Zöglingen, 1885 waren es bereits 62, 1907 zählte man 106 Schüler im Knaben- und 35 im Priesterseminar. Dreimal mußten die Gebäulichkeiten schon vergrößert werden. Im Durchschnitt erhielten in den letzten Jahren immer 150 Zöglinge von 19 Weißen Vätern und mehreren melchitischen Hilfspriestern eine gediegene Ausbildung. Seit der ersten Priesterweihe im Jahre 1890 sind über 100 Priester aus der Anstalt hervorgegangen, die in den verschiedenen Diözesen des melchitischen Patriarchates als Lehrer, Missionare und Pfarrer segensreich wirken. Die einheimischen Bischöfe spendeten ihrer seeleneifrigen, uneigennützigen Tätigkeit bei den verschiedensten Gelegenheiten uneingeschränktes Lob. Über die große Bedeutung des Seminars für Palästina und die angrenzenden Länder schrieben die „Katholischen Missionen" 1915 S. 109 in einer Übersicht über die Entwicklung der unierten melchitischen Kirche folgendes:

„Wenn nun gerade in den letzten Jahrzehnten zweifellos in der melchitischen Kirche vieles besser geworden ist, so ist das in allererster Linie der stillen, aber unermüdlichen Arbeit der Weißen Väter zu danken, die in dem melchitischen Priesterseminar St. Anna in Jerusalem schon über 100 seeleneifrige und durchgebildete Priester erzogen und durch sie eine allmähliche Erneuerung der melchitischen Kirche von innen heraus bewirkt haben. Wo immer frisches Leben sich regte, wo es galt, für die Reinheit des Glaubens und die Ehre und Rechte des Heiligen Stuhles einzutreten, waren die Altzöglinge von St. Anna die Führer. In Damaskus haben einige von ihnen die gebildete Jugend in dem Verein vom hl. Johannes Damascenus gesammelt, ein Heim und Patronat für die jungen Arbeiter in den Gefahren der mohammedanischen Stadt geschaffen und nach langen Bemühungen die Erlaubnis zur Seelsorge für die gefangenen Christen erkämpft. In Ägypten arbeiten sie als Leiter des melchitischen Kollegs in Kairo, kämpfen in Predigt und Flugschriften gegen die Freimaurerei, die große Unsittlichkeit und gegen die protestantische Propaganda. — Ein anderer ehemaliger Zögling hat jahrelang in Beirut unter den größten Anfeindungen,

auch von seiten derer, die ihn hätten unterstützen müssen, gegen die gefährliche rituelle Kommunikation zwischen Katholiken und Schismatikern unermüdlich gekämpft und jetzt endlich sein Ziel erreicht. -- Viele von ihnen arbeiten auf den armen Missionsposten unter den soeben wiedergewonnenen Schismatikern im Ostjordanland, Galiläa usw. — Dieser Apostelgeist und unternehmende Seeleneifer, das unterscheidende Merkmal des jungen Klerus von St. Anna, ist am schärfsten ausgeprägt in der St. Paulus-Missionsgesellschaft, die der verdiente Prälat Mocaggad im Jahre 1903 aus ehemaligen Zöglingen von St. Anna bildete, mit dem ausgesprochenen Ordenszweck, durch Predigt und Volksmissionen, bis dahin für den orientalischen Klerus etwas Unbekanntes, das erstarrte religiöse Leben zu wecken und eine beständige Organisation zur Bekehrung der Orthodoxen zu bilden. Als Wanderprediger und Volksmissionare im Hauran, in Ägypten, unter den Schismatikern des Ostjordanlandes hat die Kongregation schon überaus segensreich gewirkt und sich das Vertrauen aller Bischöfe erworben. Ein noch weiter greifendes Apostolat üben die Pa ilistenpatres durch ihre rege schriftstellerische Tätigkeit aus, vor allem in ihrer Monatsschrift Al-Massarat (»der gute Wille«)."

Über der Sorge für die Heranbildung eines tüchtigen Klerus verloren die Patres den ursprünglichen Zweck der Anstalt nie ganz aus dem Auge. Von Anfang an widmeten sich immer einige biblischen und archäologischen Forschungen und Studien. So gelang es P. Hirth mit den Zöglingen des Seminars, den Zugang zu der Piszina Probatika, dem am Schaftore gelegenen Teiche, freizulegen. Es ist dies der Teich, in dessen Hallen der Heiland den 38 Jahre lang kranken Mann heilte. (Joh. 5. 2.) — Auf dem Ölberg wurden auf dem Paternosterplatz die Fundamente der alten Ölberg-Basilika wieder aufgefunden. Mehrere Patres trugen durch ihre Arbeiten zur Bestimmung der Lage biblischer Orte bei. — In St. Anna wurde ein eigenes biblisches Museum eingerichtet, das einige seltene Stücke über die Kulturgeschichte des hl. Landes enthält und von Kennern hoch geschätzt wird. Unter anderm birgt es eine ganze Reihe wertvoller christlicher arabischer Handschriften und eine Münzsammlung, die über 4000 Münzen phönizischer, griechischer, römischer, arabischer, und 290 jüdischer Herkunft aufweist.

Fünfter Teil.

Die Genossenschaft in der Heimat.

I. Die außerdeutschen Anstalten.

Da die Genossenschaft nur gegründet wurde, um an der Bekehrung der Mohammedaner und Heiden Afrikas zu arbeiten, besitzt sie in der Heimat nur solche Niederlassungen, die zur Erreichung dieses Zweckes unbedingt notwendig sind. Zunächst müssen da genannt werden die Erziehungsanstalten, die für einen zahlreichen und tüchtigen Nachwuchs sorgen. Es sind dies:

In **Frankreich:** die Missionsschule und das Brüderpostulat von St. Laurent d'Olt (1874);
das Missionsseminar von Binson (1895).

In der **Schweiz:** die Missionsschule von St. Maurice (1913);
das Lavigerie-Institut zu Freiburg, das die Brüder beherbergt, die an dem zur Universität gehörenden Technikum sich theoretisch und vor allem auch praktisch die nötigen Kenntnisse im Baufach und anderen verwandten Fächern aneignen.

In **Belgien:** das Missionsseminar zu Bouchout bei Antwerpen (1913);
das Brüderpostulat zu Gits in Westflandern (1908).

In **Holland:** das Brüderpostulat und Missionsseminar zu Esch bei Boxtel (1892).

In **England:** die Missionsschule von Bishops Waltham bei Southampton (1913).

In **Kanada:** das Missionsseminar zu Quebeck (1901).

In **Nordafrika:** zu Maison-Carrée in der Nähe des Mutterhauses ein Noviziat für Kleriker und Brüder.

Zu **Karthago** ein Missionsseminar.

Den Beziehungen zu kirchlichen und weltlichen Behörden und zu den Wohltätern und Freunden der Genossenschaft dienen die Prokuren zu Rom (1886), zu Paris (1874), zu Lille (1894) und Boxtel (1917). — Für die Ausrüstung der Glaubensboten draußen in den Missionen sorgen die Prokuren von Marseille (1893), Antwerpen (1901) und Mom-

basa in Britisch-Ostafrika (1882). — Eine Niederlassung zu Buenos-Ayres in Südamerika (1898) hat den Zweck, den Verein für die Verbreitung des Glaubens in Argentinien und den umliegenden Staaten einzuführen. Kranke, alte und erholungsbedürftige Missionare finden liebevolle Aufnahme in den Sanatorien zu Maison-Carrée (1894) oder zu Autreppe in Belgien (1905).

II. Die deutschen Anstalten.

Einleitung. Das Missionswerk der Kirche Jesu Christi entspringt aus dem Wesen der Kirche und ist deshalb wie sie international, oder besser übernational. Der Missionsbefehl des Heilandes, den die Kirche ausführen soll, erstreckt sich auf alle Völker ohne Ausnahme. Die Apostel betätigten ihren Seeleneifer nicht bloß bei Juden, Griechen und Römern, sondern sie drangen in alle damals bekannten Länder vor. So hielten es im Laufe der Jahrhunderte alle Glaubensboten. Die religiösen Orden, die Hauptträger des Missionsgedankens, entstanden wohl in einem bestimmten Lande und bei einem bestimmten Volke, aber sie schlossen die anderen Nationen gewöhnlich von der Betätigung ihres Eifers nicht aus. So wurde auch die Genossenschaft der Weißen Väter wohl von einem Kirchenfürsten gegründet, dessen Wiege in Frankreich stand, aber sie war von Anfang an als echt katholisches d. h. übernationales Unternehmen gedacht. Bereits am 26. Mai des Jahres 1870 erhielt ein wackerer Bayer, Karl Baumeister, der nachmalige Bruder Hieronymus, aus der Hand des Erzbischofs das Kleid der Genossenschaft. Im Jahre 1871 wurde er vom Stifter nach Deutschland gesandt, um in seiner Heimat Berufe und Geld für die junge Gründung zu suchen. Schon bei der zweiten Karawane, die im Jahre 1879 nach Innerafrika zog, befanden sich zwei Deutsche. Der Geist, mit dem der Stifter die junge Apostelschar in dieser Beziehung beseelen wollte, ist kurz und packend zum Ausdruck gebracht in einer Ansprache, die er am 29. Juni 1890 an eine für Zentralafrika bestimmte Missionskarawane hielt, also zu einer Zeit, wo in den Gegenden am Äquator noch alles im Werden begriffen war. Bei dieser Gelegenheit führte er unter anderem aus:

„Ihr werdet euch im Innern Afrikas mitten in den Reibereien und Zwistigkeiten aller Völker befinden, in denen über die Zukunft Afrikas entschieden wird. Ergreifet niemals Partei in irgend einer politischen Angelegenheit; unterstützet einzig und allein die Interessen des Glaubens und der Menschlichkeit. Seid voll der Achtung für die Autorität überall, wo sie besteht. ... Ich habe euch oft wiederholt, daß ich keinen von euch behalten werde, der nicht mit derselben Liebe alle Mitglieder der Genossenschaft umschließt, welcher Nation sie auch angehören mögen. Mein Ehrgeiz geht dahin, daß, wenn man von eurer kleinen Genossenschaft spricht, die die geringste und letzte von allen apostolischen Gesellschaften ist, man von ihr sagen könne, daß sie vor allem katholisch ist.

Gewiß ist man verpflichtet, sein eigenes Vaterland zu lieben, schon das Naturgesetz verlangt es. Aber man muß es verstehen, sich über dieses Gesetz emporzuschwingen und alle Nationen in einer Liebe zu vereinen. Es ist dies das Gesetz des Evangeliums, das nicht gegen die Natur geht, das sie im Gegenteil zu einer höheren Auffassung erhebt, nämlich zu dem übernatürlichen Standpunkte, zu dem Gott uns berufen hat."

Im Anschluß an die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik und an die von Kardinal Lavigerie ins Leben gerufene Antisklavereibewegung setzte Ende der achtziger Jahre in Deutschland eine kräftige Missionsbetätigung ein. Im Jahre 1888 richtete der Kardinal einen feurigen Aufruf an die Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Freiburg i. B. und eine Denkschrift an den Reichskanzler, den Fürsten Bismarck, in denen er die öffentliche Meinung und die Regierung auf die große Bedeutung des Missionswerkes in der jungen deutschen Kolonie Ostafrika hinwies, an dem seine Söhne in hervorragendem Maße beteiligt waren. Im Jahre 1890 empfahl er in einem herzlichen Schreiben an die in Coblenz versammelten Katholiken Deutschlands die zuvor in Marienthal eröffnete Missionsanstalt der Weißen Väter, die ja nur den Zweck habe, die Missionen in Deutsch-Ostafrika mit deutschen Glaubensboten zu versorgen.

Die Genossenschaft war aber schon früher in Deutschland bekannt geworden und es hatten sich jedes Jahr einige deutsche Zöglinge, besonders aus dem Elsaß, in der Missionsschule von St. Eugen bei Algier eingefunden. Kardinal Lavigerie bezeigte ihnen immer eine ganz besondere väterliche Liebe und sagte eines Tages in ihrer Gegenwart: „Ich habe die Deutschen stets als brauchbare Missionare geschätzt, denn sie sind beharrlich und wissen, was sie wollen." Einige junge französische Zöglinge standen dabei; da legte er einem von ihnen die Hand auf das Haupt und ihm leicht auf die Wange klopfend, sagte er in scherzendem Ernst: „Ihr seid wie Strohfeuer." — Er machte im kleinen Seminar, das in der Nähe seines Sommeraufenthaltes lag, selten einen Besuch, ohne sich die deutschen Zöglinge vorstellen zu lassen.

Im Jahre 1882 trat Pater Schynse, ein Sohn des Rheinlandes, als Priester in die Genossenschaft. Er war an der Gründung der Mission am mittleren Kongo beteiligt; später durchquerte er mit Stanley und Emin Pascha Deutsch-Ostafrika. Durch seine wissenschaftlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen, aber noch mehr durch seine aufopfernde Missionstätigkeit leistete er der jungen Mission die wertvollsten Dienste. Leider fand sein vielversprechendes apostolisches Wirken im Jahre 1891 ein allzufrühes Ende. An den Gestaden des Viktoria-Nyansa, zu deren Erforschung und Verchristlichung er soviel beigetragen, fand er seine letzte Ruhestätte. Seine packenden Berichte und Schilderungen trugen viel dazu bei, die Genossenschaft in Deutschland immer mehr bekannt zu machen. — Da es infolge der Gesetzgebung gegen die Orden noch nicht möglich war, in Deutschland

selbst Missionsanstalten zu errichten, wurde im Jahre 1890 im katholischen Luxemburg zu Marienthal bei Mersch eine Niederlassung gegründet, wo die deutschen Missionskandidaten auf ihren apostolischen Beruf vorbereitet werden sollten. Erst im Jahre 1894 gelang es durch das Entgegenkommen der Preußischen Regierung, auf deutschem Boden, zu Trier, eine Missionsschule zu eröffnen, der im Jahre 1899 ein Missionsseminar angegliedert wurde Da die Räumlichkeiten des Hauses bald zu eng waren, wurden im Jahre 1903 die unteren Gymnasialklassen nach Haigerloch in Hohenzollern und im Jahre 1907 die oberen nach Altkirch im Ober-Elsaß verlegt. Im Jahre 1905 wurden die bestehenden Anstalten zu einer eigenen deutschen Provinz vereinigt und dem in Trier wohnenden Provinzial unterstellt. Im Jahre 1914 endlich wurde die Genehmigung zur Eröffnung einer Missionsschule zu Rietberg in Westfalen erteilt.

Damit ist die Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung des Werkes in Deutschland geschaffen. Die in Deutsch-Ostafrika gelegenen Missionsgebiete der Genossenschaft bieten die günstigsten Aussichten. Millionen armer Neger harren dort noch auf die frohe Botschaft; nur fehlen bis jetzt die notwendigen Glaubensboten und die erforderlichen Mittel. Für beides sollen die fünf deutschen Anstalten mit Gottes Hilfe und mit der treuen Unterstützung der deutschen Katholiken sorgen.

1. Das Brüderpostulat und Noviziat zu Marienthal.

Etwa vier Stunden von der Hauptstadt Luxemburg entfernt befindet sich im reizenden, an landschaftlichen Schönheiten so reichen Tale der Eisch das ehemalige Dominikanerinnenkloster Marienthal. Zwischen herrlichen, mit Wald bedeckten Hügeln und steilabfallenden, ruinenartigen Felspartien eingeschlossen, liegt es anmutig und friedlich am rechten Ufer des Baches. Seine Anfänge sind von einem ganzen Kranze von Legenden umgeben. Eine von ihnen erzählt, daß Theoderich, Herr von Mersch, einst auf der Jagd in einer Baumhöhle ein Marienbild gefunden habe, das er in seiner Wohnung aufstellte; das Bild kehrte aber immer wieder an die frühere Stelle zurück, worauf Theoderich an der Stelle der Gottesmutter zu Ehren eine Kirche und ein Kloster erbaute, in dem sich im Jahre 1236 Dominikanerinnen niederließen. Im Jahre 1258 wurde die selige Yolanda von Vianden Äbtissin des Klosters. Unter ihrer Leitung nahm das Stift einen großen Aufschwung. Durch verschiedene Schenkungen der Grafen von Luxemburg und anderer Großen wurde Marienthal bald das reichste Frauenkloster des Landes. Eine Schwester und eine Tochter Heinrichs VII. nahmen in Marienthal den Schleier. Im 15. und 16. Jahrhundert verlor das Kloster immer mehr von seinem früheren Glanze. Im Jahre 1783 wurde es durch Kaiser Josef II. aufgehoben. Die Güter wurden vom Staate

eingezogen und nach und nach verschleudert. Die Gebäulichkeiten verfielen; die Hausteine, die Balken des Dachwerks, die Tür- und Fensterpfosten wurden zum Bau des Schlosses von Walferdingen verwandt. Die Altäre der schönen Klosterkirche wurden von den umliegenden Pfarreien in Sicherheit gebracht; das Übrige wurde von den Dörfern der Umgegend als Steingrube benutzt. Im Jahre 1884 kamen durch die Bemühungen eines edlen Luxemburger Priesters die Söhne des hl. Dominikus nach Marienthal, aber man sah bald ein, daß es für ihre Zwecke nicht geeignet war. Nach einigen Jahren gelangte das Anwesen in den Besitz der Weißen Väter. Am 15. August des Jahres 1890, am Feste der Himmelfahrt Mariä, traf ein Pater in Marienthal ein, um die spärlichen Überreste der Gebäude zur Aufnahme einer Klostergemeinde vorzubereiten. Schon nach zwei Monaten hielten die ersten Zöglinge ihren Einzug. Marienthal war eine Pflanzstätte zukünftiger Missionare für den schwarzen Erdteil geworden. Zunächst umfaßte es Missionsschule und Brüderpostulat. Die Missionsschule wurde im Jahre 1894 nach Trier verlegt. In der ersten Zeit gab es Arbeit in Hülle und Fülle, um die noch vorhandenen Wohnräume auszubessern. Da das bescheidene Hauskapellchen bald zu klein wurde, errichtete man mit Hilfe großmütiger Wohltäter eine schöne, geräumige Kirche, die der Rosenkranzkönigin geweiht ist. Im Laufe der Jahre wurde das Kloster bedeutend erweitert und seinem neuen Zwecke immer mehr angepaßt. Das Wasser der Eisch wurde dem Ganzen dienstbar gemacht. Eine Turbinen-Anlage versorgt die Mühle und das ganze Anwesen mit elektrischem Licht und elektrischer Kraft.

In Marienthal finden fromme, seeleneifrige junge Leute vom 16. bis zum 35. Lebensjahre Aufnahme, die sich als Laienbrüder dem Missionswerke widmen wollen. In Ausnahmefällen können auch schon Knaben von 14 Jahren, dann aber nur als Aspiranten, zugelassen werden. Das eigentliche Postulat dauert gewöhnlich sechs Monate; darauf folgt das zweijährige Noviziat. Während dieser Zeit sollen die zukünftigen Missionsbrüder sich in den verschiedenen Arbeiten und Handwerken ausbilden, die ihnen später in den einzelnen Häusern und in den Missionen so notwendig sind, wenn sie den Missionspriestern bei ihrem schwierigen Werke behilflich sein und die Neger zu nützlicher Arbeit anleiten wollen. Geschickte junge Handwerker sind deshalb vor allem willkommen, ebenso tüchtige Landwirte. Aber wer früher keine Gelegenheit hatte, sich die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, kann dies während der Probezeit nachholen, wenn er nur einiges Geschick, praktisches Urteil und den ernsten Willen mitbringt, ein tüchtiger Missionsgehilfe und ein brauchbares Mitglied der Genossenschaft zu werden. Je mehr ein Missionsbruder allseitig geschult ist, um so größere Dienste wird er dem Missionswerke leisten, besonders draußen in den fernen Missionen, wo die Missionare auf sich allein ange-

wiesen sind und nur zu oft Lehrer, Arzt, Landwirt, Baumeister und Handwerker in einer Person sein müssen. Da weiß man nie zuviel, besonders da gewöhnlich nur ganz notdürftige Werkzeuge und die allergewöhnlichsten Rohstoffe zur Verfügung stehen.

Diese verschiedenen Fertigkeiten sind aber nur das Äußere, das von übernatürlichem, apostolischem Geiste durchdrungen und belebt sein muß sonst könnten die Brüder wohl gute Gärtner und Handwerker sein, aber keine wahren Missionsbrüder, und sie würden nichts zur Bekehrung der Seelen beitragen. Die ganze Tagesordnung des Postulates und Noviziates ist auf dieses Hauptziel hingerichtet. Die Handarbeit wird durch häufige Gebets- und Andachtsübungen unterbrochen. Das Morgengebet, die Betrachtung, die hl. Messe mit der hl. Kommunion geben dem Tagewerk eine übernatürliche Grundlage. Gegen Mittag findet die Gewissenserforschung statt. Drei Rosenkränze sind auf den Tag verteilt. Jeden Abend hält der Obere eine religiöse Unterweisung über die Haupttugenden eines guten Missionsbruders; dann folgt ein viertelstündiger Besuch beim Allerheiligsten, wo sich ein jeder mit dem Heiland, dem Meister der Apostel, unterhalten und ihn bitten kann, ihm behilflich zu sein bei dem Suchen nach wahrer Frömmigkeit, opferwilliger Selbstverleugnung und echtem, feurigem Seeleneifer.

Im Laufe der 28 Jahre seines Bestehens hat Marienthal schon eine stattliche Anzahl tüchtiger Brüder ausgebildet, die auf den verschiedenen Missionsfeldern den Patres die wertvollsten Dienste geleistet und durch ihr Beispiel und ihre Arbeiten auf die Umgebörenen den wohltuendsten Einfluß ausgeübt haben.

2. Das Missionsseminar und die Missionsprokura zu Trier.

Als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war mußte auch der deutschen Regierung viel daran liegen, daß den deutschen Glaubensboten Gelegenheit geboten wurde, ihre wissenschaftliche und religiöse Ausbildung in der Heimat selbst zu erhalten. Da das Arbeitsfeld der Genossenschaft die volkreichsten Gebiete in Deutsch-Ostafrika umfaßt, erteilte ihr die Regierung die Genehmigung zu einer Niederlassung, und im Jahre 1894 wurde zu Trier mit zwei Patres, einem Laienbruder und zwölf Schülern eine Missionsanstalt eröffnet. Trier, das Rom des Nordens, das einst so viel für die Ausbreitung des Christentums getan, war somit zum Mittelpunkt neuer apostolischer Bestrebungen geworden. Die schöne Stadt am vielbesungenen, rebenumkränzten Moselstrande mit ihrer tiefgläubigen Bevölkerung, mit ihrem Apostelgrabe, der Reliquie des heiligen Rockes, ihren glorreichen Martyrern, ihren zahlreichen, altehrwürdigen Klosterbauten und den herrlichen Kirchen, war wie wenige Orte geeignet, apostolische Herzen in ihrem Berufe zu fördern. Die kleine Klostergemeinde fand zunächst ein bescheidenes Heim in einer Mietswohnung am Barbara-Ufer,

bis sie im Jahre 1898 durch das gütige Entgegenkommen der Bischöflichen Behörde das ehemalige Klarissenkloster in der Dietrichstraße beziehen konnte. Damit wurde das Kloster seiner rein religiös-kirchlichen Bestimmung zurückgegeben, der es jahrhundertelang gedient hatte.

Im Jahre 1134 wurde durch Antonia, Witwe des trierischen Ratsherrn Georg Wahn, in ihrem Hause in der Dietrichstraße eine fromme Vereinigung eifriger Frauen und Jungfrauen gebildet, die unter Billigung der erzbischöflichen Behörde ein reges Gebets- und Bußleben führte, ohne vorerst noch eine eigentliche klösterliche Einrichtung zu haben. Diese erhielt sie im Jahre 1148 durch Papst Eugen III., der gerade in Trier anwesend war. Das Kloster erwarb sich viele Jahrzehnte hindurch große Verdienste um die Erziehung der weiblichen Jugend und gelangte im 14. Jahrhundert zu außergewöhnlicher Blüte. Anfangs des 15. Jahrhunderts jedoch nahm die Zahl der Schwestern immer mehr ab, sodaß im Jahre 1451 nur noch eine einzige mit einer Magd im Hause war. Sie übergab dem Erzbischof Jakob von Sierck das Kloster mit der Bitte, die reformierten Klarissen von Gnadenthal im Bistum Basel in Trier einzuführen. Das geschah im Jahre 1453. — Die erste Äbtissin, Elisabeth von Lindenfels, entsandte schon zwei Jahre später einige ihrer Schwestern zur Gründung eines neuen Klosters nach Antwerpen. Die bis zum Jahre 1785 geführte Chronik entwirft das Bild einer überaus eifrigen, dem Gebets- und Opferleben durchaus ergebenen Klostergemeinde, der der Weihbischof Hontheim als erzbischöflicher Visitator kurz vor ihrem Untergange in seinem Bericht folgendes Zeugnis ausstellt:

„Wenn ich Euer Churfürstlichen Durchlaucht (Clemens Wenzeslaus) den sittlichen Zustand dieses ungemein heilgien Gotteshauses nach Verdiensten schildern sollte, so muß ich gestehen, daß es mir an Worten mangle, dieses gebührend auszuführen. Ein freiwillige und begierdelose Armut, eine ungeheuchelte allgemeine Andacht, eine himmlische Emtracht, eine unaufhörliche Fasten, die vollkommenste Ergebung in den göttlichen Willen machen hiervon das lebhafteste Gemälde. Ich kann nicht bergen, daß ich diese ausnehmend frommen Klosterjungfrauen anders nicht als selige nur noch in der Hülle des menschlichen Körpers versteckte Geister anbetrachten muß, welche gewiß durch ihr durchdringendes Gebet von Städten und Ländern die Strafrute Gottes öfter abzuwenden vermögend sind."

Bedauerlicherweise fiel auch dieses Kloster den Nachwehen der französischen Revolution zum Opfer. Im Jahre 1802 wurden die Klostergebäude und die dazu gehörenden Güter beschlagnahmt, die klösterliche Gemeinschaft aber zum Aussterben verurteilt. Im Jahre 1815 ging das ehemalige Klarissenkloster in den Besitz des Preußischen Staates über, wurde aber bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse 1824 dem Bischöflichen Stuhle zurückgegeben und dem Emeritenfonds zugewiesen. Seither dienten die Räumlichkeiten mit Kirche und Garten meist Hospital- und

Schulzwecken. Die letzten Jahrzehnte vor Einzug der Weißen Väter bot das Kloster einigen älteren zurückgezogenen Geistlichen eine ruhige Wohnstätte.

Jetzt war die durch das strenge Gebets- und Bußleben so vieler frommer Ordensfrauen geheiligte Stätte die Pflanzschule zukünftiger Priester und Missionare geworden. Die philosophischen und theologischen Studien der Alumnen dauern sechs Jahre. Sie werden während eines Jahres durch das Noviziat unterbrochen, das den Zweck hat, den jungen Missionskandidaten Gelegenheit zu geben, ihren Beruf gründlich zu prüfen und sich durch Gebet und Betrachtung für ihre hohe Aufgabe würdig vorzubereiten. Während der theologischen Ausbildung erhalten die Seminaristen die verschiedenen Weihen. Die Zahl der Alumnen ist, besonders seitdem im Jahre 1903 die unteren Gymnasialklassen zu Haigerloch und im Jahre 1907 die oberen zu Altkirch in getrennten Anstalten untergebracht wurden, in erfreulicher Weise gewachsen, bleibt aber immer noch weit hinter den Bedürfnissen zurück.

In Trier hat auch der Leiter der deutschen Provinz seinen Sitz. Ebenso befindet sich dort die Schriftleitung der Missionszeitschrift „Afrika-Bote". — Der Anstalt ist außerdem eine Missionsprokura angegliedert, die die Beziehungen unterhält mit den Freunden und Wohltätern der Genossenschaft und mit den Vorsteherinnen und Förderinnen des Vereins katholischer Frauen und Jungfrauen zur Unterstützung der zentralafrikanischen Missionen der Weißen Väter[1]. Die Prokura versorgt auch die Missionare in Deutsch-Ostafrika, die sich meist an Ort und Stelle nichts verschaffen können, mit den nötigen Tauschwaren, Werkzeugen, Arzneien und Gebrauchsgegenständen sowohl für die Missionare selbst als auch für ihre Kirchen, Kapellen und Schulen. So nehmen jährlich Hunderte von Kisten und Ballen von Trier aus den Weg über Länder und Meere, erleichtern den Glaubensboten draußen ihre schwere Aufgabe und knüpfen immer wieder neue herzliche Bande zwischen der alten und neuen Heimat.

[1] Der Verein wurde im Jahre 1893 gegründet und steht unter dem Schutze der Unbefleckten Gottesmutter, der Patronin von Afrika. — Bedingungen, um Mitglied zu werden: 1. Gebet zur Bekehrung der Heiden Afrikas; 2. Ein jährlicher Vereinsbeitrag von mindestens 25 Pfg.; 3. Die (nicht verpflichtende) monatliche Anbetungsstunde vor dem Allerheiligsten Sakramente zur Bekehrung Afrikas. — Geistliche Vorteile: 1. Die Mitglieder des Vereins nehmen Teil an allen Gebeten und guten Werken, die in den unterstützten Missionen für die Wohltäter verrichtet werden. 2. Am ersten Freitag und am drei anderen Tagen jeden Monats wird eine hl. Messe für die Vereinsmitglieder gelesen; an einem Tage der Oktav von Allerseelen wird das hl. Opfer für die verstorbenen Mitglieder dargebracht. 3. Der hl. Vater spendete allen Mitgliedern des Vereins den apostolischen Segen und gewährte ihnen die Gnade des vollkommenen Ablasses in der Todesstunde. Außerdem können die Mitglieder noch eine Reihe vollkommener und unvollkommener Ablässe gewinnen.

3. Die Missionsschule zu Haigerloch (Hohenzollern).[1]

Pfingsten war's. Die Feiertage wollte ich zu einem Besuche des romantischen Eyachtales und des alten Zollerstädtleins Haigerloch benutzen. Keuchend und pustend brachte uns die kleine Lokomotive der Landesbahn vorwärts. Ich hatte meine Freude, unterdessen die schön bewaldeten Talhänge in ihren Farbenschattierungen und den buntgewirkten Teppich der Wiesen zu betrachten. Wir fahren vorbei am freundlichen Bad Imnau. Eine Kirchturmspitze auf der Bergeshöhe wird sichtbar; es ist Trillfingen. Noch wenige Minuten, und unser Zügle ist am Ziele. Vor uns erhebt sich hoch über der Talsohle der majestätische Römerturm, ein kraftvoller Zeuge vergangener Jahrhunderte; und um den Riesen aus altersgrauer Vorzeit drängen sich wie Schutz heischend die großen und kleinen Häuser der Oberstadt. Zur Linken am Bergrande ragen die massiven Mauern eines alten Zollernschlosses empor, von wuchtigen Strebepfeilern gestützt. Daneben steht die herrliche Schloßkirche mit schönen Malereien und einem prachtvollen Hochaltar. — Mich führt ein Pfad rechts die Höhe hinan durch das erwachende Grün. Bald stehe ich auf dem Kamme und bin am Ziele, vor dem Missionshause der Weißen Väter.

Welch munteres Leben und Treiben! Auf dem geräumigen Hof tummelt sich eine frohe Jugend, Knaben von 12—16 Jahren, bunt durcheinander; während die einen einander nachlaufen und dabei die Kraft an Kehle und Lunge erproben, sind sanftere Naturen mit friedlicheren Spielen beschäftigt. Mehrere Turngeräte im Hintergrunde scheinen eine besondere Anziehungskraft auszuüben. Mit Geschick und Mut übt sich die heranwachsende Jugend an Barren und Reck. Eine Kegelbahn, die den Spielplatz nach Süden begrenzt, bietet angenehme Abwechselung. Eine Zeitlang schaue ich vergnügt dem fröhlichen Treiben zu; dann wende ich mich dem Hause zu, das mit der 40 Meter langen, gut gegliederten Stirnseite die Höhe beherrscht, während zwei Seitenflügel einen kleinen Hofraum begrenzen.

Der freundliche Bruder Pförtner in weißem Talar, ein rotes Kreuz auf der Brust, geleitet mich alsbald ins Sprechzimmer, und bis der Obere des Hauses erscheint, habe ich Muße, mir den bescheiden ausgestatteten Raum näher anzusehen. Da ist nichts von dem, was man modernen Komfort heißt; alles atmet Armut und Sparsamkeit, und doch scheint ein guter Geschmack in der freundlichen Einrichtung gewaltet zu haben. Gebrauchsgegenstände aus den afrikanischen Missionsgebieten zieren die Wände, darunter manch hochinteressantes Exemplar, wie man es selbst auf Ausstellungen nicht immer findet. Die mächtigen Lanzen, die vergifteten Pfeile, die Exuvien wilder Tiere aus unseren Schutzgebieten reden von den Gefahren,

[1] Dem „Afrika-Boten" 1913, S. 301 ff. entnommen.

denen das Leben der Missionare mehr als einmal inmitten der afrikanischen Wildnis ausgesetzt ist, und erfüllen so mit Hochachtung vor den Männern, die ihre ganze Lebenskraft dem großen Werke der Christianisierung wilder Völker weihen. Noch war ich mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, da trat auch schon die freundliche Gestalt des Hausobern herein. Schon oft hatte ich im Bilde die Missionare in ihrer schönen weißen Tracht gesehen; jetzt, wo ich zum ersten Male einem Weißen Vater gegenüberstand, erschien mir die Gestalt in langem weißwollenem Talare, den arabischen Burnus über den Schultern, noch viel eindrucksvoller. Nach herzlichem Willkommgruß war der Pater gern bereit, mir die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses zu zeigen. — Im Untergeschoß des geräumigen, luftigen Baues befinden sich die Studien- und Klassensäle. Da sämtliche Klassen des Untergymnasiums und ausnahmsweise auch die oberen Klassen im Hause absolviert werden, so nehmen diese Säle bereits einen erheblichen Raum ein. Überall herrscht die größte Einfachheit, aber peinliche Sauberkeit. Zur Aufrechterhaltung derselben werden übrigens die Schüler selber herangezogen. In einem größeren, mit religiösen Bildern und einer Statue des hl. Jugendpatrons Aloysius gezierten Saal versammelt sich die ganze jugendliche Schar zu religiösen oder wissenschaftlichen Vorträgen. Außerdem befinden sich noch im Erdgeschoß Küche und Speisesaal. Auch letzterer ist einfach gehalten; die ungedeckten Tische und die schlichten Holzbänke, aber auch die gesunde, einfach bürgerliche Kost sollen offenbar dazu dienen, schon früh die Missionszöglinge allem Überfluß abhold zu machen und sie anleiten, sich mit dem wirklich Notwendigen zu begnügen. Denselben Geist der Entsagung atmen die im Obergeschoß liegenden Schlafsäle. Der Missionar, der im späteren Leben so oft nicht einmal ein Feldbett besitzt, um nach harter Tagesarbeit seine müden Glieder zur Ruhe zu betten, soll auch in der Jugend an Abhärtung sich gewöhnen. Und ich glaube es dem kleinen Studenten, den ich darüber befragte, ganz gerne, daß er auf seinem Strohsacke unter ein Paar Wolldecken besser schlafe, als daheim im Federbett.

Besonders interessant waren für mich die Mitteilungen, die der hochwürdige Hausobere mir über die in der Anstalt übliche Ordnung machte. Als ich es auffällig fand, daß keine straffere Aufsicht über die zum Spiele versammelten Zöglinge geführt werde, meinte er scherzend, das sei hier weder nötig noch üblich. Und in der Tat, wo Knaben und Jünglinge, von einem hohen Ideale getragen, sich zusammenfinden in dem einen Gedanken, einstmals das Reich des Erlösers in die Heidenwelt hinauszutragen, wo sie tagtäglich an dies ihr Lebensziel von neuem erinnert werden, wo sie täglich im Gebet und im Empfang der hl. Kommunion mit dem Weltenkönige sich vereinen, da muß so viel Kraft und Selbstzucht vorhanden sein, daß das Auge des Aufsehers dem nicht viel hinzufügen kann. In ganz ähnlicher Weise sind die Zöglinge im Studium sich selbst überlassen. Eine solche

Erziehung, das mußte ich mir sagen, auf religiöser Grundlage aufgebaut, ist in der Tat geeignet, Charaktere zu bilden, Männer, die den Weg ihrer innersten Überzeugung gehen und auch anderen tieferstehenden Menschen als Leuchte dienen können.

Trotzdem konnte ich weder an den Missionaren, noch an ihren Zöglingen etwas bemerken, das an finsteren Ernst oder gar an Kopfhängerei gemahnt hätte. Nein, im Gegenteil, überall hatte ich Gelegenheit, ein munteres, frohes Leben und Treiben zu beobachten. Das laute Geschrei der kleinen Schüler beim munteren Spiele, die kraftvollen Turnübungen der Größeren, alles das machte auf mich den Eindruck des Kräftigen und Gesunden.

Aber ein kleines Schmuckkästchen des Hauses darf ich nicht vergessen: die Hauskapelle. Mag sie auch architektonisch unbedeutend erscheinen, die liebevolle Sorgfalt, die sich in Reinlichkeit und Altarschmuck zeigen, berührt jeden wohltuend. Die Wände zeigen einfachen, aber recht gut abgetönten Farbenschmuck. Sechs Medaillons mit den Bildern der großen Missionare und der so beliebten Jugendpatrone aus dem Jesuitenorden, dekorieren den oberen Fries der Seitenwände, während musizierende Engelsgestalten in zierlichen Formen den Hochaltar umschweben. Besonders wohltuend berührte mich die schöne Altargruppe: es ist der hl. Aloysius, der mit kindlich frommer Andacht aus den Händen des hl. Bischofs Karl Borromäus die hl. Kommunion empfängt. Gewiß eine sinnvolle Darstellung für eine dem hl. Aloysius geweihte Anstalt, deren Zöglinge den häufigen Empfang der hl. Kommunion mit wahrem Eifer pflegen.

Ich verabschiedete mich nun von dem liebenswürdigen Obern des Hauses. Ja, sagte ich mir, ein solcher Missionsberuf ist ein Segen für den Auserwählten selber, aber nicht minder für Eltern und Geschwister, die an einem solchen Opfer Anteil nehmen. Möchte doch dieser echt katholische Geist in unserem katholischen Volke weiterleben und wirken, dann wird unseren Missionen weder die notwendige Unterstützung noch auch der Zufluß an Berufen fehlen. — Noch einmal schweifte mein Auge hinüber zum Missionskloster; ich erinnerte mich längst vergangener Tage und dachte: Wenn ich noch einmal jung wäre und gesund und stark, auch mein Lebensweg wäre entschieden.

4. Die Missionsschule zu Altkirch im Oberelsaß. [1]

In der Südwestecke deutscher Lande thront auf einem Hügel links der Bahn von Mülhausen nach Belfort eine schöne Kirche, die hochgiebeligen, altersgrauen Häuser und die erkergeschmückten Villen des Städtchens, wie eine Henne ihre Küchlein beschützend. Unterhalb des Chores tritt aus den grünen Anlagen der dem Bahnhof zu steil abfallenden Halde ein stolzer Bau hervor. „Gymnasium" trägt er in weithin sichtbarer Schrift an der Stirne. Der Ort,

[1] Dem Afrika-Boten 1914 S. 295 ff. entnommen.

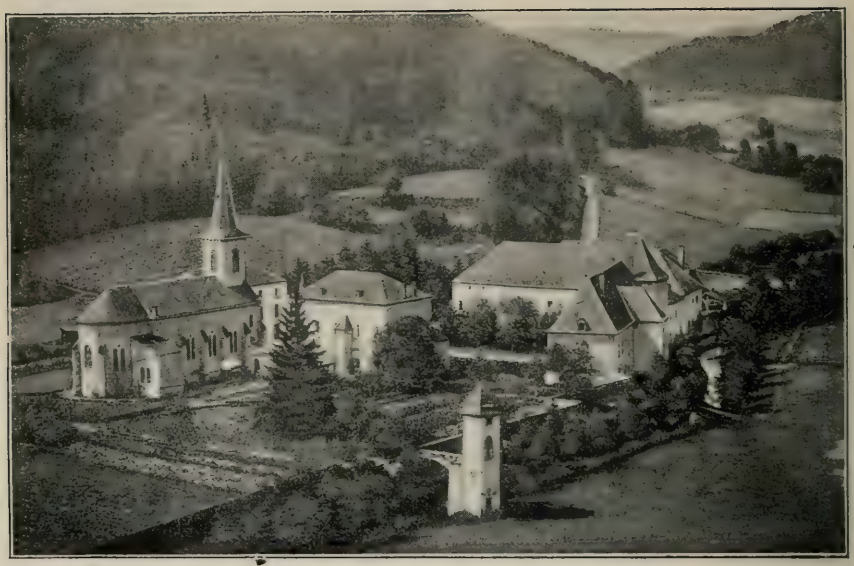
wo so schön Religion und Bildung auch äußerlich zum Bund geeint erscheinen, ist Altkirch, „die alte Kirche", die ehemalige religiöse und wissenschaftliche Pflanzstätte des Sundgaues. — Von hier aus hat sich das Christentum schon frühzeitig in die Täler des südlichen Elsasses verbreitet, und im 11. und 12. Jahrhundert ist hier vom Benediktinerkloster des hl. Morand ein segenspendender Strom ausgegangen, der dem abgestorbenen religiösen Leben dieser Gegend wieder neue Nahrung zuführte. Eine ähnliche Aufgabe soll Altkirch in unsern Tagen erfüllen, allerdings nicht bloß für einen so engen Kreis. Zwischen den afrikanischen Seen Nyansa und Nyassa dehnen sich die vier deutschen Vikariate der Weißen Väter aus. Um für diese die Zahl der Glaubensboten zu vermehren, hat die Genossenschaft im Jahre 1907 zu Altkirch eine Missionsschule gegründet, die dem hl. Franz Xaver geweiht ist.

Wenn wir vom Bahnhof aus das Städtchen seiner ganzen Länge nach durchquert haben, so sehen wir rechts auf der Höhe, nicht weit vom üppigen Buchenwald, das einfache Missionshaus liegen. Wie es Missionaren, Männern der Entsagung, geziemt, weist es durchaus keinen Luxus auf, nichts, was daran überflüssig wäre. Immerhin recht freundlich und anheimelnd, erhebt sich der blendend weißgetünchte Bau mit seinen zwei vortretenden Flügeln inmitten eines fruchtbaren Gartens, der mit üppigen, jungen Obstbäumen unterstanden und von einer dunkelgrünen Thujahecke umgeben ist. Links und rechts des Weges zur Pforte entzückt der Blumen Farbenpracht das Auge des Besuchers.

Wir treten ein ins Haus. Der Bruder Pförtner führt uns ins Sprechzimmer, das zu einem kleinen Museum mit historischen, ethnographischen, zoologischen und botanischen Gegenständen aus dem Missionsgebiet der Weißen Väter eingerichtet ist. Treten wir aus dem Sprechzimmer heraus, so haben wir links den geräumigen hellen Speisesaal, äußerst einfach, aber überaus reinlich. Gehen wir wieder zurück, so zeigt uns die Inschrift über einer Türe die Wohnung des höchsten Herrn des Hauses. Luxuriös ist auch seine Behausung, die Kapelle, nicht; sie ist ein etwas größerer Saal, ausgeschmückt mit der einfachsten Wanddekoration von der kunstgeübten Hand eines Bruders. Der Altar im Vordergrund, von edler Wohltäterin gestiftet, ist immerhin eine schöne Zierde des Raumes. Eine trauliche Seitenkapelle mit Altar ist der allerseligsten Jungfrau geweiht, die die Weißen Väter unter dem Titel U. L. Frau von Afrika so sehr verehren. Oft kann man die Zöglinge in Andacht knien sehen, wie sie die Königin der Apostel anflehen in den Schwierigkeiten, die ein junges, ideales Herz so leicht findet. — In zwei luftigen, hellen Sälen des ersten Stockes obliegt die fleißige Jugend ihren Studien. Jeder hat sein eigenes Pult. Regelmäßige Aufsicht gibt es hier keine; ein junger Mann, der sich dem idealsten Beruf, dem des Missionars, widmen will, muß soviel sittliche Kraft und soviel Ehrgefühl besitzen, daß er auch ohne das überwachende Auge

Alumnen des Missionsseminars zu Trier (1912).

Schüler des Missionshauses zu Altkirch.



Missionshaus Marienthal (Luxemburg).

Missionshaus Haigerloch (Hohenzollern).

seiner Vorgesetzten seine Pflicht und Schuldigkeit tut; ein fortgesetzter Mißbrauch dieses Vertrauens den Obern gegenüber zeigte bei einem Schüler den Mangel jeden Verständnisses und die Unwürdigkeit für sein hohes Ziel. — Im Exerzitiensaal auf der anderen Seite verrichten die Schüler ihre häuslichen Andachten oder lauschen den Ermahnungen und Vorträgen ihrer Väter. In der Bibliothek ist schon eine beträchtliche Fülle von Büchern aufgestapelt, meistenteils Vermächtnisse verstorbener Geistlichen. Neigt sich der arbeitsreiche Tag des Missionsschülers zu Ende, dann sucht er den obern Stock auf, die Schlafsäle. Gesünder als diese können solche nicht sein. Von drei Seiten strömt durch eine Reihe großer Fenster eine Fülle Licht und Luft. Die Schüler liegen aus Gründen der Abhärtung auf gewöhnlichen Strohsäcken. Ein einfacher Schrank enthält die Wäsche und die Kleider eines jeden einzelnen.

Hinter dem Hause sind die Erholungsplätze; eine ans Haus angebaute Halle schützt die Schüler bei Regenwetter; ein prachtvoller, etwas höher gelegener, ringsum mit Linden bepflanzter Spielhof, gibt den frischen Jungen Gelegenheit zum regen Tummeln und zum Wandeln für ältere, schon ernstere Naturen. Eine herrliche Muttergottesstatue mit segnendem Jesusknaben im Hintergrund beherrscht alles: ein paar gute Gedanken, ein Aufblick zur Ursache unserer Freude mögen auch in den Erholungen dem zukünftigen Apostel naheliegen.

Dies alles dient den 50 bis 60 jungen Leuten von Obertertia bis Prima, die hier ihrer Ausbildung zum Missionsleben obliegen. Das abwechslungsreiche, aber ernste Tagewerk des Missionsschülers, das Selbstüberwindung, großen Arbeitsgeist und daher ein gewisses Maß von Willenskraft verlangt, ist auf den Erwerb der so nötigen Berufseigenschaften hingerichtet. — Der Erziehung zur Frömmigkeit ist in dem Plane ein weiter Spielraum gegeben. Viertägige Jahresexerzitien stellen dem jungen Manne sein ewiges Ziel und seinen herrlichen Beruf vor Augen und erneuern ihn in begeistertem Streben danach. Ein Tag Exerzitien jeden Monat frischt dann die guten Vorsätze immer wieder auf. Vorträge des Obern belehren ihn über seine Pflichten und eifern ihn zur genauen Erfüllung an. Hie und da, wenn ein Missionar aus Afrika zum Besuch ins Xaveriushaus einkehrt, erzählt er den atemlos lauschenden Jünglingen vom Lande ihrer Sehnsucht und seinen Bewohnern, von Heidenelend und vom Glück der Neubekehrten, von den großen Leiden des Missionars, aber auch von seinen alles überragenden Freuden. Da pocht dann manchem jungen Helden das Herz von Sehnsucht und Wonne. An den langen Winterabenden in den Weihnachtsferien veranschaulichen Lichtbilder, was im Laufe des Jahres über Mission gehört oder gelesen wurde, so daß die Schüler allmählich einen ziemlichen Einblick erhalten in ihren späteren Beruf mit seinen Leiden und Freuden, seinen Schwierigkeiten und Erfolgen.

Der Missionsschüler soll sich an Wissenschaft und Kenntnissen zusammenraffen, was immer er kann, deswegen ist er so sehr in das Joch des Studiums gespannt und wird von ihm verlangt, daß er womöglich am Gymnasium die Reifeprüfung ablege. Das Studium hat dann auch den erzieherischen Wert, daß es den jungen Mann daran gewöhnt, sich zu überwinden bei Lösung schwieriger Aufgaben, so seinen Willen stärkt und ihm neue Ideale vorlegt. — Der Erziehung zu einem starken Willensmenschen, zur Überwindung der Trägheit und des Stolzes dient auch die Handarbeit. An den freien Tagen ist es eine wahre Lust, die Anlagen des Missionshauses zu betreten. Da sehen wir fröhlichen Angesichtes, unter munteren Scherzen, die Jugend mit Schaufel und Spaten, mit Pickel und Hacke, mit Schubkarren und Wagen hantieren. Die ehemalige Wiese hat sich in einen schönen Garten umgeändert; Böschungen wurden angelegt, der große Spielhof in den Hügel hineingebaut. Etwa 300 Obstbäume haben die Schüler gepflanzt, und mit Stolz und Freude können sie die Früchte ihrer eigenen Arbeit genießen. — In der Anstalt besteht eine besondere Turnerabteilung und eine Musikkapelle. In den Weihnachts- und Pfingstferien besucht man verschiedene prächtige Stellen des Jura, so den idyllischen Wallfahrtsort Maria Stein, die Pfirtergegend, die Dreiländerecke, wo Deutschland, Schweiz und Frankreich zusammenstoßen, Basel sowie verschiedene Punkte in den Hochvogesen und im Schwarzwald.

So wächst denn in frischer, würziger Höhenluft, unter väterlicher Leitung, in fröhlicher Gemeinschaft ein körperlich und geistig gesundes Geschlecht heran, die Hoffnung der Missionsgesellschaft. Fromm, gelehrt, gesund und willensstark soll es einst auf den Kampfplatz für Gott und die Kirche treten, die Kreuzesfahne, die den alten Helden entfällt, aufnehmen und weitertragen. — — Da die Anstalt im Operationsgebiet liegt, konnte sie leider seit Kriegsbeginn keine Zöglinge mehr aufnehmen. Nach den letzten Nachrichten soll sie durch das feindliche Granatfeuer sehr gelitten haben.

5. Die Missionsschule zu Rietberg (Westfalen).

Die jüngste Gründung in der deutschen Provinz der Weißen Väter ist das Missionshaus zu Rietberg. Der immer mehr fühlbare Mangel an Berufen, der immer wieder und immer lauter ertönende Schrei aus Deutsch-Ostafrika nach Hilfskräften bewog die Oberen, sich nach einer geeigneten Stelle zu einer neuen Pflanzstätte für Missionsberufe umzusehen. Westfalen mit seinem braven, gutveranlagten Volke schien die Gewähr zu bieten für ein rasches Aufblühen des geplanten Werkes. Die Regierung genehmigte im Frühjahr 1914 die Niederlassung in Anbetracht der Missionsnot und in Anerkennung der durch unsere Missionare in Deutsch-Ostafrika geleisteten, so oft rühmend hervorgehobenen Kulturarbeit.

Wer Immermanns Oberhof und Annette von Droste-Hülshoffs Bilder aus Westfalen gelesen, kennt dieses heimelige Land, die weite Ebene, durchzogen von Wallhecken, Eichenbüschen und Kiefernholz, mit seinen im Schatten der Eichen träumenden, stillen Höfen. Am Horizont grüßen die blauen Höhen des Teutoburger Waldes. Da liegt Rietberg an der Ems — benannt nach dem wasserumflossenen, einige Meter hohen Hügel, wo einst das Schloß der Grafen von Rietberg und Kaunitz stand, — ein Städtchen von etwa 3000 Einwohnern mit seinen altertümlichen, mit sinnigen Sprüchen bemalten Häusern. Noch zum Bistum Paderborn gehörend, liegt es an der Grenze des Münsterlandes.

In den Ostertagen des Jahres 1914 trafen die ersten Patres dort ein, um die Gründung in die Wege zu leiten. Bei dem herzlichen Entgegenkommen der geistlichen und weltlichen Behörden und der ganzen Bevölkerung ging bei der Gründung alles wie gewünscht von statten. Ein zwei Hektar großes Grundstück wurde erworben; die Fundamente eines stattlich geplanten Baues wurden im Juli gegraben und bereits Steine angefahren — da kamen die Kriegsstürme und, da man damals im ungewissen war, ob der Bau im Kriege auch unter Dach kommen könnte, stand man vom Bauen einstweilen ab. Doch war, da man in Rietberg gleich beginnen wollte, ein altes, größeres Haus eingangs der Stadt gemietet worden, das zur Not Platz für einige Patres und eine beschränkte Zahl Schüler bot; eine richtige Kriegsunterkunft. Die nötigen Schlafräume für die Schüler wurden in einem zweiten, vom Gymnasium gütigst zur Verfügung gestellten Hause geschaffen.

Am 12. September zogen die ersten Schüler ein. Sie machten, aus den großen Anstalten zu Haigerloch oder Altkirch kommend, in dem engen, alten Haus mit seinen ausgetretenen Böden und Treppen, seinen schiefwinkligen Türen und Fenstern ein erstauntes Gesicht, fanden sich aber als Jünger der apostolischen Armut bald zurecht und gingen mit frischem Jugendmut an die Arbeit. Die Zöglinge, jedes Jahr 20—30 an der Zahl, besuchen das Progymnasium der Stadt und kehren nach der Einjährigen-Prüfung einstweilen nach Haigerloch zurück, wo sie das Studium fortsetzen. Drei Patres, ein Bruder und drei Weiße Schwestern besorgen die Leitung und den Dienst der im Werden begriffenen Anstalt.

Die Kriegs- und Gründungszeit stellte an den Mut und die Entsagungsfreude der Jugend manche Anforderungen, die sie aber als zukünftige Apostel willig annahmen und im Geiste ihres Berufes ausnützten. Das Grundstück mußte geebnet und in einen Garten umgewandelt werden. Wege und Gemüsebeete wurden angelegt und über 150 Obstbäume gepflanzt, von denen einige bereits hie und da ihre verlockenden Äpfel, Birnen und Pflaumen darbieten als Bürgschaft für die Genüsse kommender schönerer Zeiten.

Per aspera ad astra: durch Kreuz zum Licht, diese Missionarslosung muß sich auch hier bewähren. Das Blut unserer Kriegsopfer, der wackeren

Brüder und braven Schüler, die in Rietberg durchgezogen, die Entbehrungen und Einschränkungen der ersten Zeit sind uns, wenn anders Gottes große Werke klein und unscheinbar anfangen, eine Gewähr dafür, daß der neuen Anstalt im tiefgläubigen Westfalenlande von Gottes Gnade dereinst eine schöne Blüte beschert wird.

III. Kurzer Überblick über die wissenschaftlichen Arbeiten der Genossenschaft.

Der eindringlichen Mahnungen ihres Stifters eingedenk, waren die Missionare bemüht, ihre Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst der wissenschaftlichen Bestrebungen zu stellen. Naturgemäß betätigten sie sich vor allem auf dem Gebiete der Sprachen, der Religions- und Völkerkunde, da diese Fächer eine notwendige Vorbedingung für ein gedeihliches Wirken unter den Eingeborenen sind. Hier hatten die Glaubensboten die erste Arbeit zu leisten, da sie gewöhnlich keinerlei Vorarbeiten vorfanden. Sie waren ja die ersten Europäer, die längere Zeit an dem Orte verweilten und mit den Verhältnissen des Landes, mit Sprache, Anschauungen, Sitten und Gebräuchen seiner Bevölkerung sich eingehender beschäftigen konnten. Meist waren sie aber in den Anfängen der Missionen so mit Arbeit überhäuft, daß sie zu ihrem großen Bedauern keine Zeit fanden, den gesammelten Stoff planmäßig und nach wissenschaftlichen Methoden zu verarbeiten. In vielen Fällen stellten sie mit der größten Uneigennützigkeit die Ergebnisse langjähriger Beobachtungen Reisenden und Forschern zur Verfügung, die sie nur zu oft in wenig edler und wissenschaftlicher Weise in ihren eigenen Werken veröffentlichten, ohne die Quelle auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Aber es sind immer noch genug eigene Veröffentlichungen der Kongregation vorhanden, die beweisen, daß die Kirche und ihre Glaubensboten zu allen Zeiten und in allen Zonen für die wahre Wissenschaft nicht nur großes Verständnis haben, sondern sie auch nach Möglichkeit unterstützen.

Es würde den Rahmen dieser kurzen Geschichte überschreiten, wenn man die Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten im einzelnen anführen wollte. Die Veröffentlichungen, Sammlungen und Beobachtungen in der Zoologie, Botanik, Meteorologie, Geologie, Geographie, Kartographie und Medizin können nur kurz im Vorübergehen erwähnt werden. — Auf dem Gebiet der Geschichte wurde besonders die Geschichte der Kirche Nordafrikas in mehreren Bänden behandelt. In der Altertumsforschung haben vor allem die Patres von Karthago und Jerusalem Hervorragendes geleistet. Die Veröffentlichungen des unermüdlichen P. Delattre über die Ausgrabungen in Karthago und die dabei gemachten Funde und Entdeckungen gehen in die Hunderte. Er ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften und wurde in Anerkennung seiner Verdienste von der französischen Regierung zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Auf dem Gebiet der Religions- und Völkerkunde sind mehrere selbständige Arbeiten in Buchform erschienen. Die meisten Studien befinden sich aber in den zum Teil noch unveröffentlichten Chroniken, Jahresberichten und in den acht verschiedenen Ausgaben der Zeitschrift der Genossenschaft[1]. Auch im „Anthropos" sind im Laufe der Jahre zahlreiche völkerkundliche Artikel erschienen, die große Beachtung fanden. Der auf diesem Gebiete besonders verdiente P. van der Burgt erhielt für seine Leistungen den Roten Adlerorden vierter Klasse.

Bei weitem die meisten Veröffentlichungen beziehen sich auf die Sprachwissenschaft. Ein nicht einmal ganz vollständiges Verzeichnis umfaßt neun Quartseiten. In 31 verschiedenen afrikanischen Sprachen wurden gedruckte Sprachlehren und meist auch ausführliche Wörterbücher herausgegeben. Daneben befinden sich an den einzelnen Missionsstationen wichtige handschriftliche Aufzeichnungen, die zum Teil Besonderheiten der zahlreichen Mundarten ins Auge fassen und den neueintreffenden Missionaren die wertvollsten Dienste leisten. — In den hauptsächlichsten Sprachen sind erschienen: ein kleiner und ein großer Katechismus, oft auch eine Erklärung zum großen Katechismus für die Katechisten; eine kurze biblische Geschichte; Übersetzungen der Evangelien; verschiedene Gebetbücher. Sammlungen von Heiligenleben und Kirchenliedern. — In den weiter vorangeschrittenen Missionen wurden zumeist veröffentlicht: ein Abriß der Kirchengeschichte; verschiedene Schulbücher; Handbücher der Geschichte und der Geographie; Sammlungen von einheimischen Volksliedern. In Uganda wurde bereits ein dickes Latein-Ruganda-Wörterbuch zum Gebrauch der Seminaristen gedruckt. In Deutsch-Ostafrika ist die schöne Schulbibel von Professor Dr. Ecker in Tausenden von Exemplaren in der Kinyaruanda- und der Kihayasprache unter den Eingeborenen verbreitet.

In den theologischen Fächern wurde vorzüglich die Missionspastoral gepflegt. Neben den Direktorien mehrerer Vikariate für das Katechumenat seien hier die Veröffentlichungen von P. Michel über die Spendung der Sakramente unter Berücksichtigung der Missionsländer und seine zweibändige Moraltheologie erwähnt.

Diese kurzen Angaben werden genügen, um wenigstens anzudeuten, daß die Mitglieder der Kongregation, trotzdem sie durch die eigentlichen apostolischen Arbeiten voll und ganz in Anspruch genommen sind, doch noch immer etwas Zeit zu erübrigen verstehen, um nach Kräften zur Förderung der Wissenschaft beizutragen.

[1] Die Genossenschaft gibt neben den Jahresberichten und dem „Kleinen Echo", die nur für die Mitglieder bestimmt sind, mehrere Missionszeitschriften heraus: eine in deutscher Sprache — „Afrika-Bote" —, drei in französischer, eine in englischer, eine in flämischer und eine in holländischer Sprache.

Nachwort.

Wir sind am Schlusse unserer Wanderung angelangt. Erbauliche und tröstliche, aber auch düstere und weniger anziehende Bilder zogen vor unserem Auge vorüber. Nach den Plänen der göttlichen Vorsehung gibt es auch im Missionswerke Freud und Leid, Licht und Schatten, Erfolg und Mißerfolg. Verfolgungen und Prüfungen jeder Art blieben den Glaubensboten nicht erspart, indes es ging trotz alledem unter dem Siegesbanner des Kreuzes in erfreulicher Weise voran. — Aber wieviel bleibt noch zu leisten übrig! Wieviel unsterbliche Seelen warten in den der Genossenschaft anvertrauten Gebieten noch auf die frohe Botschaft des Heiles! Wieviel religiöses und sittliches Elend gibt es da noch zu beseitigen, wieviel Seelennot zu lindern! Die Kleinen verlangen nach dem Brot des Lebens, und es ist niemand da, der es ihnen bräche. Die Zahl der Glaubensboten war von jeher zu gering für die unermeßliche Ernte, und nun hat der grausige Krieg noch schmerzliche Lücken in die Reihen der Missionsarbeiter gerissen. Wieviel Boten des Friedens mußten ihre Tätigkeit der Liebe und des Segens mit dem rauhen Kriegshandwerk vertauschen! Wie mancher verdiente Missionar oder hoffnungsvolle Priester- und Brüderkandidat fiel auf dem Felde der Ehre für das Vaterland, oder büßte im Dienste der Heimat seine Gesundheit und seine geraden Glieder ein! Die deutsche Provinz allein zählte bis Ende September 1918: 31 Tote, 61 Verwundete, 22 Gefangene und Vermißte, 39 Erkrankte, eine ganze Reihe Invaliden; die aus den Missionen Deutsch-Ostafrikas gefangen weggeschleppten und in alle möglichen Länder zerstreuten Patres und Brüder nicht mitgerechnet [1].

Diese Lücken müssen wieder ausgefüllt werden; aus den Trümmern soll neues, kräftiges Leben entstehen. Möge deshalb der Ruf des Herrn an zahlreiche opferwillige Knaben und edelgesinnte Jünglinge ergehen, sich der großen Sache des Gottesreiches zu weihen, Kriegsdienste zu tun im Heere des Heilandes gegen das Reich der Finsternis, auszuziehen zur Eroberung unsterblicher Seelen, dem Kostbarsten, was es hienieden gibt,

[1] Die deutsche Provinz hatte Ende September 1918 172 Kriegsteilnehmer. 5 wurden mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet, 48 erhielten das Eiserne Kreuz II. Klasse und 13 andere Auszeichnungen. 6 wurden zu Leutnants, 1 zum Feldwebel-Leutnant, mehrere zu Offiziers-Aspiranten, Vizefeldwebeln usw. befördert.

und sich für diese Seelen zu opfern, wenn es Gottes hl. Wille ist! Wer will mutig an die Stelle der Gefallenen treten und die ihren erstarrten Händen entfallene Fahne des Kreuzes aufnehmen und weitertragen dem sicheren Siege entgegen? Allerdings muß man da auf manches verzichten, was der Natur zusagt und woran das menschliche Herz hängt. Es winkt da auch kein irdischer Lohn, es sind keine besonderen Ehren und Auszeichnungen zu erwarten; — aber dafür ziehen dann diese Apostel Jesu Christi frei und ungehemmt hinaus, um den Seelen die Reichtümer der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit auszuteilen und sich so Schätze zu erobern, die weder die Diebe rauben, noch Rost und Motten verzehren können. In den Spuren des Heilandes wandelnd, ziehen sie durch die Steppen und Wälder der Heidenländer, um wie ein zweiter Barmherziger Samaritan den unter die Räuber gefallenen Söhnen Chams Gutes zu tun, Öl und Wein in ihre Wunden zu gießen und liebevoll für sie zu sorgen. Welche Ehre uud welches Glück, vom Allmächtigen gewürdigt zu werden, in gewissem Sinne das Auge Gottes zu sein, um die Not der armen Heiden zu sehen und sie zu lindern; das Ohr Gottes, um ihr Seufzen und Flehen zu vernehmen; der Mund Gottes, um die Botschaft des Heiles zu verkünden, zu mahnen und zu trösten; die Hand Gottes, um die Tränen zu trocknen, die Wunden zu heilen und Segen zu spenden.

Möge der Herr aber auch recht viele edle Seelen erwecken, die in der Heimat großmütig mithelfen an dem Wiederaufbau des schwergeprüften Missionswerkes. Sie sollen das schöne Amt der Martha und der frommen Frauen versehen, die dem Heiland und den Aposteln folgten, um für ihre leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Jeder kann und muß da mithelfen; denn dazu braucht man bloß ein von Glaubensgeist und Liebe durchdrungenes Herz zu haben, das von der großen Seelennot zum Mitleid bewegt wird und sich dann entschließt, nach Kräften dazu beizutragen, daß das namenlose Elend der Heidenwelt immer mehr gelindert werde. Eifriges, apostolisches Gebet, in apostolischer Gesinnung angenommene und mit Geduld ertragene Leiden sind mächtig wirkende Missionskräfte. Die meisten werden in der Lage sein, das Apostolat des Gebetes und das Apostolat des Leidens wenigstens in etwa durch das Apostolat des Almosens zu ergänzen. Das ist ohne Zweifel die beste Kapitalanlage, die unvergängliche Zinsen trägt. Jeder, auch der kleinste Beitrag hilft da mit zum großen Gottesbau: das Scherflein der armen Witwe und die sauer verdienten Sparpfennige des edelmütigen Dienstmädchens ebensogut wie die größeren Spenden der mit irdischen Gütern Gesegneten. Alle werden dereinst reichen Apostellohn erhalten, der Verheißung des Heilandes gemäß: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." (Matth. 5, 7.)

Wenn so die Missionsfreunde in der Heimat und die Glaubensboten draußen zusammenstehen und zusammenwirken, dann wird das Licht des

wahren Glaubens immer mehr hineinleuchten in die Finsternis des Heidentums mit seinem Aberglauben und seinen sittlichen Verirrungen, und dann wird auch mit Gottes allmächtigem Beistand der so heiß ersehnte Tag immer näher kommen, wo die Mohammedaner und die Heiden Afrikas den allein wahren Gott erkennen und den Er gesandt hat

Jesum Christum, Seinen Sohn,
unsern Herrn.
Amen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 3

Erster Teil. Die Genossenschaft in ihrem Entstehen und in ihrer Entwicklung

1. Erste Versuche des Apostolates in Algerien 5
2. Fügung und Führung im Leben des Stifters 8
3. Hungersnot in Algerien 10
4. Anfänge der Genossenschaft 14
5. Ernste Schwierigkeiten 19
6. Tröstliche Weiterentwicklung. Billigung durch ein Provinzialkonzil 22
7. Die zwei ersten Generalkapitel. 1874. 1875 25
8. Ermordung von drei Missionaren in der Sahara. 1876. Neue Schwierigkeiten 28
9. St. Anna in Jerusalem. Mission in Innerafrika 1878 31
10. Erste Gutheißung der Regeln durch den hl. Stuhl 1879 33
11. Drei neue Opfer in der Sahara 1881 34
12. Innere Erstarkung 36
13. Antisklaverei-Feldzug. Bischof Livinhac Generaloberer. Tod des Stifters 38
14. Weitere Bearbeitung und Ergänzung der Regeln. Endgültige Gutheißung der Genossenschaft 1908 41

Zweiter Teil. Wesen und besonderer Geist der Genossenschaft . . . 43

Dritter Teil. Grundzüge des Missionsverfahrens der Genossenschaft und ihre Missionsgehilfen

Einleitung 48

I. Einige allgemeine Richtlinien für die Missionstätigkeit 49

II. Das Katechumenat 54

III. Wichtige Hilfsmittel zur Festigung und zur Vertiefung des christlichen Lebens.

1. Vereinstätigkeit 57
2. Die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit 59
3. Das Bestreben, die einzelnen Missionen finanziell selbständig zu machen 61

IV. Die Missionsgehilfen.

1. Europäische Missionshelfer.
   a) Die Missionsbrüder 63
   b) Die Weißen Schwestern 65
   c) Die Karmeliterinnen und Schwestern der Sühne 66

Seite

2. Einheimische Gehilfen.

a) Die Katechisten 67
b) Die einheimischen Brüder 69
c) Die einheimischen Priester 69
d) Die einheimischen Schwestern 73

Vierter Teil. Die Genossenschaft auf den verschiedenen Arbeitsfeldern

I. Nordafrika. Islammission.

1. Besondere Schwierigkeiten der Islammission 76
2. Die einzelnen Arbeitsgebiete

a) Die christlichen Araberdörfer St. Cyprian und St. Monika . . 80
b) Karthago 82
c) Thibar 84
d) Kabylien 85
e) Sahara. Apostolische Präfektur Ghardaia 90

II. Westafrika. Apostolisches Vikariat des französischen Sudan . . 94

III. Äquatorialafrika.

1. Zug der ersten Missionare ins Innere 97
2. Apostolisches Vikariat Uganda 106
3. „ „ Viktoria-Nyansa 118
4. „ „ Kivu 122
5. „ „ Tanganika 127
6. „ „ Unyanyembe 131
7. „ „ Ober-Kongo 135
8. „ „ Bangweolo 138
9. „ „ Nyassa 141

IV. Griechisch-melchitisches Priesterseminar St. Anna in Jerusalem 144

Fünfter Teil Die Genossenschaft in der Heimat.

I. Die außerdeutschen Anstalten 149

II. Die deutschen Anstalten 150

Einleitung 150
1. Das Brüderpostulat und Noviziat zu Marienthal 152
2. Das Missionsseminar und die Missionsprokura zu Trier 154
3. Die Missionsschule zu Haigerloch 157
4. Die Missionsschule zu Altkirch 159
5. Die Missionsschule zu Rietberg 162

III. Kurzer Überblick über die wissenschaftlichen Arbeiten 164

Nachwort 166

Inhaltsverzeichnis.
28 Bilder.

Wie kann man die Missionen der Weißen Väter unterstützen?

1. Durch das Gebet: Wir sollen beten um friedliche und gedeihliche Entwicklung der Missionen, um Erleuchtung für die Heiden, um Mut und Kraft für die Katechumenen, um Standhaftigkeit für die Christen. Der Weisung des Heilandes gemäß müssen wir ganz besonders den Herrn bitten, daß er Arbeiter in seine reiche und reife Ernte sende. Zu diesem Zwecke können wir auch unsere Arbeiten und Leiden Gott aufopfern.

2. Durch eine **Studienstiftung** an eines unserer Missionshäuser, oder wenigstens durch einen entsprechenden Beitrag zu einer solchen. Die Zinsen des Kapitals werden zur Heranbildung von Missionaren verwendet. Wem es nicht vergönnt ist, seine eigene Person in den Dienst der Mission zu stellen, der kann auf diese Weise einen **Ersatzmann** stellen, indem er es einem unbemittelten Knaben oder Jüngling ermöglicht, zu studieren und Missionar zu werden. Es ist dies ein gar schönes, verdienstliches und besonders in den jetzigen Zeiten äußerst notwendiges Werk, das allen jenen nicht genug empfohlen werden kann, denen die Mittel zur Verfügung stehen und die Gott gern einen Priester schenken möchten. Welcher Trost, durch sein edelmütiges Almosen die Ausbildung eines Apostels Christi ermöglicht zu haben!

3. Durch Adoption eines Missionars, indem man jährlich für seinen Unterhalt die Summe von 800—1000 Mk. zahlt. Wer dieses großmütige Opfer bringen kann, wird gewissermaßen Mitarbeiter des Missionars und wird reichen Anteil an seinen Erfolgen und Verdiensten haben.

4. Durch Adoption eines Missionsschülers oder Missionsseminaristen, indem man für ihn die jährliche Pension von 450 Mk. bestreitet.

5. Durch Adoption eines schwarzen Priesterkandidaten mit einer jährlichen Pension von 100 Mk., oder eines Neger-Katechisten, jährlich 170 Mk.; oder durch eine Stiftung zur Heranbildung von schwarzen Priestern.

6. Durch Loskauf eines Heidenkindes mit 80 Mk., oder durch Ueberweisung von 21 Mk., um Pate oder Patin eines schwarzen Kindes zu werden mit dem Rechte, dessen Namen zu bestimmen.

7. Durch jede, auch die geringste Gabe an Geld oder nützlichen Gegenständen, durch testamentarische Zuwendungen, fromme Stiftungen, auch mit Vorbehalt der jährlichen Zinsen, gegen eine sogenannte Leibrente. (Man setze sich mit einem Missionshaus in Verbindung.)

Wer sich oder andern ein schönes Denkmal zu setzen gedenkt, wer wünscht, nach seinem Tode nicht vergessen zu werden und an den geretteten Seelen Fürsprecher im Himmel zu haben, wer sich gegen Gott für eine Gnade dankbar erzeigen oder eine Gnade erflehen will, hat hierdurch die beste Gelegenheit, er „übt mehrere Werke der christlichen Liebe zugleich", ja „von allem Göttlichen das Göttlichste", er wird „Mitarbeiter Gottes am Heile der Seelen" Papst Leo XIII.

BINDING MAR 12 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BV
2010
F7

Frey, Theodor
Die Gesellschaft der Missionare von Afrika, Weisse Väter in ihrem 50jährigen Bestehen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 12 25 02 011 4